

SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 3²⁰²²

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Landeskunde,
Natur und Umwelt
68. Jahrgang
Heft 3/2022
14,00 €



Frankenberg



Editorial	
Sachsens Pioniergeist entdecken	189
Uwe Ulrich Jäschke Frankenberg/Sa. Erste sächsische Garnisonsstadt	190
Reinhard Jeromin Zur Stadtgeschichte Frankenburgs bis zum Beginn der Industrialisierung	198
Wolfgang Schwabenicky Schloss Sachsenburg bei Frankenberg	206
Wolfgang Schwabenicky Die wüste mittelalterliche Bergstadt Bleiberg auf dem Treppenhauer	215
Falk-Uwe Langer Zum historischen Baubestand Frankenburgs	222
Yves Hoffmann und Uwe Richter Der spätbarocke Neubau der Frankenger Kirche	228
Burkhardt Fischer Frankenberg als Bildungsstandort	234
Reinhard Jeromin Gewerbe- und Industriegeschichte der Stadt Frankenberg	240
Martin Kaiser Geschichte der Wettiner-Kaserne und der Garnison Frankenberg	250
Mykola Borovyk Frankenberg in der NS-Zeit	256
Andreas Klöden Frankenberg vom Kriegsende bis 1989	263
Andreas Klöden Frankenberg von 1989 bis heute Aspekte des Wandels	267
Matthias Häusler Nachhaltige Fluss- und Auengestaltung Die 8. Sächsische Landesgartenschau in Frankenberg	272
Tobias U. Müller Zum Erlebnismuseum ZeitWerkStadt, seinen Frankenger Vorläufer-Museen und ihren Sammlungen	278
Justus Rau und Udo Gassner Frankenger Pioniergeist heute	283
Reinhard Jeromin Frankenger Köpfe	287
Neuerscheinungen	292
Mitteilungen	295

Sachsens Pioniergeist entdecken

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Leserinnen und Leser, werte Gäste,

herzlich willkommen in unserer Garnisonsstadt! Frankenberg/Sa. mit den Ortschaften Sachsenburg/Irbersdorf, Dittersbach, Langenstriegis, Altenhain und Mühlbach/Hausdorf ist eine Stadt im Landkreis Mittelsachsen, gelegen am Rande des Erzgebirges. Die Stadt zeichnet eine besonders verkehrsgünstige Lage aus und Frankenberg/Sa. ist stolz auf ihre Stadtentwicklung – mit Gastlichkeit, ausgezeichneten Bildungsangeboten, einem lebendigen Vereinsleben auf allen Gebieten und einem Zuhause für rund 14.000 Einwohner. Frankenberg/Sa. versteht sich mit einer mehr als 830-jährigen Geschichte als traditionsbewusste und zugleich innovative Stadt.

Die heutige Kleinstadt Frankenberg entstand im 12. Jahrhundert durch eine Gründung fränkischer Siedler als Waldhufendorf. Zur Stadt entwickelte sich der Ort bereits im Mittelalter, als reiche Erz- und Silberfunde im Zschopautal die wirtschaftliche Entwicklung beschleunigten. Doch bereits Ende des 16. Jahrhunderts löste die Weberei den Bergbau als Haupterwerbsquelle ab und Frankenberg wurde zum „Weberstädtchen“. Der historische Stadtkern wurde mit großem Aufwand saniert und bildet mit seinen gut erhaltenen Bürgerhäusern, dem Marktbrunnen und der barocken Postmeilensäule ein kleines Spiegelbild der urbanen Geschichte Sachsens.

Seit über 450 Jahren dient Frankenberg als Garnisonsstadt zur Unterbringung von Soldaten und militärischen Einrichtungen. Heute ist hier der Sitz der Panzergrenadierbrigade 37 „Freistaat Sachsen“.

Großzügig angelegte Spielplätze, Parks, Sportanlagen, Museen und Theater (Stadtpark, Welt-Theater, Holzoper) bieten vielfältige Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung. Von dem ehemaligen Bahnhofsgelände aus (heute das Haus der Vereine), führen gut ausgebaute Wanderwege durch das idyllische Lützelatal. Zu den beliebtesten Anziehungspunkten für Touristen zählen die im Rahmen der 8. Sächsischen Landesgartenschau (2019) neu gestalteten Naturräume Zschopauaue und Mühlbachtal, der Harrasfelsen sowie das Schloss in Sachsenburg. Aber auch das Besucherbergwerk Alte Hoffnung Erbstolln in Schönborn-Dreiwerden, die mittelalterliche Bergstadt Bleiberg in Sachsenburg oder die St.-Aegidien-Kirche im Herzen der Stadt sind lohnenswerte Ziele. Großartige Erfindungen und Errungenschaften aus Sachsen können die Besucher unserer Stadt im Erlebnismuseum für Stadt- und Industriegeschichte ZeitWerkStadt entdecken. Originale Exponate u. a. zur Textilindustrie, Teppichweberei oder der Drucktechnik zeigen technologische Entwicklungen „Made in Sachsen“. Auch die Spuren der Autoindustrie führen nach Frankenberg/Sa. und in die ZeitWerkStadt: zahlreiche historische Fräse- und Barkas sind nicht nur für Autoliebhaber ein echter Hingucker. Das Motto der ZeitWerkStadt ist „Sachsens Pioniergeist entdecken“ und war damit naheliegender Namensgeber



des selbigen Mottos des Tages der Sachsen, welcher im September 2022 in Frankenberg/Sa., nach zweijähriger Corona-Pause, gefeiert werden sollte.

Auf Empfehlung des Sächsischen Ministerpräsidenten Michael Kretschmer bewarb sich die Stadt Frankenberg/Sa. um das größte Fest der Vereine und erhielt den Zuschlag zur Ausrichtung. Doch aufgrund der coronabedingten schwierigen Haushaltslage musste die Stadt das Fest absagen.

Diese Publikation entstand im Rahmen der Vorbereitungen des Tages der Sachsen 2022. Die Inhalte sowie die Autoren waren bereits festgelegt und die ersten Beiträge in Arbeit, als das Fest abgesagt wurde, und so haben sich alle Beteiligten für die Veröffentlichung entschieden.

Das Themenheft informiert anschaulich über die wechselvolle Geschichte, die Entwicklung, Baudenkmäler, den Militärstandort sowie über den noch heutigen Pioniergeist der Stadt Frankenberg/Sa. und seiner Einwohner.

Mein Dank gilt den Herausgebern der „Sächsischen Heimatblätter“ sowie allen Autoren und dem Frankenger Stadtarchiv, die dazu beigetragen haben, dass diese umfangreiche Publikation veröffentlicht werden kann. Ich bedanke mich recht herzlich für das große Engagement aller, die sich bereits mit viel Enthusiasmus dem „Tag der Sachsen“ gewidmet haben. Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen der Lektüre und freue mich, wenn Sie uns in Frankenberg/Sa. besuchen kommen. Im Erlebnismuseum der Stadt- und Industriegeschichte ZeitWerkStadt können Sie sich ein Bild machen von Sachsens Pioniergeist und dessen Verbindung in die Welt.

Ausführliche Informationen erhalten Sie jederzeit auf unserer Internetpräsenz www.frankenberg-sachsen.de.

*Ihr Thomas Firmenich
Bürgermeister der Stadt Frankenberg/Sa.*



Frankenberg, Markt mit Rathaus
und Postmeilensäule
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Frankenberg/Sa.

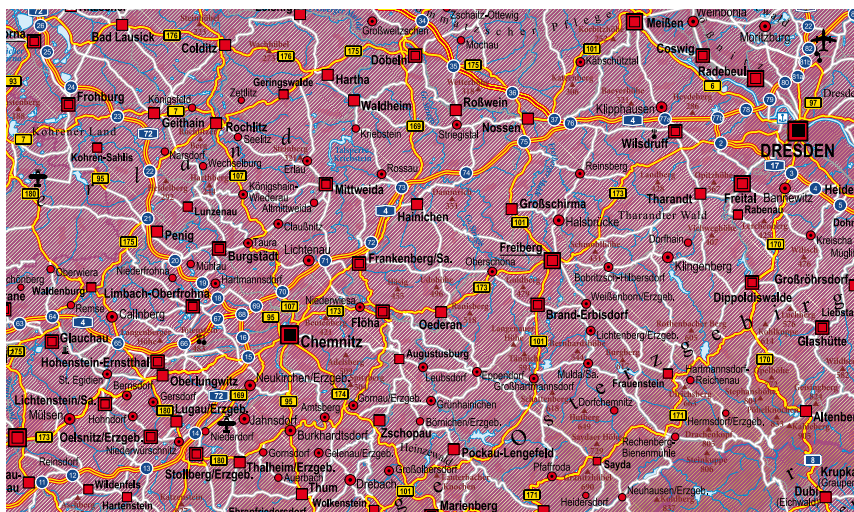
Erste sächsische Garnisonsstadt

Uwe Ulrich Jäschke

Garnisonsstadt Frankenberg,
Kartenausschnitt 1:600.000
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke

Die Lage

Das Stadtgebiet von Frankenberg liegt am rechten
Ufer der Zschopau und erstreckt sich von Alten-



hain im Süden bis nach Irbersdorf im Norden. Im Westen ist Ortelsdorf die einzige Siedlung auf dem rechten Ufer der Zschopau, und im Osten wird das Stadtgebiet von Langenstriegis begrenzt. Der amtliche Stadtname lautet „Frankenberg/Sa.“, um den Ort von anderen Frankenbergs in Deutschland zu unterscheiden. Um die Lesbarkeit zu verbessern, wurde in diesem Heft der Zusatz „/Sa.“ mit Ausnahme amtlicher Angaben weggelassen.

Mit seinen knapp 14.000 Einwohnern zählt Frankenberg zu den 43 Kleinstädten im Freistaat Sachsen. Kleinstädtisch liegt die Stadt im Landkreis Mittelsachsen des Freistaates Sachsen nordöstlich der Großstadt Chemnitz.

Über die Bundesautobahn A4 ist Frankenberg an das deutsche Autobahnnetz über zwei Anschlussstellen angebunden. Die Anschlussstelle 71 Chemnitz Ost liegt in der Nachbargemeinde Lichtenau und bindet über eine Kreisstraße die Bundesstraße 169 an, die parallel zur A 4 die Stadt von Südwesten nach Nordosten durchschneidet. Die nördliche Anschlussstelle 72 Frankenberg ist die

direkte Anbindung an die B 169. Eine weitere Bundesstraße, die B 180, endet nach 262 Kilometern an der Einmündung in die B 169 nahe der Zeit-WerkStadt.

Frankenberg wird nicht vom überregionalen Bahnverkehr bedient. Der Regionalverkehr wird seit dem 11. Dezember 2004 von der City-Bahn Chemnitz als Strecke C15 Chemnitz Technopark – Hainichen durchgeführt. Dafür war 2014 ein Bahninfrastrukturanschluss auf dem Hauptbahnhof in Chemnitz eingerichtet worden, um den umsteigefreien Betrieb vom Straßenbahnnetz auf das Bahnnetz zu ermöglichen. Die Strecke wird Montag bis Freitag im 60-Minuten-Takt befahren. Die drei Haltepunkte in Frankenberg sind Frankenberg (Sachs) Süd, Frankenberg (Sachs) und Dittersbach. Die Haltepunkte der Strecke sind den Erfordernissen des modernen Bahnverkehrs angepasst worden. Die Fahrtzeit von Chemnitz Hbf Bahnsteig 4 bis Frankenberg (Sachs) mit dem Citylink (BR 690) beträgt 22 Minuten.¹

Für den straßengebundenen öffentlichen Personennahverkehr ist der Verkehrsverbund Mittelsachsen GmbH verantwortlich. Der Verbundlinienetzplan weist sieben überörtliche Buslinien aus, der Stadtverkehr die Linien D und E.

Der Flughafen Dresden (DRS) liegt direkt in 54 Kilometern Entfernung an der A 4, der Flughafen Leipzig/Halle Airport (LEJ) ist in 81 Kilometer Entfernung über die A 4 und die A 14 erreichbar. Elf weitere Verkehrslandeplätze, Flugplätze und Flughäfen mit stark eingeschränktem Flugbetrieb sind in unter 100 Kilometern Entfernung erreichbar.

Administrative Zuordnung

Das Kurfürstentum und spätere Königreich Sachsen veränderte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts vom Feudalstaat durch entsprechende Verfassungsgebung zu einem modernen Verfassungs- und Rechtsstaat mit Gewaltenteilung. Das zeigt sich unter anderem in der administrativen Gliederung und in der Selbstverwaltung von Städten und Gemeinden. Die Schritte dazu waren die Verabschiedung der ersten Sächsischen Verfassung 1831, das Inkrafttreten des Sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuches 1865 und die konsequente Trennung von Justiz und Verwaltung 1873/74.

Das Historische Ortsverzeichnis von Sachsen weist Frankenberg 1282 als „oppidum“, einem Synonym für Stadt, aus.² Die administrative Zugehörigkeit und Entwicklung der Stadt wird ausführlich im Artikel „Zur Stadtgeschichte Frankenburgs bis zum Beginn der Industrialisierung“ dargelegt.³

Frankenberg gehörte zur Amtshauptmannschaft Flöha und später zu den Kreisen Hainichen und Mittweida. Seit 2008 ist die Stadt Teil des Landkreises Mittelsachsen.

Naturraum

Nach der chorischen Einteilung Sachsens von Mannsfeld⁴ gehört der Raum von Frankenberg zum sächsischen Lößgefilde in der Makrochore



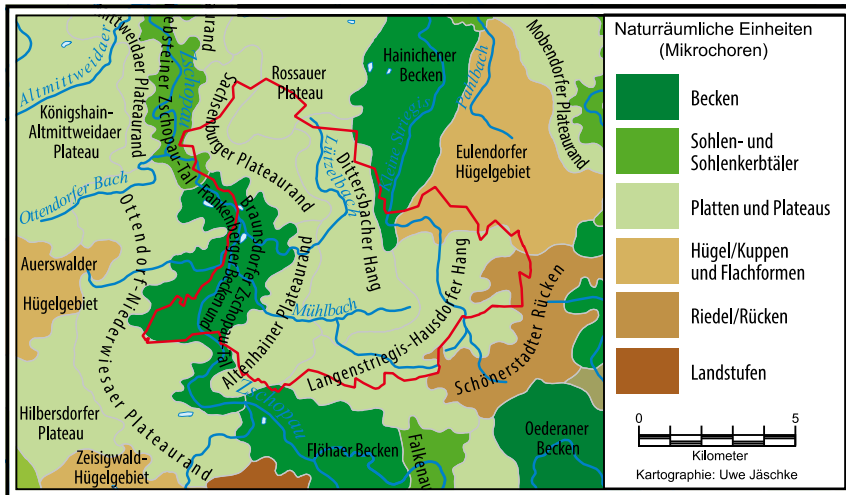
Erzgebirgsbecken. Als Mesochore ist das „Becken von Flöha und Frankenberg“ genannt.

Das Erzgebirgsbecken ist nur geologisch eine Senkungszone oder ein Becken. Das Oberflächenbild weist bei Höhen zwischen 230 bis 500 Metern Hügelland, flache Rücken und aus dem Erzgebirge kommende, meist tief eingeschnittene Täler auf und wird von Sedimentgesteinen des Rotliegenden bestimmt. Die Lößbedeckung ist auf die Osthänge der von Süd nach Nord verlaufenden Täler beschränkt. Auf den Flächen und Hängen dagegen ist der Löß durch die hohen Niederschläge degradiert.

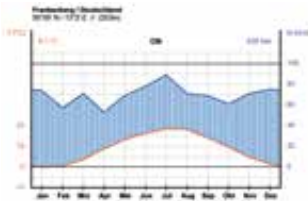
Garnisonsstadt Frankenberg im Landkreis Mittelsachsen
 Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke

- https://www.city-bahn.de/de/Daten_Fakten/Unsere_Linien/Linie_C15_Chemnitz_Hainichen_1126.html
- <https://hov.isgv.de/Frankenberg/Sa.>
- Siehe Beitrag von Reinhard Jeromin in diesem Heft.

Jahr	Politische Einheit	Verwaltungssitz	Bemerkung
1764	Amt Frankenberg mit Sachsenburg	Frankenberg	
1856	Gerichtsamt Frankenberg	Frankenberg	
15. Oktober 1874	Amtshauptmannschaft Flöha	Flöha	Aus Teilen der Bezirke der Gerichtsämter Augustsburg, Frankenberg, Oederan, Zschopau und der Gemeinde Hohndorf aus dem Gerichtsamt Wolkenstein
1. Januar 1939	Landkreis Flöha	Flöha	
25. Juli 1952	Kreis Hainichen	Hainichen	26 Gemeinden aus Krs. Döbeln 9 Gemeinden aus Krs. Flöha 1 Gemeinde aus Krs. Freiberg 13 aus Krs. Rochlitz (1952: 49 Gemeinden)
17. Mai 1990	Landkreis Hainichen	Hainichen	(1994: 16 Gemeinden)
1. August 1994	Landkreis Mittweida	Mittweida	9 Gemeinden aus Krs. Chemnitz 1 Gemeinde aus Krs. Flöha 2 Gemeinden aus Krs. Geithain 16 Gemeinden aus Krs. Hainichen 20 Gemeinden aus Krs. Rochlitz (1994: 48 Gemeinden)
1. August 2008	Landkreis Mittelsachsen	Freiberg	



Naturräumlichen Einheiten im Stadtgebiet von Frankenberg/Sa.
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke



Klimadiagramm
Diagramm: Uwe Ulrich Jäschke

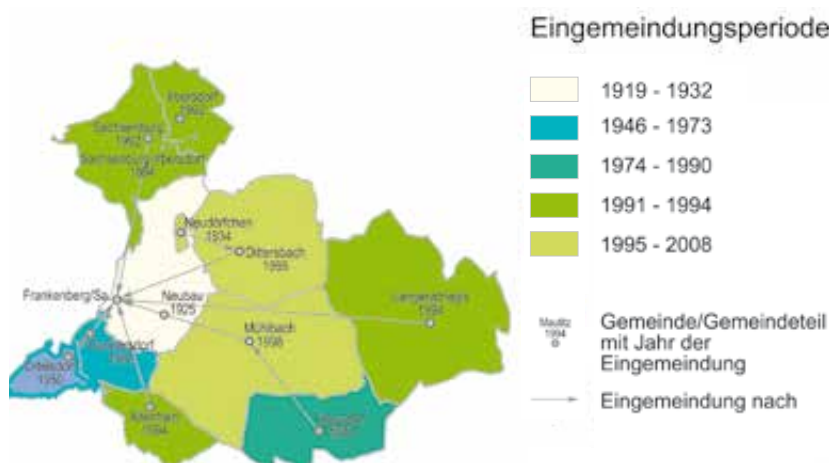
rechts: Ehemaliger Gutsbezirk
Neubau mit industrieller
Wohnbebauung
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Eingemeindungen
nach Frankenberg
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke

Frankenberg gehört zur Klimazone des Cfb-Klimas. Die Niederschläge sind über das Jahr gleichmäßig verteilt, die Niederschlagsdifferenz zwischen dem trockensten Monat (April) und dem niederschlagsreichsten Monat (Juli) beträgt 36 Millimeter. Die vier Sommermonate Juni, Juli, August, September liegen im Mittel über 10 °C und unter 22 °C. Der kälteste Monat liegt mit -0,3 °C um den Gefrierpunkt. Trotz der Niederschläge ist der Juli der Monat mit den meisten Sonnenscheinstunden (333). Die Durchschnittstemperatur beträgt nach dem letzten Klimaintervall 9,1 °C, und der Jahresniederschlag beläuft sich auf 838 Millimeter.⁵

Stadtgliederung

Die ursprüngliche Stadt Frankenberg/Sa. liegt in einer Talweitung der Zschopau auf den Schwemmkegeln von Lützelbach und Mühlbach. Ursprünglich als Waldhufendorf gegründet, nimmt man den Gründungszeitraum um 1165 im Rahmen einer Kolonisationswelle aufgrund kaiserlicher Territorialsicherung an. Urkundlich wird Frankenberg erstmals 1206 erwähnt.⁶ Klimatisch fällt dieser Siedlungsausbau in die mittelalterliche Warmzeit (von etwa 900 bis 1350), einem Klimaoptimum, in dem es durch eine gute Versorgung mit Nahrungsmitteln zur einem



reichsweiten Bevölkerungsanstieg kam, mit dem diese Binnenkolonisation erst möglich wurde. Den ersten Gebietsgewinn erhielt Frankenberg am 10. Dezember 1948, als im Rahmen der Bodenreform die selbständigen Gutsbezirke und Staatsforstreviere aufgliedert und Städten und Gemeinden zugeordnet wurden. Frankenberg erhielt einen Anteil des Staatsforstreviers Frankenberg, alle später eingemeindeten Orte ebenfalls.⁷ Nach Eingemeindungen nach dem Zweiten Weltkrieg besteht Frankenberg heute aus sechs Ortsteilen:

- Frankenberg/Gunnersdorf mit Ortelsdorf
- Sachsenburg/Irbersdorf
- Dittersbach/Neudörfchen
- Langenstrieß
- Altenhain
- Mühlbach/Hausdorf

Alle eingemeindeten Orte sind dem Historischen Ortsverzeichnis nach entsprechend der Siedlungsperiode einreihige oder zweireihige Waldhufendörfer. Die Anzahl der Häuserreihen ist von der Talform, Kerbtal oder Sohlenkerbtal, abhängig.

Eingemeindungen



Innerhalb des Weichbildes von Frankenberg/Sa. Bestand seit 1553 das Einzelgut **Neubau** als Rittergut mit einer Häusergruppe. Die Einwohnerzahl verminderte sich von 160 Einwohner 1834 auf acht Einwohner 1875. Heute ist dieser ehemalige Gutsbezirk gegenüber der Wettiner-Kaserne mit seiner industriellen Wohnbebauung wohl eine der dicht besiedeltesten Flächen Frankenburgs. 1945 wurde das Rittergut enteignet. Das 1553/54 erbaute Herrenhaus ist erhalten und wurde bis vor wenigen Jahren als Museum genutzt.⁸

Als erste Landgemeinde wurde 1961 das im Südwesten gelegene **Gunnersdorf** mit seinem Ortsteil Ortelsdorf eingemeindet. Gunnersdorf wurde 1350 erstmals urkundlich erwähnt und war ein einreihiges Waldhufendorf. Heute ist der Ort mit Frankenberg zusammengewachsen. Die Gunnersdorfer Straße erinnert noch an die alte Landgemeinde.

1950 war **Ortelsdorf**, am westlichen Ufer der Zschopau gelegen, nach Gunnersdorf eingemeindet worden. Heute wird der Ort durch einen Autoteilehandel und seine Wohnfunktion geprägt.

Im Ortsteil **Altenhain** ist noch heute die Form des 1378 ersterwähnten Waldhufendorfes zu erkennen. Umgeben von gepflegten Ackerflächen, wird der Ort heute hauptsächlich als Wohnort genutzt. Der Naher-

Stadtteile	Ortsform	Flurform	Ersterwähnung	Sprache
Frankenberg/Sa.	Stadtanlage aus Waldhufendorf entstanden	teilweise parzellerte Waldhufenflur	1206	dt.
Neubau	Einzelgut mit Häusergruppe		1553	dt.
Gunnersdorf (1961)	einreihiges Waldhufendorf	Blockflurteil	1350	dt.
Ortelsdorf (1950)	einreihiges Waldhufendorf	Waldhufen	1350	dt..
Altenhain (1994)	Waldhufendorf	Gutsblockflur mit Waldhufen	1378	dt.
Langenstriegis (1994)	Waldhufendorf	Waldhufen	1282	dt.
Althartha	Wüstung		1385	
Sachsenburg (1992)	einreihiges Waldhufendorf	Waldhufen	1197	dt.
Irbersdorf (1992)	einreihiges Waldhufendorf	Waldhufen	1443	dt.
Sachsenburg-Irbersdorf (1994)			1992	dt.
Dittersbach (1995) - † zeitw. Wüstung	Waldhufendorf	Gutsblockflur mit Waldhufen	1282	dt.
Anteil Lützelbach	Wüstung		1286	dt.
Neudörfchen (1934)	Waldhufendorf	Waldhufen	1282	dt.
Mühlbach (1998)	Waldhufendorf	Waldhufen	1378	dt.
Hausdorf (1974) - † zeitw. Wüstung	Waldhufendorf	Waldhufen	1350	dt.
Teile unterschiedlichster Staatsforstreviere wurden zwischen 1948 und 1949 den einzelnen Ortsteilen angegliedert. Quelle: Ministerium des Innern des Landes Sachsen (Hrsg.): Verzeichnisse der seit Mai 1945 eingemeindeten Gemeinden und Nachweis über die Aufgliederung der selbständigen Gutsbezirke und Staatsforstreviere. 1952				



links oben: Gunnersdorf
an der B 169

Foto: Uwe Ulrich Jäschke



links Mitte: Häuser in Ortelsdorf

Foto: Uwe Ulrich Jäschke



links unten: Altenhain, Dorfstraße

Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Der Ortsteil **Langenstriegis** ist ein Waldhufendorf, das sich am Ostrand des Stadtgebietes von Frankenberg über vier Kilometer im Tal der Kleinen Striegis erstreckt. Die Gehöfte und Häuser stehen mit guten Abständen mehr oder weniger eingerückt entlang der Dorfstraße, die den Namen „An der Kleinen Striegis“ trägt. Häufig im Verlauf des Dorfes ist die Kirche von 1722 mit einem imposanten Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Die Kirche wurde zwischen 2001/02 umfassend saniert. Ein gotischer Flügelaltar aus dem Jahr 1520 schmückt den Kirchenraum. Die erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 1282, im Dreißigjährigen Krieg wurde der Ort zum Großteil verwüstet und niedergebrannt.

Ab dem 17. Jahrhundert wurde in der Gemarkung am Wachtelberg Bergbau betrieben. Es wurden in den Steinbrüchen Grube Treue Einigkeit, Grube Ladislaus und Grube Eleonore Kieselschiefer und Wavellite (Striegisan) abgebaut. Die Gruben liegen heute unzugänglich auf dem Standortübungsplatz Frankenberg.⁹

Das Historische Ortsverzeichnis nennt eine Wüstung **Althartha** in der Gemarkung von Langenstriegis, die allerdings schon 1385 wüst gefallen war und von den Bauern als wüste Holzmark, genannt „Die Harte“, genutzt wurde.



rechts: Langenstriegis,
evangelische Kirche

Foto: Uwe Ulrich Jäschke

holung dienen die Kleingartenanlagen am Ostrand der Siedlung. Als touristischen Attraktionen werden in vielen Veröffentlichungen über den Ort der Harrasfelsen mit dem Körnerdenkmal und das Ende April stattfindende „Altenhainer Hexenfeuer“ genannt.

4 Karl Mannsfeld: Natürliche Grundlagen der sächsischen Kulturlandschaft. Leipzig 2004, S. 26 f.

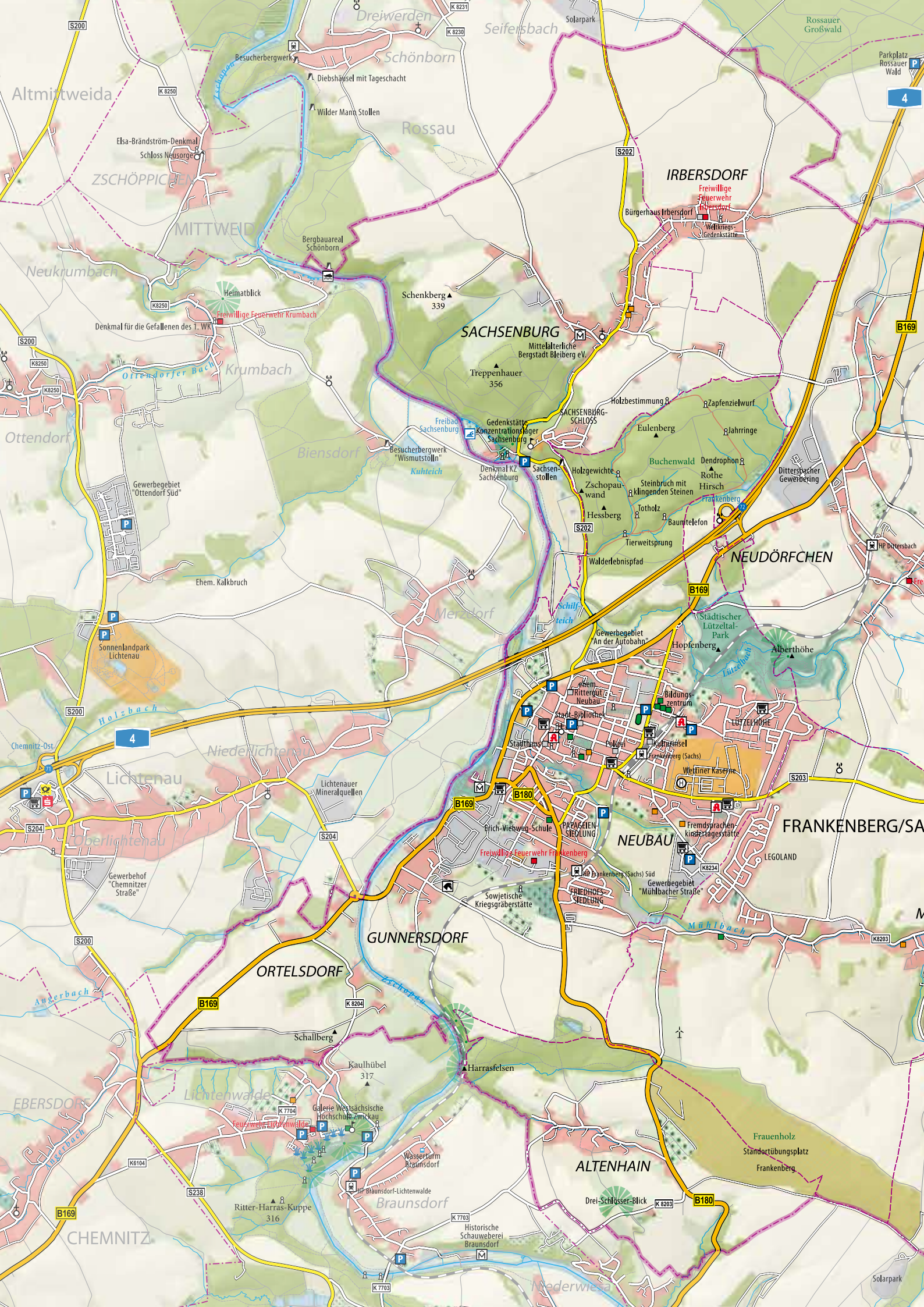
5 <https://de.climate-data.org/europa/deutschland/sachsen/frankenbergsa-22653/>

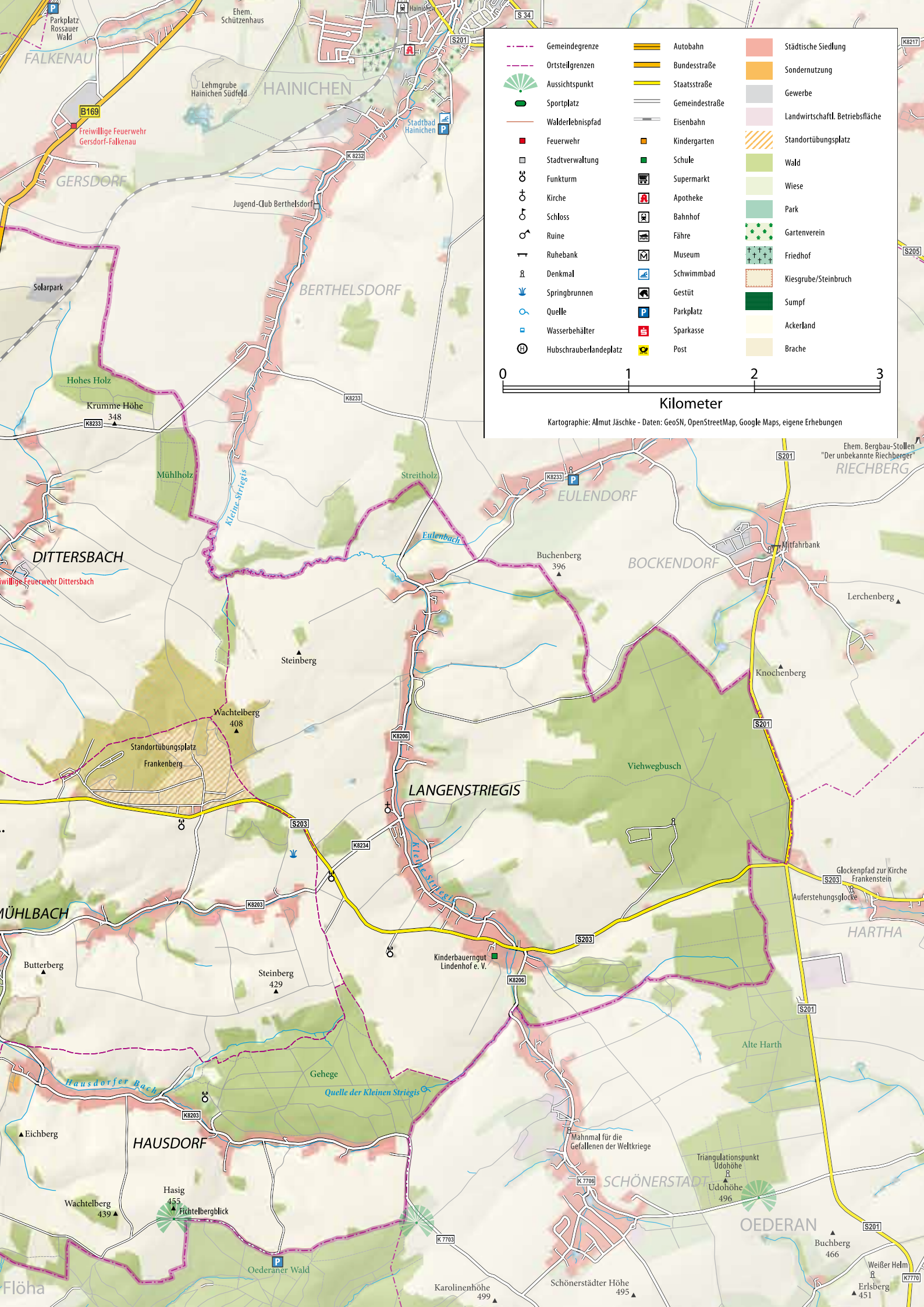
6 <https://hov.isgv.de/Frankenberg/Sa>

7 Ministerium des Innern des Landes Sachsen (Hrsg.): Verzeichnisse der seit Mai 1945 eingemeindeten Gemeinden und Nachweis über die Aufgliederung der selbständigen Gutsbezirke und Staatsforstreviere, 1952.

8 Matthias Donath: Schlösser im mittleren Erzgebirge, Meißen 2009, S. 136-137.

9 <https://www.mindat.org/search.php?search=langenstriegis>, <https://www.mineralienatlas.de/?l=10228>.





10 <https://www.ins-erzgebirge.de/Naherholungsgebiet-L%C3%BCtztal>

Langenstriegis wurde 1994 nach Frankenberg eingemeindet.

Sachsenburg wurde 1197 erstmals erwähnt, ist wahrscheinlich aber älter. Die Entstehung der Dorfkirche wird in die romanische Zeit gestellt, kann aber nicht abgesichert werden, da 1725 ein umfangreicher Umbau erfolgte. Der Kirchturm wurde 1872 errichtet. Heute besteht der Ort aus dem Dorf Sachsenburg und der Siedlung Sachsenburg-Schloss.



Sachsenburg,
evangelische Dorfkirche
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Irbersdorf, Altes Spritzenhaus
mit Gefallenendenkmal
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Dittersbach, Wohnanlage
„Sachsenpark“
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Neudörfchen, Bauerngehöft
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Mühlbach, Vierseithof
an der Dorfstraße
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

In der Gemarkung Sachsenburg liegt auch die untergegangene Bergstadt Bleiberg, deren Bergbau 1220 begann und 1350 beendet wurde. Die Bergstadt fiel wüst. Heute erinnert das Freilichtmuseum des Vereins „Mittelalterliche Bergstadt Bleiberg e. V.“ an diese vergangene Zeit.

1992 vereinigten sich die Landgemeinden Sachsenburg und Irbersdorf zu Sachsenburg-Irbersdorf. **Irbersdorf** wird 1443 urkundlich erwähnt. Die Einwohnerzahl bewegte sich in den letzten 200 Jahren zwischen 200 und 300 Einwohnern. Irbersdorf schließt direkt an die Siedlung Sachsenburg an und ist bis heute ländlich geprägt. Im Jahr 1994 wurde Sachsenburg/Irbersdorf zur Stadt Frankenberg/Sa. eingemeindet.

Die Gemeinde **Dittersbach** wurde 1995 nach Frankenberg eingemeindet. Die Siedlung Dittersbach liegt im Tal des Lützelbachs, wie die 1934 eingemeindete Siedlung Neudörfchen im Norden des Ortes. Beide Siedlungen wurden 1282 erstmals erwähnt. Für Dittersbach werden 1791 und 1815 ein Vorwerk genannt, dessen Lage jedoch bisher nicht ermittelt werden konnte. Zwischen 1921 und 1933 wurde eine Wohnsiedlung an der B169 als erste Siedlungserweiterung gebaut. Die zweite Erweiterung erfolgte in den Jahren 1995 bis 1999 mit der Wohnanlage „Sachsenpark Dittersbach“ zwischen Bundesstraße und dem Haltepunkt der Citybahn Chemnitz. Abgesehen von den neuzeitlichen Siedlungsausbau ist Dittersbach weiterhin ländlich geprägt.

Dittersbach ist ein Zugang zum Naherholungsgebiet Lützeltal¹⁰, das mit einem gut ausgebauten Wanderwegenetz ausgestattet ist. 1286 wird für dieses Gebiet eine „villa Luczelbach“ genannt, die später wüst fiel. Ein Teil der Wüstung **Lützelbach** gehört heute zu Dittersbach. Sehenswert ist der über 30 Meter hohe Eisenbahnviadukt.

Die ehemalige Landgemeinde **Neudörfchen** wurde 1934 nach Dittersbach eingemeindet. Der Ort war im 14. Jahrhundert zeitweise eine Wüstung. Aufgrund der Lehm Böden waren in der Gemeinde zeitweise vier Ziegeleien tätig, die letzte stellte 1959 ihre Arbeit ein.

Mühlbach liegt im Tal des gleichnamigen Mühlbaches und erstreckt sich über 4,5 Kilometer entlang des Baches. 1378 erstgenannt, soll der Ort eine Wiederbesiedlung einer Wüstung sein, die im Bereich des heutigen Mitteldorfs in der Flur Wüstung gelegen haben soll. Die Gemarkung gehörte seit 1195 zur Herrschaft Sachsenburg/Sachsenberg.

Mühlbach hat keine eigene Kirche und war immer nach Frankenberg gepfarrt. 1540 wurde Mühlbach mit der Stadt Frankenberg protestantisch. Während des Dreißigjährigen Krieges wurden Siedlung und Felder verwüstet, und die Pest forderte 1633 viele Opfer.

Hausdorf erstreckt sich über 3,5 Kilometer entlang des Hausdorfer Baches, einem Nebengewässer des Mühlbaches. 1350 wird das Dorf erstmals in einer Urkunde genannt. Bis heute ist das in Mitten seiner Felder gelegene Dorf ländlich geprägt. Die Anordnung der ehemaligen Hufen des einreihigen



Waldhufendorfs links des Dorfbaches sind im Luftbild gut zu erkennen. Trotz der zahlreichen Handwerks- und Gewerbebetriebe, die sich in den stattlichen Vierseithöfen niedergelassen haben, hat der Doppelort seinen ländlichen Charakter bewahrt. 1974 wurde Hausdorf mit Mühlbach vereinigt und wurde seitdem Mühlbach/Hausdorf genannt. 1998 erfolgte die Eingemeindung nach Frankenberg.

Gewerbegebiete

Die Stadt Frankenberg bewirbt seine Gewerbegebiete¹¹ hauptsächlich mit dem Standortvorteil an der A 4 und der Anbindung über die Bundesstraßen B 169 und B 180 sowie mit dem Ansiedlungsmix aus Unternehmen aus den Bereichen der Automobil- und Maschinenbauzulieferindustrie, der Textil-, Druck- und Verarbeitungsindustrie sowie dem Anlagenbau und metallbearbeitenden Firmen.

Die fünf Gewerbegebiete sind:

- **Energiepark** im Norden an der B169, Gesamtgröße: 17,2 ha, Anzahl angesiedelter Unternehmen: 2, freie Flächen: 3,4 ha
- **Industriegebiet** an der Anschlussstelle Frankenberg, Gesamtgröße: 3,13 ha, erweiterbar auf 35,6 ha, Anzahl angesiedelter Unternehmen: 3
- **An der Autobahn** nahe der Stadtmitte, Gesamtgröße: 5,93 ha, Anzahl angesiedelter Unternehmen: 6, freie Flächen: keine
- **An der Feuerwache** im Süden an der B 180, Gesamtgröße: 8,86 ha, Anzahl angesiedelter Unternehmen: 7, freie Flächen: keine
- **Mühlbacher Straße** nahe der B 180, Gesamtgröße: 5,73 ha, Anzahl angesiedelter Unternehmen: 6, freie Flächen: 0,39 ha

Bevölkerung

Die Einwohnerzahlen von Frankenberg entwickeln sich bis zum Ersten Weltkrieg kontinuierlich von 4.318/7.547¹² im Jahr 1834 auf 13.576/18.447 im Jahr 1910. Als Folge des Ersten Weltkrieges stagnierte die Bevölkerungszunahme, doch kam es vor dem Zweiten Weltkrieg zu einem Anstieg auf 15.369/19.516 Einwohner. Die Kriegereignisse führt zum Rückgang der städtischen Bevölkerung (15.103), aber zur Zunahme der Bevölkerung im Umland (20.189). Die höchsten Einwohnerzahlen (20.210) erreichte das gesamte Ge-

biet um 1950, während die Stadt Frankenberg ihren Höchststand (16.842) erst um 1964 erreichte. Ab dann verloren Frankenberg und seine Nachbargemeinden über 3.042 Einwohner. Die Eingemeindung 1994/95 verbesserte die Einwohnerzahlen nur für die Stadt Frankenberg, verbesserte aber die Situation im Gesamten nicht.

Einen kurzfristigen Anstieg brachte die Wende 1989/90. Die Einwohnerzahl steigt bis 1998 auf 18.172, um dann bis 2020 auf 13.784 Einwohner zu fallen, was einem Minus von 4.388 Personen entspricht.

Bezogen auf die 14.088 Einwohner, die 2018 in Frankenberg lebten, waren 6.968 männlich und 7.120 weiblich. Die Geschlechterproportion hat sich von 1990 bis 2018 nur geringfügig verändert, zeigt aber die Abwanderung von Frauen. 1990 kamen auf 100 Frauen 89,4 Männer, 2018 war das Geschlechterverhältnis mit 97,9 Männern fast ausgeglichen.¹³

Alterstruktur	1990	2018
unter 20	24,1%	16,5%
20-65	60,8%	55,7%
65 und mehr	15,1%	27,8%

Die Altersstruktur von Frankenberg zeigt den im aktiven Arbeitsleben stehenden Anteil der Bevölkerung: Demnach sind 7.847 Einwohner Erwerbspersonen, 5.758 sind sozialversicherungspflichtig Beschäftigte am Wohnort. In Frankenberg arbeiten 3.940 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte am Arbeitsort.¹⁴ Von den sozialversicherungspflichtig Beschäftigten am Wohnort pendeln 4.088 aus Frankenberg in die Nachbargemeinden, 2.269 pendeln nach Frankenberg ein. Die Auspendler haben somit einen Überschuss von 1.819 Personen.¹⁵

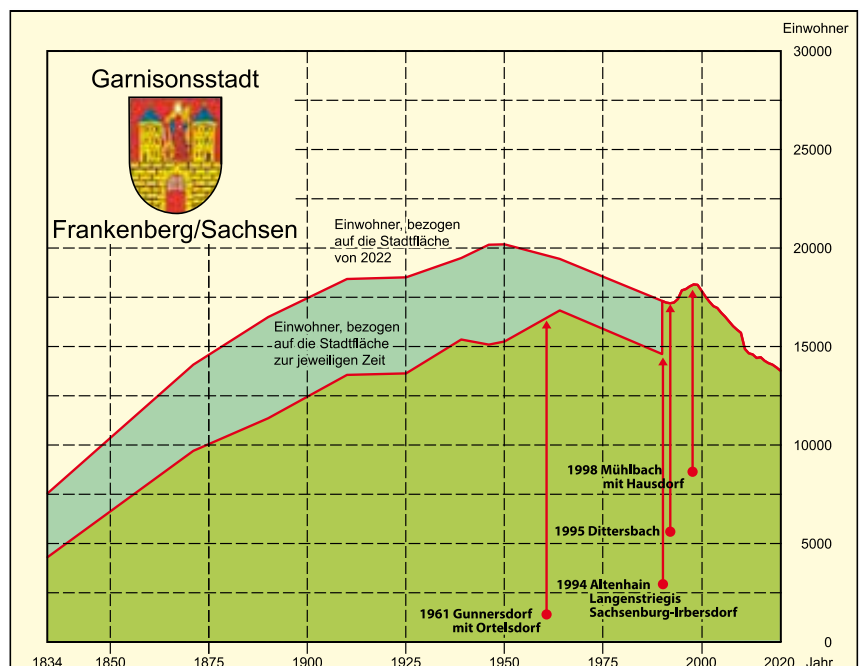
Hausdorf, Bürgerhaus „Alte Schule“
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

unten: Bevölkerungsentwicklung
Frankenbergs von 1834 bis 2020
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke

- <https://www.frankenberg-sachsen.de/Wirtschaft/Gewerbegebiete/>
- Die erste Zahl bezieht sich jeweils auf die Kernstadt Frankenberg/Sa., die zweite Zahl auf das heutige Stadtgebiet unter Einschluss eingemeindeter Gemeinden im Umland.
- Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen: 7. Regionalisierte Bevölkerungsvorausberechnung für den Freistaat Sachsen 2019 bis 2035, Datenblatt Gemeinde Frankenberg/Sa., Stadt, Kamenz 2022.
- Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen: Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte im Freistaat Sachsen nach Gemeinden, Kamenz 2022.
- <https://www.pendleratlas.de/sachsen/landkreis-mittelsachsen/stadt-frankenberg-sa/>

Autor

Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke
HTW Dresden
Friedrich-List-Platz 1
01069 Dresden
uwe.jaeschke@htw-dresden.de





Zur Stadtgeschichte Frankenbergs bis zum Beginn der Industrialisierung

Reinhard Jeromin

Stadtansicht Frankenberg,
Zeichnung von Wilhelm Dilich,
um 1620

Die Geschichtsschreibung des vergangenen Jahrhunderts vermied es, einen engeren und präziseren Zeitraum für die Gründung des Ortes Frankenberg zu benennen. Tatsächlich wurden die Vorgänge, die zur Bildung des Pleißenlandes führten, ebenso die Forschungen zur Patrozinienstiftung der Ortskirchen erst in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts intensiviert. Mit Hilfe dieser Ergebnisse lassen sich Siedelursachen, -vorgänge und -zeiträume wesentlich genauer einordnen.

Letztendlich resultierte die Besiedlung unserer Gegend aus einem das mittelalterliche deutsche Königstum belastendes Problem: In dieser Zeit begründete sich Macht ausschließlich auf den Besitz von Land und damit auf den Zugriff auf Menschen, Lebensmittel und Metallen. Zwar konnte sich das Königstum auf Pfalzen, Königshöfe und königstreue Klöster stützen, aber nicht auf ein ausschließlich dem König zustehendes Königsterritorium. Bei der Wahl eines neuen Königs musste dieser seine Hausmacht als Basis für eine Königsherrschaft einbringen: Land, Menschen, Söldner, Geld (wenn vorhanden). Nach dessen Tod konnte der nächste gewählte König seine Herrschaft jedoch wieder nur auf seinen eigenen Besitz gründen.

Spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts sind politische und militärische Maßnahmen der Könige erkennbar, dem Königstum ein eigenes Territorium zu erschließen, wobei herrenloses Land nur noch im Osten des Reiches zu finden war.

König Lothar III. stiftete im Jahr 1136 das Kloster auf dem Berg über der Chemnitz und förderte nachhaltig

die Entwicklung Altenburgs. Im Jahr 1143 erfolgte die Stiftung des Klosters Remse an der Zwickauer Mulde durch König Konrad III., welcher im gleichen Jahr dem Kloster Chemnitz das Recht verlieh, einen Fernhandelsmarkt abzuhalten. Der König erneuerte bzw. begründete die Burggrafschaften Meißen, Dohna und Altenburg. Konrad III. machte die Aegidiuskirche in seinem bevorzugten Aufenthaltsort Nürnberg zu einem Mittelpunkt seiner Herrschaft, um den sich die Ministerialen seines Reiches ansiedelten. Nördlich davon herrschten königstreue Vögte im sogenannten Vogtland. In dessen nördlicher Nachbarschaft wurden die Anfänge des Pleißenlandes um Altenburg sichtbar. Das staufische Königstum hatte innerhalb weniger Jahrzehnte einen stark vergrößerten Herrschaftsbereich vom Nürnberger Raum über Eger- und Vogtland bis hin zu Saale und Mulde geschaffen. Es blieb jedoch Kaiser Friedrich I. Barbarossa vorbehalten, ein neues Reichsland östlich des Altsiedelraumes im Erzgebirge und seinem Vorland zu schaffen. Durchsetzungsfähige und verlässliche Reichsministerialen stellten das dazu erforderliche militärische und administrative Personal.

Nach der Vereinigung der Leisnig/Colditzer und Altenburger Gebiete nach dem Jahr 1158 wurden in den darauffolgenden Jahren planmäßig die Grundlagen für den neuen Herrschaftskomplex geschaffen. Bereits 1165, dem Jahr des ersten gesicherten Aufenthalts Kaiser Barbarossas in Altenburg, begann der Bau der Burg des pleißenischen Landrichters Hugo von Wartha in Waldenburg und der des Bergerstifts in Altenburg. Der Bergfried der Burg in Leisnig wur-

de im Zeitraum von 1158 bis 1170 errichtet. Aus diesen Maßnahmen wird deutlich, dass das mit rechtlichen, geistlichen und administrativen Einrichtungen ausgestattete Reichsland Pleißen mit großer Wahrscheinlichkeit spätestens im Jahr 1165 begründet wurde. Die Kernlande sollten unverzüglich durch koloniale Erweiterung untereinander und mit dem Raum Chemnitz verbunden werden.

Der koloniale Siedlungsausgriff kann deshalb um das Jahr 1165 ausgemacht werden. Neben der Besiedlung durch Franken von Südwesten aus erfolgte der Zuzug deutscher Bauern auch aus dem Nordosten, wobei Angehörige verschiedener deutscher Stämme, hier Franken und Sachsen, nebeneinander angesiedelt wurden. Die für die seelsorgerliche Betreuung erforderlichen Kirchen und Kapellen wurden mit Beginn der Siedlungs- oder Rodungstätigkeit errichtet.

Als einer der Dienstmänner Barbarossas führte der Reichsministeriale Arnold von Mildenstein die Besiedlung des Gebietes zwischen Freiburger Mulde, Zschopau und Striegis vom Stammsitz der Familie bei Minkwitz und vom Burgward Hwoznie bei Ziegara durch. Die Familie verfügte durch ihre Herkunft sicher über das nötige Kapital und hatte durch die Lage von Burg und Burgward direkten Zugriff zur Wildlandgrenze. Die Rodung der Mildensteiner Ministerialen drang bis zum Frauenholz, einem Waldstreifen südlich der heutigen Dörfer Gunnersdorf, Mühlbach und Hausdorf, vor.

Während die östliche Grenze dieses Streifens Unsicherheiten, vor allem am Unterlauf der Striegis, erkennen lässt, wurde die westliche Grenze des Mildensteiner Gebietes durch den Lauf der Zschopau bestimmt. Die Besiedlung erfolgte in diesem Gebiet längs des Böhmisches Steiges, der als Siedelbahn fungierte. Zudem stellte die Zschopauaue eine weitere mögliche Passage zwischen den Siedlungskernen im Westen und dem zu erschließenden Rodungsgebiet dar, denn Frankenberg liegt am südlichen Ende dieses Besiedlungsstreifens. Die Kirche des nur sechs Kilometer entfernt liegenden Ebersdorf wurde im Jahr 1160 begründet, was eine Ansiedlung bei Frankenberg noch vor 1165 möglich erscheinen lässt.

Mit der Erwähnung eines Zeugen „Henricus de Francenberc“ im Rechtsstreit zwischen dem Meißner Domkapitel und dem Burggrafen zu Dohna im Jahr 1206 wird erstmalig das Bestehen eines gleichnamigen Ortes beurkundet. Dieser Henricus de Francenberc ist mit aller Wahrscheinlichkeit Reichsministeriale und möglicherweise identisch mit dem 1197 und 1203 als „Henricus de Sassenberg“ genannten. Durch den Mildensteiner Zehntstreit, d. h., den Streit des Ritters Arnold von Mildenstein mit dem Domstift Meißen um die Einziehung des Kirchenzehnten in diesem Gebiet, wird der Ort Frankenberg zum ersten Mal ausdrücklich urkundlich erwähnt. In der Urkunde, die über den am 23. April 1214 geschlichteten Streit zwischen den Mildensteinern und dem Bischof von Meißen ausgestellt wurde, heißt es u. a.: „omnem decimam possessionum Hersveldensis ecclesiae, quae sunt in burcardo Gozne et Vrankenberch constitutae“ (der gesamte Zehnt der Besitzun-

gen der Hersfeldschen Kirche, die im Burgwardum Gozne und Frankenberg festgelegt sind). Durch den fortdauernden Konflikt machte sich eine erneute Schlichtung erforderlich: „in territorio Vrankenberc et in Burcardo Goze, et in locis aliis ibidem constitutis“ (in dem Gebiet Frankenberg und in dem Burgwardum Goz(n)e und in anderen ebendort gegründeten Ortschaften).

Diese Erwähnung Frankenburgs in beträchtlicher Entfernung zum Burgwardmittelpunkt im Norden des Gebietes zeigt zu diesem Zeitpunkt die Entwicklung des Ortes vor den umliegenden Dörfern. Frankenberg übernahm als geographisch in der Mitte eines Ringes von Dörfern gelegen Aufgaben eines Zentralortes, weil sich in ihm bereits kulturelle bzw. religiöse und andere Funktionen ausgebildet hatten. Dieser Status dürfte u. a. durch die Existenz einer gemeinsam mit dem Ort gegründeten Pfarrkirche begünstigt worden sein.

Bereits im Jahr 1282 wird Frankenberg gemeinsam mit Hainichen „Städtchen“ genannt. Das ehemalige Waldhufendorf war demnach in einem frühen Stadium seiner Entwicklung zur Stadt geworden, da die Herren von Mildenstein als Grundherren aus wirtschaftlichen Gründen ein außerordentliches Interesse hatten, einem ihrer Orte städtische Rechte zu verleihen. Dessen Einwohner erhielten z. B. das Recht zum Handeln der erzeugten Produkte, d. h., die außer dem Bedarf für den eigenen Unterhalt produzierten überschüssigen Lebensmittel und andere Waren durch Tausch oder Kauf/Verkauf an andere Interessenten zu verteilen, sowie das Recht zum Abhalten eines regelmäßig stattfindenden Marktes. Im Zusammenhang mit der Verleihung dieser Rechte dürften die Einwohner des Ortes auch das Recht zum Bierbrauen erhalten haben. Dieses Recht wurde den Grundstücken zugeordnet.

Nach der Zerschlagung der Territorialherrschaft der Mildensteiner durch Markgraf Heinrich den Erlauchten von Meißen im Jahr 1232 und durch Funde von Silbererz im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts auf dem bei Sachsenburg gelegenen Treppenhauer entstand neben den dortigen Bergwerken eine weitere Siedlung, die sehr bald städtischen Charakter annahm. Auch die Bergstadt Bleiberg auf dem Treppenhauer wird städtische Rechte besessen haben. Frankenberg muss seine Rechte also vor der Entwicklung der Siedlung auf dem Bleiberg erhalten haben, sonst hätte es diese im 13. Jahrhundert nicht mehr erreicht. Die Verleihung städtischer Rechte erfolgte also sicher vor 1230, auf Grund des Interesses der Grundherren sehr wahrscheinlich bereits um 1200. Die Mildensteiner privilegierten das ihnen für einen wirtschaftlichen Aufschwung am aussichtsreichsten erscheinende Dorf. Die damit einhergehende Ansiedlung von Handwerkern und Händlern war durch das Vorhandensein einer Kirche begünstigt worden.¹

Im 11. und 12. Jahrhundert konnte der Territorialherr einer Stadt die Macht selbst ausüben oder den von ihm eingesetzten Beamten übertragen, einem Schultheiß oder einem Richter. Das Dorf Frankenberg besaß somit sicher einen Richter, wie die Dör-

¹ Reinhard Jeromin: Sankt Aegidienkirche Frankenberg – Gotteshaus eines Waldhufendorfes oder Markstein weltlicher Macht?, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. I, Leipzig 2013, S. 11-26. In den Bänden der Frankenberg-Reihe sind alle diesem Beitrag zugrundeliegenden Quellenangaben enthalten.

- 2 Reinhard Jeromin: Alter Markt und Erbgericht – Keimzelle der Stadt Frankenburg, in: Frankenburg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. II, Leipzig 2014, S. 11-22.
- 3 Reinhard Jeromin: Es klappert die Mühle am rauschenden Bach..., in: Frankenburg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. IX, Leipzig 2021, S. 41-70.
- 4 Wolfgang Schwabenicky: Der mittelalterliche Silberbergbau im Erzgebirgsvorland und im westlichen Erzgebirge, Chemnitz 2009, S. 87 ff., dem entgegen S. 162-165.
- 5 Christian August Bahn: Historische Nachrichten von dem im Meißnischen Ober-Ertzgebirge an der Zschopau liegenden Franckenberg und Sachsenburg, Schneeberg 1755, S. 282 und 29.
- 6 Ursula Kolbe: Die Kohlenstraße, in: Frankenburg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. II, Leipzig 2014, S. 41-46.
- 7 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden HStA Dresden), 10036 Finanzarchiv, Loc. 33424, Rep 32, Frankenburg, Nr. 2, fol. 328b-329b.

fer Sachsenburg, Dittersbach, Altenhain auch. Praktischerweise bildete sich am Sitz des Dorfrichters ein Platz aus, auf dem die bereits genannten Rechte wahrgenommen werden konnten. Daraus resultierte die ständige Einsetzung eines Erbrichters, sowie die Installation eines Erbgerichtes. Im 12. Jahrhundert war in dem Recht der Gerichtsbarkeit, welches dem Herrn der Stadt gehörte, keineswegs auch das Recht zur Findung des Urteils enthalten. Das letztere war Sache der ganzen Gemeinde oder gewählter Schöffen, wie des Erbrichters gewesen. Das Haus des Erbrichters lag damit aus praktischen Gründen am Handelsplatz – gut zur Kontrolle der Geschäftstätigkeit und zur Rechtsprechung. Markt und Erbgericht bedingten also einander. Die Einrichtung eines Marktes und die dazu notwendige Schaffung eines dafür erforderlichen Platzes gilt in aller Regel als Attribut von Städten.²

Nun schweigen die Urkunden einige Jahrzehnte zur Entwicklung der Stadt. Erst das Lehnverzeichnis Markgraf Friedrichs des Strengen aus dem Jahr 1349 informiert wieder über die Situation in Frankenburg. Der Markgraf hatte in diesem Jahr einen seiner Getreuen mit einträglichem Besitz belehnt. Infolgedessen verfügte Dietrich Künecke (Theodericus Kuneke) gemeinsam mit seinen Brüdern in der Stadt Frankenburg über 4.800 Mark Einkünfte, ebenso besaß er dort auch das Patronatsrecht an der Kirche, das Allodium, Wiese, Wald, Fischzucht und einen Lehnsmann, ebenso in Sachsenburg vor der Burg ein Allodium und eine Mühle. Nach dem Tod Dietrich Küneckes und dessen Sohn Peters ging der Besitz auf die Witwe des Letztgenannten über, die um die Jahreswende 1363/64 starb, denn bereits am 18. Februar 1364 belehnte Friedrich III. die Brüder Heinrich und Junge Große mit der Burg Sachsenburg und einem Teil von Frankenburg. Aber auch die Ritter Große hatten das Lehen nur wenige Jahre inne. Bereits 1368 gehörte der Besitz dem Ritter Johannes von Schönberg. Sein Bruder Dietrich von Schönberg wird ab dem Jahr 1396 als Herr von Sachsenburg erwähnt und im Jahr 1422 mit sechs Brüdern mit dem Gesamtbesitz dieser Herrschaft, des Städtchens Frankenburg und mehreren Dörfern belehnt.³ Von diesem Zeitpunkt an bleiben die von Schönberg bis zum Jahr 1610, als der gesamte Besitz an den Herzog und späteren Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen verkauft wurde, mit der Stadt Frankenburg verbunden.

Es ist zu vermuten, dass bereits im 13. Jahrhundert Flößholz auf der Zschopau herangeführt wurde, um die auf dem Treppenhauer geförderten Erze verhütten zu können.⁴ Mit einiger Wahrscheinlichkeit wird Flößholz dabei auch in Frankenburg abgeladen worden sein. Zum ersten Mal findet diese Tätigkeit im Jahr 1517 urkundliche Erwähnung, als ein Flößer bei der Sachsenburger Mühle ertrunken und in der Zschopau bis zur Mühle von Mittweida geschwemmt worden war. Dieser Fluss stellte demnach bis ins 19. Jahrhundert eine wichtige Verkehrsader dar, denn auf ihm wurden „allerley Bauholtz-Stämme, Bohlen, Bretter und anderes Holtz nach Franckenberg, Mitweyda und Grimma geführet und alle vier Jahre an die 1500. Claffter Scheit-Holtz nach Waldheim für das Waysen-

und Zucht-Hauß geflößet“.⁵ Der Platz für das anzulandende Holz befand sich in Gunnersdorf.

Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts machte sich jedoch durch den immer problematischer werdenden Mangel an Holz das Bedürfnis nach einem anderen Brennmaterial bemerkbar. Deshalb erfolgten ab 1789 im Raum Berthelsdorf fortgesetzte Versuche und Abbau auf Kohle. Zahlreiche Stollen und Schächte wurden durch verschiedene Unternehmer betrieben. Die Fördermenge der Berthelsdorfer Kohlebergwerke betrug im 19. Jahrhundert längere Zeit immerhin vier Prozent der in Sachsen abgebauten Kohle. Der Vertrieb der geförderten Kohle beschränkte sich hauptsächlich auf die Umgebung von Berthelsdorf, da sie auf Grund vieler Verunreinigungen und der daraus resultierenden geringen Heizleistung nur unter dem Preis auswärtiger Kohle verkauft werden konnte. Um den Preis seiner Kohle nicht durch hohe Transportkosten zu erhöhen und damit der Zwickauer oder Plauenschen Konkurrenz in die Hände zu arbeiten, aber auch um den Abtransport der Kohle zu erleichtern, baute Bergbau-Unternehmer Fiedler auf eigene Kosten die sogenannte Kohlenstraße von Berthelsdorf direkt zur Frankenburg-Hainichener Chaussee.⁶ Nach der Eröffnung der Bahnlinie Niederwiesa-Hainichen im Jahr 1869, mit der die Stadt Anschluss an das sächsische Schienennetz erhielt und preisgünstig Kohle in großen Mengen herantransportiert werden konnte, wurde die Flößerei auf der Zschopau im Jahr 1873 eingestellt. Ein Rechtsstreit aus dem Jahr 1444 ermöglicht aufschlussreiche Einblicke in das Gefüge der Stadt im Mittelalter. Am 25. Januar 1444 hatte Hans von Schönberg auf Sachsenburg eine Beschwerde der Frankenger Tuchmacher über den Frankenger Walkmüller Crafft entgegengenommen, da es wegen der Nutzung der Mühle durch die Tuchmacher zu „Irrungen“ genannten Komplikationen gekommen war.⁷ Mit einiger Wahrscheinlichkeit dürften sich Tuchmacher in Frankenburg bereits um 1400 etabliert und die Privilegierung des Baus einer Walkmühle erhalten haben. Möglicherweise dürfte diese Walkmühle von anderen Gewerken wie Gerbern und auch Leinwebern genutzt worden sein. Es wird also bereits zu diesem Zeitpunkt wohlhabende Einwohner gegeben haben, die sich entsprechende Kleidung leisten konnten.

Im Jahr 1457 erhielt die Stadt Frankenburg per Einsetzung durch die von Schönberg einen Rat. Da die



Frankenburg, altes Rathaus,
Zeichnung von Johannes Kaiser,
um 1930
Stadtarchiv Frankenburg/Sa.

Stadt aber noch über kein spezielles Rathaus verfügte, wurde die Ratsversammlung „über den Schwibbogen auf des Kirchhofs Thor-Hause gehalten, darauf der Bürgermeister und die Raths-Herren durch die Schule gehen und zusammen kommen musten“.⁸ Erst im Jahr 1510 konnte ein geeignetes Gebäude am oberen Markt erworben und zum Rathaus umfunktionierte werden.⁹ Dieses Gebäude bzw. seine Nachfolger an dieser Stelle taten Dienst bis zum Jahr 1861, als auf der östlichen Seite des nun alleinigen Marktes ein großes Haus erworben und zum Rathaus umgebaut wurde. Es ist erweitert und modernisiert noch heute das Verwaltungszentrum der Stadt. Bis zum Ende ihrer Herrschaft im Jahr 1610 statteten die von Schönberg in ihrem eigenen Interesse die Stadt bzw. einzelne Zünfte mit Privilegien aus:

- 1457 Privileg der Abhaltung eines freien Salzmarktes für den Rat
- 1483 Handwerksartikel für die Fleischer
- 1502 Innungsbrief für die Schuhmacher
- 1559 Leineweber erhielten eine Befreiung wegen des Färbens
- 1579 Renovierung und Konfirmation des Innungsbriefes der Bäcker¹⁰

Nach dem Stadtbrand von 1450 wurde die Frankfurter Kirche vermutlich teilweise oder größtenteils neu aufgebaut.¹¹ Die Weihe dieser zweiten Kirche oder eines Altars erfolgte durch den Meißner Bischof Caspar von Schönberg unter Stiftung einer Reliquie.¹² Die Reformation Martin Luthers erreichte die Stadt Frankfurt allerdings erst im Jahr 1539, nachdem der sich zum alten Glauben bekennende Landesherr Herzog Georg von Sachsen gestorben war. Erst nach dessen Tod konnte im Jahr 1540 der erste evangelische Pfarrer eingesetzt werden.¹³ In den Jahren 1739 bis 1741 machte sich der Bau einer neuen Stadtkirche erforderlich, nachdem die Kirche baufällig geworden war. Sie erhielt in den letzten Jahrzehnten innen und außen eine komplette Renovierung. Die Stadt Frankfurt erlitt in ihrer Geschichte oft kleinere oder größere Schäden durch Brände. Im Jahr 1430 sollen die Hussiten „geplündert, gewütet und gebrandt“ haben. Zwanzig Jahre darauf zerstörten die Soldaten Herzogs Wilhelm von Sachsen im sogenannten Bruderkrieg die Stadt durch Brand völlig. 1563 brannten 14 Scheunen am Friedhof durch Blitzschlag ab. Während im Jahr 1632 „Frankenberg zu unterschiedlichen malen von den Kayserlichen feindlich gebrandschatzet“ worden war, wurden zwei Jahre darauf acht Häuser eingäschert und mehrere Einwohner getötet. Im Jahr 1667 sanken am 21. März und am 14. September jeweils rund 40 Häuser in die Asche.¹⁴ Natürlich zerstörte das Feuer auch immer wieder Einzelobjekte. In den Jahren 1598 und 1624 brannten jeweils die Fronfeste und ein Haus am Markt ab. Im Jahr 1700 schlug der Blitz in zwei Häuser ein, bei denen jedoch sofort gelöscht wurde.¹⁵ Während die Stadt Frankfurt vom 15. bis zum 17. Jahrhundert von relativ wenigen Brandereignissen betroffen wurde, brannte es im 18. Jahrhundert im Ort auffällig oft: 1706, 1709, 1711, 1712, 1722, 1786, 1788, 1792, womit sich die Frage stellt: warum? Am 20. September 1690 war ein Befehl an alle



Frankfurt, neues Rathaus, um 1893
Stadtarchiv Frankfurt/Sa.

Städte ergangen, die Rückstände bei Land- und Tranksteuer innerhalb eines Jahres zu bezahlen. Durch Befehl Johann Georgs IV. vom 20. Juni 1692 wurde er dahingehend erweitert, dass nun die seit 1653 aufgelaufenen Tranksteuerrückstände erfasst und eingetrieben werden sollten. Die Steuern sollten nur bei völliger Zerstörung der Gebäude erlassen werden.¹⁶ In dieser misslichen finanziellen Lage kam den Bürgern der an die Tranksteuer-Revisoren gerichtete Erlass vom 5. Mai 1705 gerade recht. „Wir haben vor nötig befunden, um zuverlässige Gewißheit zu haben, ob diejenigen Erlassungen, welche wegen neuen Aufbaus, erlittener Brand-Wasser- und Wetter-Schäden, oder anderer Ursachen halber, in Land-Tranck-Pfennig- und Quatember-Steuern, aus der Ober-Steuer-Einnahme jährlich geschehen, denen Begnadigten würcklich zu gute kommen, und ihnen abgeschrieben werden“. Das hieß Steuererleichterungen für durch Brand Geschädigte – aber aus der



Frankfurt, neues Rathaus, heute
Foto: Reinhard Jeromin

- 8 Bahn (wie Anm. 5), S. 87.
9 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Chemnitz (im Folgenden StA Chemnitz), 12613 Gerichts- und Kaufbücher, Gerichtsbuch Frankfurt Nr. 46, fol. 22a.
10 Bahn (wie Anm. 5), S. 102 ff.
11 Offenbar war die beschädigte oder zerstörte Kirche in der ursprünglichen Größe aufgebaut worden. Nach Bahn (wie Anm. 5), S. 72 wäre sie in der Folgezeit „etliche mahl erweitert und verlängert worden“.
12 Jeromin (wie Anm. 1), S. 11-26.
13 HStA Dresden, 10088 Oberkonsistorium, Loc. 10599/02, Visitation 1539/40, fol. 360 ff.
14 Johannes Vulpus: Franckenbergae Commoditas, Weissenfels 1704, S. 15 ff.
15 Bahn (wie Anm. 5), S. 287 ff.
16 Johann Christian Lünig (Hrsg.), Codex Augusteus oder neuvermehrtes Corpus Iuris Saxonici. Leipzig 1724, hier 2. Band, 2. Teil, 5. Buch, Sp. 1531 f. und 1535 f.

- 17 Codex Augusteus, 2. Band, 2. Teil, 5. Buch, Sp. 1587 f.
- 18 Marion Rau: Feuer in der Stadt, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. V, Leipzig 2017, S. 41–52.
- 19 Reinhard Jeromin: „Bergstadt“ Frankenberg, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. V, Leipzig 2017, S. 19–30; Reinhard Jeromin: Der Frankenger Grubenbetrieb „Neuer Segen Gottes Erbstolln“ von 1708 bis 1739, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. V, Leipzig 2017, S. 31–40.
- 20 Margarethe Friedrich: Der Große Nordische Krieg und Frankenberg, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. IV, Leipzig 2016, S. 33–42.
- 21 Stadtarchiv Frankenberg, Nr. 1381, 3a–4a.
- 22 Stadtarchiv Frankenberg, Nr. 1378, fol. 11a–12b.

Frankenberg, Schloßstraße,
um 1960, links das Haus
Daniel Schales
Foto: Archiv Jörg Wenzel



Kasse der Stände.¹⁷ Dieser Erlass war damit geradezu eine Einladung zur Brandstiftung.

Während in den Jahren 1706, 1709 und 1711 nur Teile der Stadt abgebrannt worden waren, ereignete sich 1712 ein großer Stadtbrand, der rund 300 Bürgerhäuser mit ihren Hinterhäusern, den Kirchturm, das Pfarrhaus, das Diakonat, die Schule, das Rathaus, die Stadtfron und sieben Scheunen in Schutt und Asche legte. Beim nächsten großen Brand im Jahr 1788 vernichtete das Feuer auf dem Baderberg, in der Badergasse, auf dem Markt, in der Freiburger Straße und der Kirchgasse insgesamt 126 Häuser und 22 Scheunen. Der Wiederaufbau der Häuser erfolgte der Zeit entsprechend im Stil des Barock mit Walmdächern und gewölbten Treppenhäusern. Die einstmaligen geschlossenen Häuserzeilen weisen heute jedoch viele Entstellungen oder Lücken auf.¹⁸

Im Jahr 1683 nutzten Rat und Bürger der Stadt eine Gelegenheit zur Beteiligung am Bergbau, als finanzkräftige Investoren aus der Umgebung des Dresdner Hofes bei Sachsenburg einen ehemaligen Grubenbetrieb wieder eröffneten. Zwar deckten die Gewinne nicht die Kosten, doch hofften die Einwohner der Stadt durch ihre bergbaulichen Investitionen allzu großen steuerlichen Belastungen entgehen zu können. Für derartige Beteiligungen erhielten Einwohner der Orte die Möglichkeit, Steuern nur halb entrichten zu müssen. Um völlig sicherzugehen, nahmen Frankenger Bürger im Jahr 1708 sogar einen in der Nähe der heutigen Sachsenstraße, der ehemaligen Rudolf-Breitscheidt-Straße, gelegenen Bergbaubetrieb auf. Gewinne wurden nicht erzielt. Mit diesen Investitionen war Frankenberg jedoch keine Bergstadt im klassischen Sinn, sondern ein sogenannter Kommunbergort geworden.¹⁹

Im Nordischen Krieg versuchten Sachsen-Polen, Dänemark und Russland die Vorherrschaft Schwedens im Ostseeraum zu brechen. Im Sommer 1700 erlebte Frankenberg die Einquartierung dänischer Soldaten, und 1702 musste die Stadt für die verlustreichen Kämpfe Rekruten stellen. Diese 16 Männer erhielten vor dem Verlassen ihrer Heimatstadt jeder 15 Taler auf die Hand; in Summe 240 Taler. Da die sächsische Armee große Verluste erlitt, mussten im Jahr 1704

wieder 17 Rekruten gestellt werden, von denen jeder nun nur noch einen Taler Handgeld bekam. Als im Jahr darauf noch einmal Rekruten geworben werden mussten, erhielten diese aus der Stadtkasse nichts mehr. Infolge der Niederlagen der sächsischen Truppen in den Jahren 1702, 1704 und 1706 gegen die schwedische Armee hatte das Land 35 Millionen Reichstaler an die Schweden zu zahlen, welche von den Bürgern des Landes aufgebracht werden mussten. In der zweiten Phase des Krieges wurden insgesamt 218 Bürgersöhne zum Kriegsdienst ausgelost. Im Jahr 1729 musste die Stadt Frankenberg wiederum neun Rekruten stellen; jeder bekam 20 Taler auf die Hand.²⁰ In der Finanzverwaltung der Stadt herrschten seit Beginn des 18. Jahrhunderts desolate Zustände. Rat und Bürgermeister hatten es sich zur Gewohnheit werden lassen, eigenmächtig Steuern zu erheben, wobei die Verwendung des Geldes oft nach Gutdünken erfolgte.²¹ Nicht nur aus diesem Grund befand sich der Rat der Stadt Frankenberg seit dem Jahr 1715 im Visier des kurfürstlichen Kammergemachs, der Finanzverwaltung. Nach dessen Verfügung sollte die Stadt die Rechnungen der Jahre 1676 bis 1712 einsenden und überprüfen lassen, worauf sie aber nicht reagierte. Wiederholte Forderungen der Finanzbehörde zur Offenlegung und Erklärung der Rechnungen wurden vom Frankenger Rat ignoriert. Die Vertreter der Stadt bequemen sich erst 1718 zu einer Antwort, kurz bevor sie per Befehl in der Rentkammer erscheinen und die Ratsrechnungen der Jahre 1682 bis 1688 erklären sollten. Der Rat wollte nicht Folge leisten, schützte vor, dass die damaligen Ratsmitglieder alle gestorben seien, und klagte scheinheilig, dass bei dem großen Brand von 1712 alle Briefschaften und Urkunden in Rauch aufgegangen und verloren seien, der Rat also nichts belegen oder beantworten könne.²² Angesichts dieser Unverfrorenheit kapitulierte die Dresdner Behörde.

Die Verhältnisse in der Stadt können durch die Handlungsweisen ihrer Protagonisten erhellt werden. Ein typischer Vertreter dieser Zeit begegnet uns in dem Frankenger Bürger Daniel Schale, dessen Facetten nur unzureichend beschrieben werden können: energisch und durchsetzungsfähig, brutal, skrupellos und rücksichtslos, erfolgreich, bewundert und verhasst, benutzt. Er wirkte als Handelsmann, Bürgermeister, Transporteur seltener Erden – und Krimineller. Schale wurde 1672 in Geringswalde als Sohn eines Maurermeisters geboren, wobei seine späteren Kenntnisse auf eine gründliche Schulausbildung schließen lassen. In Frankenberg fand er zunächst Anstellung im Handelsgeschäft Johann Höpners Erben, gründete aber bald ein eigenes Geschäft. Durch seine wirtschaftlichen Erfolge erreichte Daniel Schale auch als Zugezogener Eintritt in die Häuser ebenfalls gutsituierter Familien und wurde im Jahr 1714 zum ersten Mal zum Bürgermeister gewählt. Neben den finanziellen Vorteilen privater Entnahmen aus der Stadtkasse bot sein Amt genügend Freiraum für wirtschaftliche Aktivitäten und die Möglichkeit der Kontakte nach Dresden an den Hof, wie z. B. Besuche der Landtage. Die durch den Großen Nordischen Krieg und den Stadtbrand von 1712 bedingten wirtschaftlich schlechten Zeiten

hatten offenbar auch die Textilproduktion in der Stadt und damit seine Handelstätigkeit beeinträchtigt. Um der finanziellen Katastrophe zu entgehen, brauchte Schale eine tragfähige Geschäftsidee und gute Kontakte. Als sich nach dem Ende der Kampfhandlungen in Polen die dortige Wirtschaft zu Beginn der 1720er Jahre erholte, beteiligte sich Schale an der traditionellen Einfuhr von polnischen Rindern nach Sachsen und hatte sich spätestens im Jahr 1724 finanziell saniert – nur mit dem Viehhandel? Durch seine Besuche der Messen in Breslau, Frankfurt und Leipzig sowie der Kontakte nach Dresden und in das Erzgebirge wird er Informationen über weitere einträgliche Handelsgüter erhalten haben. Mit Sicherheit begegnete er in Leipzig Vertretern von Handelshäusern, welche sich mit dem Transfer von erzgebirgischen Kobaltprodukten beschäftigten.²³ Die Bedeutung dieses Farbstoffs als Exportgut für die Glas- und Porzellanherstellung war seit dem 16. Jahrhundert beständig gestiegen, wobei die Ausfuhr des geförderten Kobalterzes nicht erlaubt wurde und der Kurfürst sich für die in den Blaufarbenwerken hergestellten Produkte ein Vorkaufsrecht vorbehielt. Fertigprodukte wurden in Schneeberg, Leipzig und Dresden in speziellen Depots gelagert.²⁴ Der Transport zwischen den Farbwerken und den Lagern, sowie von dort zu den Kunden erforderte also zuverlässige Händler. Das erklärt zum Teil die zahlreichen Reisen Schales nach Dresden und von dort weiter nach Breslau. Die bedeutende schlesische Metropole bot sich mit ihrer Messe als Handelsplatz geradezu an. Neben Vieh und Kobalt war aber noch ein weiteres Handelsgut für Schale interessant: Galmei. Dieses Zinkerz aus den ober-schlesischen und südpolnischen Lagerstätten führte zuweilen gold- und silberhaltige Beimengungen, welche in der kurfürstlichen Hütte in Halsbrücke verarbeitet worden sein dürften. Vielleicht aus dem Bewusstsein, durch entsprechende Kontakte unangreifbar zu sein, legte sich Schale in seinem Umgang mit seinen Zeitgenossen

kaum Zurückhaltung auf. Im Jahr 1729 nahm Schale das im Rathaus hinterlegte Testament von Andreas Reinß unberechtigt mit nach Hause, stellte in dieser Angelegenheit ein Attest aus und trat als Zeuge auf. Ebenso unberechtigt behielt er Ratsrechnungen und -akten zu Hause. Als im gleichen Jahr der Stadtschreiber totkrank darnieder lag, drang er mit einem aus Chemnitz herbeigeholten „notario publico“ in dessen Haus ein und holte alle Akten ab.²⁵

Johann Friedrich Höpner war von seinem Vater als Kaufmann ausgebildet und 1705 nach Holland gesandt worden, wo er vier Jahre die Schönfärbekunst und die Kattundruckerei erlernte. Bei dieser speziellen Form der Druckerei wurden Holzleisten verschiedener Breiten, sog. Kandeln, in die Metallstifte unterschiedlicher Stärke eingesteckt worden waren und die mit ihren in gleicher Ebene liegenden Köpfen ein Muster bildeten, zum Drucken einer Kante benutzt. Derartig qualifiziert ausgebildet, erhielt Johann Friedrich Höpner 1709 vom Kurfürsten die Konzession zur Errichtung einer eigenen Färberei.²⁶ Doch Höpner revolutionierte nicht nur die Drucktechnik – er verwendete als erster Färber in Sachsen die Concenell- und Isabellen-Farbe, ein bräunlich gelber Farbstoff, in den blasses Oraniengelb mit ein wenig rötlichem Braun gemischt wurde. Mit dieser Technik war die Frankenerberger Firma in puncto Produktion und Design in Kursachsen führend und bekannt. Die Firma florierte, schien aber damit den Neid der Konkurrenz provoziert zu haben. Auf dem wirtschaftlichen Höhepunkt verstarben Johann Friedrich Höpner 1743 und seine Frau Sophia Magdalena 1747 während der Messe in Leipzig in ihren Geschäftsräumen. Dieser Handelsplatz schien für Frankenerberger Händler ein gefährliches Pflaster gewesen zu sein, denn rund 100 Jahre zuvor war Kaufmann Johann Riedel im besten Alter von 45 Jahren ebenfalls auf der Michaelismesse verstorben.²⁷ Das plötzliche Ableben der Eheleute, vor allem auch der

23 Wolfgang Strubell: Die Leipziger Handelsgeschlechter Oheim, von Ryssel und Richter und der Kobaltblaufarbenhandel, in: Sächsische Heimatblätter 29 (1983), Heft 4, S. 167-170.

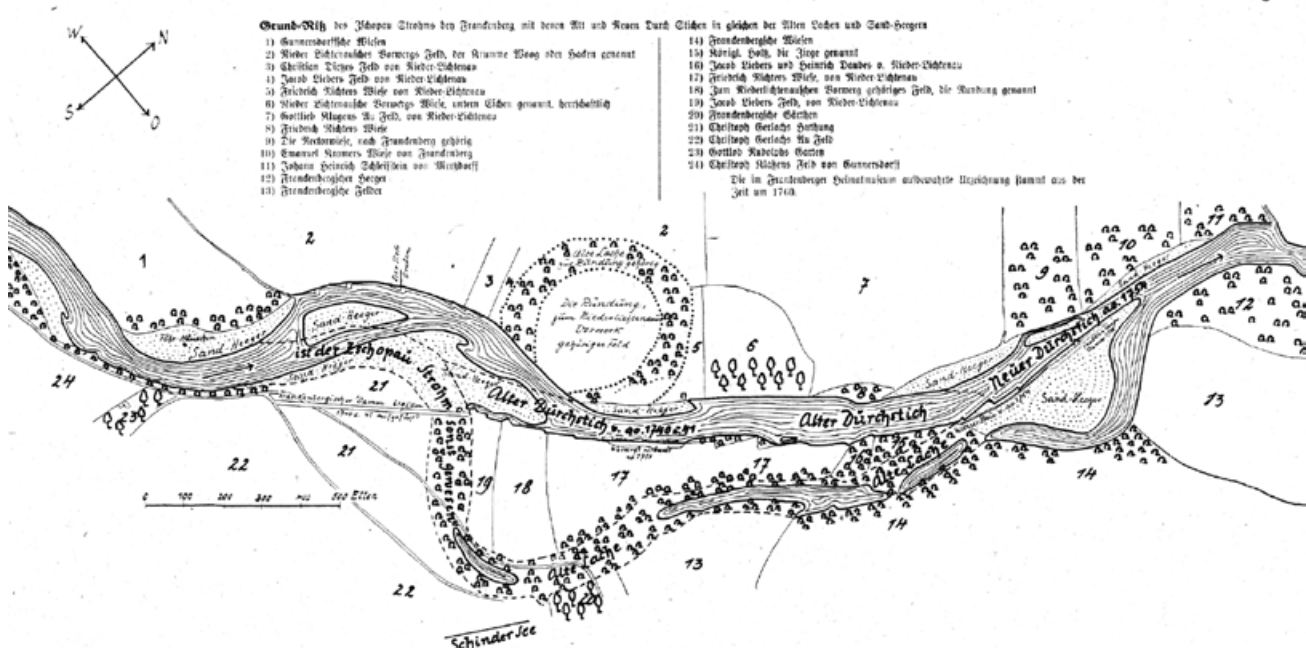
24 Friedrich Kapff: Beiträge zur Geschichte des Kobalts, Kobaltbergbaues und der Blaufarbenwerke, Breslau 1792, S. 75 ff.

25 Reinhard Jeromin: Bürgermeister Daniel Schale, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. V, Leipzig 2017, S. 63-72.

26 Stadtarchiv Frankenberg, Nr. 479, fol. 8.

27 Stadtarchiv Leipzig, Ratsleichenbücher, Bd. 26, fol. 36b, 169b und Bd. 5, fol. 89a.

Übersicht der Flussbegradigungen in Frankenberg, um 1760, Umzeichnung



- 28 StA Chemnitz, 12613 Gerichts- und Kaufbücher, Gerichtsbuch Frankenburg Nr. 63, fol. 208a-211a.
- 29 Reinhard Jeromin: Frankenger Handelsleute und die Leipziger Messe, in: Frankenburg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. VIII, Leipzig 2020, S. 27-36.
- 30 Stadtarchiv Frankenburg, Nr. 968, fol. 1a-16a.
- 31 Stadtarchiv Frankenburg, Nr. 968, fol. 17a-18b und 22a-47a; Bahn (wie Anm. 5), S. 312, 316.
- 32 Stadtarchiv Frankenburg, Nr. 1173, fol. 172a-211b.
- 33 Stadtarchiv Frankenburg, Nr. 1182, S. 1-6.
- 34 Holger Hase: Sachsen im „Schicksalsjahr 1813“, in: Frankenburg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. I, Leipzig 2013, S. 55-64.

Ehefrau, ist ein Indiz für die marktbeherrschende Position ihrer Firma, welche der Konkurrenz ein Dorn im Auge war. Trotz der Beendigung des Färbetriebes durch das Ehepaar Höpner wurden Färberei und Mangel weiterbetrieben. Erst im Jahr 1761 verkauften die Erben das Färbehaus.²⁸

Frankenberger Händler lassen sich seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert in Leipzig nachweisen. Als die Anzahl der Verkaufsstände im Tuchhaus am Neumarkt nicht mehr für jeden Interessenten ausreichte, stellten Frankenberger Händler ihre Waren im Kaufhaus der Leipziger Tuchmacherzunft aus. Ein Bestechungsgeld hatte ihnen dessen Türen geöffnet.²⁹ Die Frankenberger Handelsleute Höpner konnten es sich erlauben, nicht im Gewandhaus, sondern in ihren eigenen Räumen auszustellen und zu verkaufen. Auf Grund der Qualität und Einzigartigkeit ihrer Waren wurden sie von ihren Kunden dort aufgesucht. Allerdings konnten die Kontrolleure des Marktgerichts nächtliche Straftaten in privaten Räumen weder verhindern, noch aufklären.

Die sich meist friedlich und anmutig zeigende Zschopau hatte zu allen Zeiten verheerende Überschwemmungen verursacht, so dass nach einem ersten Versuch einer Schutzmaßnahme im 17. Jahrhundert zu Beginn des 18. Jahrhunderts Planungen für Flußbegradigungen und Dammbauten begannen. Ein erster Abschnitt des Flusses (ca. Lederfabrik Liebschner – Fa. Müllers Erben) wurde in den Jahren 1721/22 durch Sandaushub im Flussbett begradigt. Danach ruhten die Bauarbeiten einige Jahre.³⁰ Im Jahr 1734 hatte der Rat die Gefahr beklagt, dass der Fluss in die sogenannte Schindersee (Standort Lidl) einbrechen könnte. Dieser zweite Abschnitt (Fa. Müllers Erben – Nixstein nördlich der Autobahnbrücke) wurde in den Jahren 1735 bis 1740 fertiggestellt, wobei Kurfürst und Einwohner heftig um Beteiligung und Übernahme der Kosten rangen. Letztendlich zahlten Frankenberger Einwohner „freiwillig“ einen Betrag von 500 Talern und eine Abgabe von 8 Groschen für Hausbesitzer und 4 Groschen für Mieter. Beide Abschnitte haben zusammen eine Länge von 900 Metern und liegen rund 300 Meter weiter westlich als das ursprüngliche Flußbett.³¹

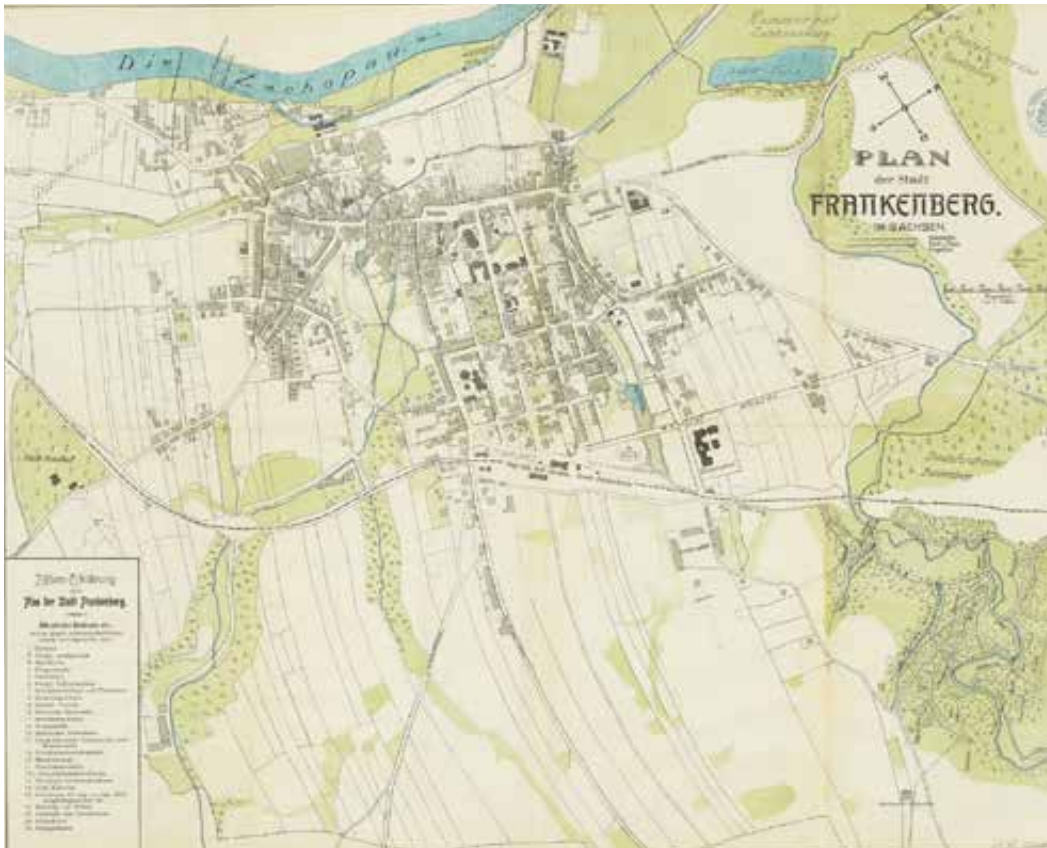
Der von 1756 bis 1763 dauernde Siebenjährige Krieg brachte für Kursachsen unsagbares Leid, Verwüstung und finanziellen Ruin. Auch Frankenburg hatte unter der preußischen Besetzung zu leiden. Die Kriegsparteien mussten mit Lebensmitteln versorgt werden, was sich mit fortwährendem Krieg jedoch immer schwieriger gestaltete. Falls die Lieferung von Rekruten, Lebensmitteln, Betten und auferlegten Zahlungen ausblieb, drohten Strafzahlungen und „Executionen“ genannte Einquartierungen von Soldaten in Bürgerhäuser. Ein weiteres probates Mittel, die Bürger zum Einlenken und Liefern zu bewegen, bestand in der Verschleppung und Inhaftierung von Bürgermeister, Rat und anderen Einwohnern. Anders sah es mit finanziellen Leistungen von Stadt und Bürgern aus. Zwar war die Stadtkasse leer und Steuern konnten kaum oder gar nicht eingetrieben werden, die Produktion von Kattun be-

scherte den Herstellern und Händlern jedoch große Gewinne. Es verwundert also nicht, dass sich die Stadt immer wieder Gelder von einzelnen Bürgern leihen konnte, um die kriegsführenden Parteien zu friedenzustellen. Auch wechselten in diesen Jahren viele Häuser und auch einige Güter ihre Besitzer, wobei sehr oft größere Beträge sofort bar beglichen wurden. Nachdem am 15. Februar 1763 auf Schloss Hubertusburg der Frieden beschlossen worden war, wurde am 21. März in Frankenburg gefeiert.³²

Nur wenige Jahre nach diesen militärischen Schrecknissen zeigten die Kräfte der Natur die Abhängigkeit der Menschen. Die Ernten des Jahres 1770 erbrachten wegen des kalten und nassen Wetters nur unzureichende Erträge. Zu Beginn des Jahres 1771 fiel starker Schnee, der erst im April taute. Dann folgte Regenwetter bis in den Juli, wodurch die Ernte in diesem Jahr praktisch ausfiel und die Getreidepreise enorm anstiegen. Auf dem Höhepunkt der Hungersnot im Jahr 1772 starben in der Stadt Frankenburg 390 Menschen. Glücklicherweise wurde das Jahr 1773 wider aller Erwartungen sehr fruchtbar, so dass das Getreide unter dem gewöhnlichen Preis verkauft wurde.³³

Das für Sachsen schicksalträchtige Jahr 1813 begann mit dem Eintreffen der Reste der Großen Armee Napoleons nach dem verlorenen Feldzug gegen Russland. Der militärisch angeschlagene Kaiser der Franzosen hatte in aller Eile in Frankreich eine neue Armee aufgestellt und war mit ihr Mitte April 1813 zurückgekehrt, womit Sachsen wieder vollständig unter französische Kontrolle geriet und unter den Folgen des Krieges zu leiden hatte: Einquartierungen durchziehender Truppen, Bereitstellung von Nahrungsmitteln für Soldaten und Pferde, Abgabe von Sanitätsmaterial und Bettzeug für die Lazarette, Aushebung von Rekruten, Abstellung von Arbeitskräften für Schanzarbeiten usw. So musste Frankenburg von April bis Dezember 1813 mehr als 14.300 Soldaten in seinen Mauern einquartieren. Dutzende Einwohner wurden im Sommer 1813 zu Schanzarbeiten nach Dresden gesandt. Hinzu kamen die Rekrutenaushebungen und ständigen Requirierungen. Nach den Franzosen rückten im September 1813 die Österreicher in Frankenburg ein. Auch sie benötigten Nahrung, Kleidung, Sanitätsmaterial und Unterkünfte, weshalb die Einwohner noch lange nach der Leipziger Völkerschlacht die Lasten des Krieges zu tragen hatten.³⁴

Die restriktiven Maßnahmen von Zensur und Überwachung in den Jahren nach 1815 führten, verstärkt durch die wirtschaftliche Krise und hohe Steuerlasten, im Jahr 1830 zu Unruhen in Dresden und Leipzig. Auch im beschaulichen Frankenburg artikulierte sich der Unmut des Bürgertums gegenüber Bürgermeister, Kämmerer, Rat, Schreiber, Gerichtsdiener: „Den 27ten September früh gegen neun Uhr brach eine Rebellion aus. Einige Bürger, welche die Sache Tags zuvor unter sich verabredet hatten, bewogen einige Kaufleute und Fabrikanten, giengen zusammen aufs Rathhaus, verlangten die Schlüssel und die Bücher, und setzten einige Rathsmitglieder ab, schlepten den Rathsdieners ins Gefängniß und er-



Stadtplan von Frankenburg,
um 1908
SLUB Dresden

laubten sich der heftigsten Ausbrüche gegen den Rath. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr. Mittlerweile kam der Amtshauptmann mit einer Abtheilung Reiter hier an, um die Ruhe herzustellen, konnte aber vor der Hand nichts thun, bis gegen Abend ein Bataillon Schützen einrückte und die Sache entschied. Den andern Tag wurden die Anführer eingezogen, auf das Schloß geschafft, und die Sache untersucht. Nach Verlauf von 6 Wochen wurden sie theils nach Zwickau, theils nach Waldheim abgeführt.“³⁵ Ein ähnlich aufrührerischer Geist zeigte sich in den Revolutionsjahren 1848/49 beim Dresdner Maiaufstand, als Frankener Turner an den Kämpfen in Dresden teilnahmen. Am 6. Mai 1849 verteidigten sie die Barrikade an der Frauenkirche gegen preußisches Militär. Dabei waren 197 Tote und viele Verletzte zu beklagen. Viele der überlebenden Aufständischen wurden zu langen Haftstrafen verurteilt und eingekerkert.³⁶

Das Städtchen Frankenburg setzte im 19. Jahrhundert seine Entwicklung geruhsam fort. Nachdem die am südlichen Ende der Stadt gelegene Brücke über die Zschopau im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden war, konnte erst nach rund 200 Jahren ohne festen Übergang auf das westliche Flussufer im Jahr 1834 eine neue Brücke im Raum Ortelsdorf eröffnet werden. Diese Brücke wurde mehrfach erneuert, bzw. instandgesetzt, zuletzt in den Jahren 1998 und 2007. Die Nachbardörfer Merzdorf und Niederlitztenau waren erst im 20. Jahrhundert auf direktem Weg über Brücken erreichbar.

Im Jahr 1842 erfolgte der Bau eines Krankenhauses, damals am nordöstlichen Ende der Stadt gelegen, in

den 1950er Jahren erweitert und modernisiert, heute geschlossen. Im Jahr 1860 wurde die städtische Freiwillige Feuerwehr gegründet.

Für diese Zeit kann die Ausdehnung der Stadt schnell beschrieben werden: Um 1860 erstreckte sich die städtische Bebauung von ihrem südlichen Endpunkt bei dem ehemaligen Gunnersdorf (heute Standort Lidl-Fa. Hunger) bis zum Sonnenplatz und über die heutige Dr.-Bruno-Kochmann-Straße und das Mühlbachtal zur Freiburger Straße, wo sich die 1859 errichtete Gasanstalt einsam auf freiem Feld befand. Die heutige August-Bebel-Straße begrenzte die Ortslage im Osten. An ihrem nördlichen Ende führten Garten- und Feldstraße hinunter bis zur Hainichener Straße. Das Herrenhaus des Ritterguts Neubau aus dem Jahr 1553 stellte dort den nordwestlichsten Eckpunkt der Stadt dar. Klingbach, Am Graben, Dammpfad und Fabrikstraße begrenzten sie im Westen.

Der ab dem Jahr 1866 begonnene Eisenbahnbau mit dem im Jahr 1868 im Osten der Stadt errichteten Bahnhof machte eine neue Zufahrtsstraße dahin erforderlich, welche ab diesem Jahr eine Bautätigkeit von repräsentativen Bürgerhäusern und Villen auslöste. Im Jahr 1870 folgte das neue Schulgebäude und 1879 das Postamt, sowie 1891 die Umgestaltung des Friedhofs zum städtischen Friedenspark. Mit der 1896 errichteten Realschule war die Gestaltung der neuen Verkehrsachse abgeschlossen. Parallel war ab dem Jahr 1876 der Bau der Winklerstraße und der dazu angelegten Querstraßen begonnen worden, womit die einzelnen städtischen Bereiche zu einer Einheit zusammengefügt worden waren.

³⁵ Carl August Pötzsch: Chronika der Stadt Frankenburg, Frankenburg 1829, fol. 2.

³⁶ Johannes Simmank: Das Jahr 1849 und Frankenburgs Anteil am Vorkampf deutscher Einheit, in: Heimat 1 (1922), S. 24-28.

Autor
Dr. Reinhard Jeromin



Schloss Sachsenburg bei Frankenberg

Wolfgang Schwabenicky

Schloss Sachsenburg von Westen,
Federzeichnung von
Wilhelm Dilich, 1629

Die Talweitung der Zschopau unterhalb von Frankenberg wird durch die bewaldete Höhe des Treppenhauers (351 m ü. NN) und durch das spätgotische Schloss Sachsenburg beherrscht. Ursprünglich war die Sachsenburg eine große dreiteilige Anlage, wie sie noch Wilhelm Dilich 1629 zeichnete, und wie sie zumindest noch im Grundriss auf Plänen aus dem 18. Jahrhundert zu erkennen ist. Die Anlage bestand aus drei Teilen: das hintere Schlossgebäude, das mittlere Schlossgebäude und der vordere Hof. Der vordere Hof und das mittlere Schlossgebäude wurden während des Dreißigjährigen Krieges durch kaiserliche Soldaten im November 1632 abgebrannt und anschließend nicht wieder in alter Gestalt errichtet. Das erhaltene hintere Schloss gehört heute zu den bedeutendsten Werken profaner Architektur der Spätgotik in Sachsen.

Der hochmittelalterliche Landesausbau und die Herrschaft Sachsenburg bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts

Das Gebiet um Frankenberg war wie der größte Teil des Erzgebirgsvorlandes und des Erzgebirges bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts unbesiedelt und mit Wald bestanden. Erst im Zuge der bauerli-

chen Kolonisation entstanden zahlreiche Waldhufendörfer. In dieser Zeit bildete die Zschopau in hiesiger Gegend die Grenze zwischen der Grafschaft Rochlitz, deren Neusiedelland durch Dedo von Wettin kolonisiert worden war, und den Besitzungen der Reichsministerialen von Mildestein, welche einen Streifen des nach 1150 besiedelten Landes östlich der Zschopau von Ziegra bis Frankenberg umfasste.

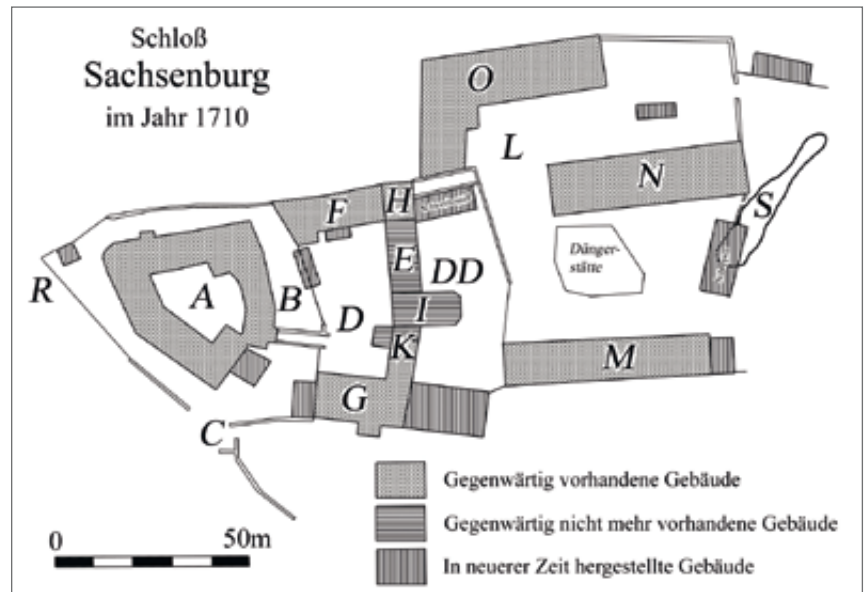
Am 29. April 1197 trat „Heinricus de Sassenberg“ als Zeuge in zwei Urkunden auf, die zur Schlichtung eines Streites zwischen dem Kloster Marienzelle und den Brüdern Peter und Johannes von Nossen ausgestellt wurden, die eine durch den kaiserlichen Kämmerer Heinrich von Groitzsch, die andere durch Bischof Dietrich von Meißen. Dies ist die erste (indirekte) Erwähnung von Sachsenburg. Wie es scheint, stand dieser Heinrich von Sachsenburg in einem nicht näher zu bestimmenden Verhältnis zu denen von Mildestein. Jedenfalls dürfte um 1200 besagter Heinrich die Sachsenburg errichtet haben. Auf alle Fälle gibt es keinerlei Hinweise zur Gründung der Burg bereits während der Kolonisationszeit.

Anfang des 13. Jahrhunderts kam Arnold von Mildestein wegen des Zehnten im neu besiedelten

Teil des Burgwardes Hwoznie mit dem Bischof von Meißen in Streit. In der Urkunde von 1214, die den Zehntenstreit betrifft, wird vom gesamten Zehnten der Besitzungen der Hersfelder Kirche im Burgward Gozne und Frankenberg gesprochen („omnem decimam possessionum Hersfeldensis ecclesiae, quae sunt in burgwardo Gozne et Vrankenberch constitutae“). In einer weiteren Urkunde von 1222, in der dem Bischof von Meißen der Zehnt erneut zugesprochen wurde, heißt es u. a. „in territorio Vrancenberg et in burgwardo Goze et in locis aliis ibidem constitutis“ (im Territorium Frankenberg und im Burgward Gozne und in anderen dort gegründeten Orten). Der Zusammenhang von Gozne (Hwoznie) und Frankenberg in den Urkunden hatte dazu geführt, dass man auch örtlich einen engen Zusammenhang sah. So wurde die wohl erstmals vom Frankenger Archidiakon Christian August Bahn in seinen Historischen Nachrichten von Frankenberg und Sachsenburg 1755 vertretene Ansicht, dass die Burg Hwoznie (Gozne) auf dem Treppenhauer stand, scheinbar urkundlich gestützt. Die Formulierungen besagen aber nur, dass das Burgwardum Gozne sich durch die Besiedlung vergrößert hatte und dass Frankenberg in diesem neu besiedelten Gebiet lag. 1223 wurde von Papst Honorius II. der Bann über die Mildensteiner verhängt, und 1232 belagerte der Meißner Markgraf Heinrich der Erlauchte die Burg Mildenstein. In der Folge verloren die Mildensteiner ihr Lehen. Durch jüngere Forschungen gelang es, mit hoher Wahrscheinlichkeit die Schwedenschanze bei Ziegra mit der Burg Hwoznie und den Burgstern bei Minkwitz mit der Burg Mildenstein zu identifizieren.

Frankenberg und Sachsenburg bildeten einen einheitlichen Pfarrsprengel, aber innerhalb der Herrschaft Mildenstein noch keine selbständige Grundherrschaft. Die Grundherrschaft, deren Mittelpunkt später die Sachsenburg war, entstand erst im 14. Jahrhundert. Die Herrschaft der Mildensteiner wurde zerschlagen, ihr Gebiet und damit auch Frankenberg und Sachsenburg kam in den Besitz des Markgrafen Heinrich, der damit das Kerngebiet der Mark Meißen mit der Grafschaft Rochlitz territorial vereinigen konnte.

Im Verlaufe des 13. Jahrhunderts machten sich im Rodungsgebiet Nahmarktorde notwendig, d. h. Orte mit der ständigen Anwesenheit von Händlern, zu denen auch die Handwerker zählten, da sie letztlich auch kauften und nach der Bearbeitung des Eingekauften ihre Produkte wieder verkauften. Dieser tägliche Markt war das, was für die Menschen des späten Mittelalters den Begriff Stadt (oder auch Weichbild) für einen Ort rechtfertigte und auch den Anfang einer Stadt ausmachte. Der freie Markt, d. h. der regelmäßig einmal an einem bestimmten Tag in der Woche stattfindende Markt (Wochenmarkt), kam dann erst zur Stadt dazu. Solche Nahmarktorde bzw. Städte entwickelten sich vorrangig an Orten, die bereits zentrale Funktionen zu erfüllen hatten, d. h. bei Pfarrkirchen mit großem Sprengel und bei Herrschaftsmittel-



punkten. So entstand in der Nähe von Sachsenburg aus einem kleinen einreihigen Waldhufendorf, das Pfarrmittelpunkt war, das Städtchen Frankenberg. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts begann man auch im Zschopautal silberhaltige Erze abzubauen. Auf der später Treppenhauer genannten Anhöhe entstand eine Bergstadt mit ungefähr eintausend Bewohnern, die den Namen Bleiberg trug. Die Sachsenburg, die in dieser Zeit unmittelbar in landesherrlichem Besitz war, diente dem Schutz und der Verwaltung des Silberbergbaus im Zschopautal und der Bergstadt Bleiberg. 1289 wird in einer Urkunde Friedrich Klemmes u. a. „castrum Sachsenberc infeudatum“ aufgeführt. „Infeudatum“ kann als unverlehnt aufgefasst werden, d. h. die Burg wäre im unmittelbaren markgräflichen Besitz gewesen, was aufgrund der Schutzfunktion für den Bergbau erklärlich wäre.

Im Lehnbuch Friedrichs des Strengen von 1349/1350 finden wir als Eintragung: „Item Theodericus Kuneke cum suis fratribus habent a domino [...] in Sachssenberg ante castrum ½ allodium et 1 molendinum; item in villa Sachsenburg 2 feodatos, 30 modios annone, 15 grossos, 10 pullos, ½ mansum infeodatum“ (Dietrich Künecke mit seinen Brüdern haben vom Herrn [...] in Sachsenburg vor der Burg ein halbes Vorwerk und eine Mühle, auch im Dorf Sachsenburg zwei Lehensleute, dreißig Scheffel Getreide, fünfzehn Groschen, zehn Hühner, eine halbe Hufe). Es wird also ausdrücklich nur das halbe Vorwerk vor der Burg und die Mühle genannt. Die Burg selbst war augenscheinlich nicht mit verleht.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und zu Anfang des 14. Jahrhunderts treten in Urkunden Zeugen auf, die sich von Sachsenburg und von Frankenberg nennen, bei denen es sich vermutlich um Burgmannen handelt. Möglicherweise hat der Name für die Burg noch nicht eindeutig festgelegt. In diesem Zusammenhang muss noch eine Urkunde von 1292 näher beleuchtet werden. Diese ist für Markgraf Friedrich I. und Landgraf Albrecht durch

Schloss Sachsenburg, Umzeichnung eines Planes im Landesamt für Denkmalpflege Sachsen aus dem Jahr 1710

Bezeichnungen auf dem Original:
A das hintere Schloßgebäude und Hof, B der daneben liegende Graben, C das Rondel, D der mittlere Hof, DD der vordere Graben um das mittlere Gebäude, E der Kornspeicher, F das Wohngebäude, G das Brauhaus, H der Turm, I die Durchfahrt, K Schweineställe, L der vordere Hof, M Wohnung des Hofmeisters und Ställe, N die Scheune, O die tiefe Scheune, R der Schloßgarten, S die Pfütze.

Landesamt für Denkmalpflege Sachsen/Wolfgang Schwanenicky

das Kloster Hersfeld über bestehende Lehen ausgestellt worden. Sie ist aufgrund der für das Bestehen ihrer Herrschaft ernsten Situation von den Wettinern in Hersfeld bestellt worden. Neben der bereits aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammenden Grenzbeschreibung des Hersfelder Eigens sind in der Urkunde von 1292 noch eine ganze Reihe einzelner Orte, die zu einem großen Teil außerhalb dieser Grenzen liegen, verzeichnet. Dies war eine Vorsichtsmaßnahme gegenüber dem König Adolf, um diesem den Zugriff auf die wettinischen Besitzungen zu erschweren. Aufgezählt werden die Stadt Zschopau, die Herrschaft Lichtenwalde, Burg und Stadt Döbeln, Roßwein, Freiberg, die Stadt Dresden mit dem Zubehör bis Pirna und Oederan – alles bedeutende Orte. Das Gebiet des Zschopautales, in dem in dieser Zeit ergiebiger Bergbau stattfand, wird mit folgender Formulierung umschrieben: „Frankenberg castrum et civitas et quidquid ibi attinet Drinwerdin cum suis pertinenciis“ (Frankenberg Burg und Stadt und alles, was dazu gehört, Dreiwerden mit seinen Zugehörungen). Zu bemerken ist erstens, dass alle anderen genannten Orte (außer Oederan) außerhalb des Hersfelder Eigens liegen. Für Frankenberg und Dreiwerden hätte sich die beabsichtigte Vorsichtsmaßnahme eigentlich erübrigt, da beide innerhalb des mit den Grenzen des „predium Hersfeldensis ecclesie“ umschriebenen Gebietes liegen. Zum anderen gab es in Frankenberg keine Burg – mit dem „castrum“ wird die Sachsenburg gemeint sein. Es war auch keine Stadt (civitas), sondern immer nur Städtchen. Dreiwerden ist nur eine relativ große Mühle innerhalb der Flur von Schönborn. Die beiden unbedeutenden Orte dienten vermutlich zur Umschreibung des Bergbaugesbietes, das durch sie eingegrenzt wird. Damit vermied man, dass man auf den Bergbau extra aufmerksam wurde.

Im Jahre 1364 schließlich verkaufte Markgraf Friedrich II. das „Huz Sachsinerch“ mit Zubehör an die Ritter Heinrich und Junge Große von Döbeln. Dies scheint mit dem Erlöschen des Interesses des Markgrafen am Sachsenburger Bergbau, d. h. mit dessen Ende, in Verbindung zu stehen. Der Umfang der Herrschaft Sachsenburg 1364 geht aus der Urkunde nicht hervor. Es gehörten wohl dazu das Dorf Sachsenburg sowie die Orte Frankenberg, Dreiwerden, Schönborn und Irbersdorf. Im Unterschied zu den Vorbesitzern, der Familie Künecke aus Freiberg, die nur über das halbe Vorwerk vor der Burg verfügte, besaßen die Brüder Heinrich und Junge Große von Döbeln auch wieder die Sachsenburg selbst. Sie hatten die Herrschaft Sachsenburg aber nur kurze Zeit inne.

Die Grundherrschaft Sachsenburg im Besitz derer von Schönberg

Bereits im Jahre 1368 waren die von Schönberg im Besitz der Herrschaft Sachsenburg. Wann und wie der Besitzwechsel erfolgte, ist nicht bekannt, aber Ende 1368 schlichtete Johannes von Schönberg, Ritter zu Sachsenburg, einen Streit zwischen den

Bürgern von Frankenberg und dem Schultheißen von Bockendorf. Spätestens zu diesem Termin hatten die von Schönberg die Gerichtsherrschaft inne. Möglicherweise hatten sie die Herrschaft Sachsenburg seit Anfang dieses Jahres in Besitz, denn seit Ende März 1368 hatten die Wettiner die Herrschaft bzw. das Amt Schellenberg wieder in ihrer Hand, das vorher (nach 1336) an die von Schönberg verpfändet gewesen war. Möglicherweise hing mit der Rückgabe von Schellenberg die Erwerbung von Sachsenburg zusammen. 1373 finden sich Johannes von Schönberg, sein Bruder Dietrich und sein Sohn Nikolaus als Inhaber von Sachsenburg und Zschochau. Sie stifteten in diesem Jahr einen Altar in der Frankenger Pfarrkirche.

1396 saß Dietrich von Schönberg auf Sachsenburg. Dietrich von Schönberg schloss 1411 eine Lehnverbindung mit Friedrich und Hans von Schönberg auf Zschochau. 1422 ging Dietrich von Schönberg eine neue Lehnverbindung ein, und zwar mit den Schönbergs der Rothschönerberger Linie. In der Urkunde werden das Schloss Sachsenburg, das Städtchen Frankenberg und das Dorf und Vorwerk Ibanitz mit allen Dörfern, Vorwerken, Mühlen, Hölzern und allen anderen Zugehörungen genannt.

Nach dem Tode Dietrichs von Schönberg auf Sachsenburg fiel dessen Besitz an die Schönbergs der Rothschönerberger Linie. Der erste Lehnbrief über den Gesamtbesitz datiert auf den 30. August 1442; summarisch werden darin Purschenstein, Sayda, (Roth-)Schönberg, Reinsberg, Sachsenburg, Wilsdruff, Frankenberg und Neukirchen bei Reinsberg aufgeführt. 1446 kauften die Schönbergs zu ihrem Besitz noch „Heinchen, das Stethlyn“ und den dabei liegenden halben Wald von Hans von Maltitz.

1454 stellte Kurfürst Friedrich der Sanftmütige einen Gesamtlehnbrief aus, in dem ausdrücklich der Anteil Dietrichs von Schönberg, Dompropst zu Meißen, und seiner Neffen Heinrich und Caspar von Schönberg detailliert aufgeführt wird, nämlich „Sachseberg das Slos mit sinen czubehorungen, zinsen, gerichten vnd gerechtigkeiten, item Frankenberg mit obirsten gerichten vnd Heynichen auch mit obirsten gerichten vnd dem walde dobie, darzcu die nachgeschriben dorffer Molbach [Mühlbach], Bemisdorf [Biensdorf], das Vorwerk



Schloss Sachsenburg, ehemalige Kapelle im Westflügel mit dem dort entdeckten Stifterbildnis Caspars von Schönberg
Foto: Wolfgang Schwabenicky

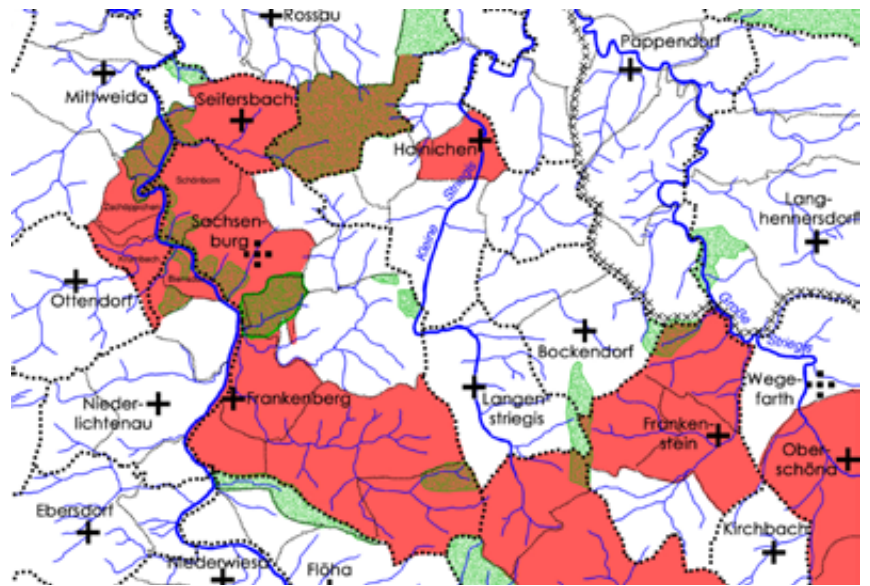
Hussdorf (Hausdorf), Gondramsdorf [Gunnarsdorf], Sachseberg, Silberssbach [Seifersbach], Frankenaw, czu Thalheim die Menner, Grumpach, die menner czur alden Mitweyde, Lichtenberg mit czinsen, getreide vnd dem halben walde, vnd in den allen die obirsten Gerichte, item Wigmannstorff [Weigmannsdorf bei Freiberg] die Menner“ und weitere Besitzungen, die nicht zur Grundherrschaft Sachsenburg gehörten. Die gleiche Aufzählung und einige Neuerwerbungen finden sich auch im 1465 aufgestellten Lehnbrief.

1475 bestimmte Dietrich von Schönberg, der inzwischen Bischof geworden war, in seinem Testament, in welcher Kirche welche Messen nach seinem Ableben gesungen werden sollen. Dabei werden u. a. sowohl die Sachsenburger Dorfkirche als auch die Burgkapelle genannt.

1477, nach dem Tode Bischofs Dietrich von Schönberg, erfolgte unter dessen Neffen die Erbteilung, bei der Caspar von Schönberg den Sachsenburger Anteil erhielt. Unter Caspar von Schönberg wurde die Herrschaft Sachsenburg wesentlich erweitert. Bei der Erbteilung im Jahre 1477 erhielt er dazu noch Wingendorf, das zwischen 1451 und 1454 von den Schönbergs erworben worden war. Nach dem Tod seines Verwandten Ramfold von Stockhausen kam an Caspar von Schönberg noch die Herrschaft Zschöppichen (Neusorge). Im Lehnbrief, den Herzog Albrecht von Sachsen 1482 ausstellte, werden unter anderem das Schloss Sachsenburg und die Städte Frankenberg und Hainichen aufgeführt.

Caspar von Schönberg bekleidete am Hof der Wettiner mehrere hohe Ämter. Sein Vater, nachweisbar zwischen 1422 und 1448, diente bereits als Hofmeister bei Kurfürst Friedrich dem Sanftmütigen. Caspar, vermutlich um 1440 geboren, nahm 1461 an einer Wallfahrt Herzogs Wilhelm III. ins Heilige Land teil, auf der er den Ritterschlag erhielt. Mitte der 1460er Jahre heiratete er Barbara von Maltitz. Seine Karriere im Fürstendienst begann mit der Bestallung zum heimlichen Rat im Jahre 1464. Seit 1477 war Caspar von Schönberg alleiniger Besitzer der Herrschaft Sachsenburg. In den Jahren 1480 bis 1488 baute er die Sachsenburg in ein seinem Stande entsprechendes Schloss um. Vor dem 13. Dezember 1491 starb er. Seine Söhne Hans, Wolfgang und Caspar von Schönberg wurden 1492 belehnt. Sie behielten den Gesamtbesitz zunächst gemeinschaftlich. Als erster sonderte sich Hans ab. Der genaue Zeitpunkt ist nicht bekannt. Es muss aber zwischen August 1499 und April 1502 geschehen sein. Hans erhielt bei der brüderlichen Teilung Oberschöna, die Stadt Hainichen mit dem halben Wald Heselicht und die Güter Börnichen und Wingendorf.

Etwa noch drei Jahrzehnte saßen Wolf und Caspar gemeinsam auf der Sachsenburg. Es ist möglich, dass in dieser Zeit das mittlere Schloss gebaut wurde, damit jeder der Brüder einen eigenen separaten Wohnsitz hatte. Seit 1535 führte Wolf von Schönberg den Zusatz „zur Neusorge“. Es wird angenommen, dass die Teilung im November 1535



erfolgte. Dabei erhielt Wolf den Hof Neusorge (Zschöppichen), alle Schönbergischen Besitzungen links der Zschopau und das Dorf Schönborn. Caspar, der jüngste der drei Brüder, blieb auf der Sachsenburg. Er starb am 14. September 1551, worauf seine beiden Söhne Caspar und Christoph am 7. Januar 1552 ihren Lehnbrief erhielten. Im gleichen Jahre wollten sie ihr Erbe teilen. Bereits zwei Jahre später war der gesamte Besitz in Christophs Hand, da sein Bruder kinderlos gestorben war. Auch Christoph starb 1575 kinderlos. Die Güter Sachsenburg und Frankenberg kamen an seine Lehnsvorwandten Wolf von Schönberg auf Neusorge und Georg von Schönberg auf Limbach. Sie und ihre Erben waren wahrscheinlich aufgrund der Zersplitterung des Besitzes nicht in der Lage, die Güter zu halten. Der letzte Besitzer aus der Familie von Schönberg auf Sachsenburg war Heinrich, Georgs ältester Sohn aus zweiter Ehe. Er war vermählt mit Magdalena von Ende. In Erwartung eines Kindes wurde 1604 ein Taufstein für die Schlosskapelle angeschafft. Magdalena starb bei der Geburt eines toten Sohnes am 15. Januar 1605. Heinrich von Schönberg verkaufte schließlich Neusorge, Frankenberg und Sachsenburg 1609/10 an den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen.

Herrschaft Sachsenburg nach dem Lehnbrief von 1482
Entwurf: Wolfgang Schwabenicky

Das kursächsische Amt Sachsenburg mit Frankenberg in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts

Am 6. März 1610 wurde in Dresden die Kaufurkunde über das Kammergut Sachsenburg ausgestellt, wonach Heinrich von Schönberg Sachsenburg mit den dazugehörigen Dörfern und dem Vorwerk Dittersbach an Johann Georg I. für 140.000 Gulden verkaufte. Zum Kammergut gehörten das Gut Sachsenburg mit der Schenke und dem Vorwerk Dittersbach mit allem Zubehör, mit Gehölzen, Schweine-, Rehe-, Hasen- und Fuchsjagd sowie kleinen und großen Vogelfang, Teichen und Teichstätten, wildem Fischfang usw. Johann

Schloss Sachsenburg nach 1488,
Erdgeschoss, 1. Obergeschoss und
2. Obergeschoss. Bezeichnung der
Räume nach dem ältesten
Inventarverzeichnis von 1633
Wolfgang Schwabenicky

Georg I. vermachte Sachsenburg und Frankenberg zusammen mit Colditz seiner Frau Magdalena Sibylle als Leibgedinge. Seither werden in den Inventarverzeichnissen die beiden Stuben über dem Schlosseingang in Sachsenburg als Frauenzimmerstuben bezeichnet.

Die ersten kursächsischen Amtsverwalter waren Hanns Stiehl (1610 bis 1615), Leonhart Reisiger (bis 1630) und Johann Schatter. Als Amtssitz und Wohnung diente bis 1632 das mittlere Schloss, währenddessen das hintere Schloss anscheinend der Kurfürstin Magdalena Sibylla vorbehalten war und in dieser Zeit größtenteils leer stand.

Der vordere Hof und das mittlere Schlossgebäude wurden während des Dreißigjährigen Krieges durch kaiserliche Soldaten im November 1632 abgebrannt und anschließend nicht wieder in der alten Gestalt errichtet. Bei dem Brand wurde auch das Amtsarchiv, das der Amtmann Schatter im Turm des mittleren Schlosses versteckt hatte, ein Raub der Flammen. Johann Schatter ist am 16. März 1633 gestorben. Ihm folgte als Amtmann Nicol Thum (bis 1637). Unter ihm wurde das Amt Sachsenburg mit dem Amt Frankenberg vereinigt. Nachdem das hintere Schloss wieder hergerichtet war, diente es als Amtssitz. Die Grüne Stube im Erdgeschoss wurde Amtsstube, die Kammer daneben Amtsarchiv. Der Amtmann wohnte in der ehemaligen Hofstube. Falls der Kurfürst einmal nach Sachsenburg gekommen wäre, so waren ihm die Räume in der Südwestecke des Schlosses vorbehalten. Deswegen wurde die Rote Stube auch als Kurfürstliches Gemach bezeichnet.

Baugeschichte des Schlosses Sachsenburg

Das hintere Schloss, das eigentliche Sachsenburger Schloss, ist trotz der in ihm enthaltenen älteren Bauteile als ein Bauwerk aus dem vorletzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts anzusehen. In dieser Zeit vollzog sich der Übergang von der mittelalterlichen Burg zum frühneuzeitlichen Schlossbau. Beispielgebend war in Sachsen vor allem das Schloss in Meißen, das später den Namen Albrechtsburg erhielt. Daneben hatte aber auch der gotische Umbau des Dresdner Schlosses für die Adelsbauten im Kurfürstentum Sachsen Bedeutung. Im Unterschied zur Albrechtsburg in Meißen, die unter dem Werkmeister Arnold von Westfalen nach Abbruch der alten Burg gänzlich neu errichtet wurde, handelt es sich bei der Sachsenburg um einen radikalen Umbau einer vorhandenen Burg, die in mehreren Bauphasen errichtet worden war.

Durch bauarchäologische Untersuchungen konnte nachgewiesen werden, dass der erste Bau der Sachsenburg um 1200 bis um 1220 entstanden ist. Der Bauherr könnte demnach der 1197 genannte Heinrich von Sachsenburg gewesen sein. Die Grundfläche der Burg entsprach fast der des heutigen Schlosses. Es ist anzunehmen, dass zuerst die Ringmauer erbaut worden ist. Möglicherweise bestanden innerhalb dieser Mauer nur



Holz- oder Fachwerkbauten. Reste einer älteren Ringmauer befanden sich im Keller des Westflügels, die durch gefundene Keramik in die genannte Zeit datiert wurde.

Der Zugang in diese Burg erfolgte durch ein Tor im Bereich der Südmauer der heutigen Schlosskapelle von einer Terrasse am Hang zur Zschopau aus. Die erhaltenen Teile der Torgewände wurden



bei den Untersuchungen freigelegt. Dabei wurde der Rest eines Pietra-rasa-Putzes entdeckt, der ebenfalls in die Zeit um 1200 datiert.

In einer jüngeren Baumaßnahme wurde im Norden außen an die Ringmauer, wie aus Baufugen erkennbar ist, ein quadratischer Turm angefügt. Er erscheint augenfällig im Grundriss des heutigen Schlosses und ist noch bis in Höhe der Dachtraufe erhalten. Der Bau des Turmes muss noch in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts stattgefunden haben, denn im Rest einer Fenster-nische befand sich Pietra-rasa-Putz. Noch aus romanischer Zeit stammen Teile im Kellergeschoss des Westflügels.

Eine weitere größere Baumaßnahme erfolgte, als die Sachsenburg zum Schutz und der Verwaltung des Silberbergbaus im Zschopautal diente. Nach 1266 wurde das Tor an der Südseite vermauert und der Hof erhöht sowie ein neues Tor, das heute noch als Eingang des Schlosses dient, angelegt. Dabei wurden die Ringmauer östlich des Turmes durchbrochen und in den Graben hinein ein Torhaus errichtet. Das innere und äußere Tor ist heute noch mit den ursprünglichen Gewänden vorhanden. Die Toranlage war ein Kammertor, das ursprünglich mit einem Tonnengewölbe gedeckt war.

Die nächste größere Baumaßnahme, die sich fassen lässt, erfolgte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, nachdem die von Schönberg Besitzer der Herrschaft Sachsenburg geworden waren. Als erstes ist hier der Bau eines neuen Gebäudes an der Westseite der Burg zu nennen, in den aber ältere Teile integriert wurden. Dieses Gebäude war dreigeschossig. Der jetzige Keller war ursprünglich Erdgeschoss, da der Hof erst später auf-

geschüttet wurde. Der Zugang erfolgte durch ein rundbogiges Portal, das heute unter Hofniveau liegt. Die Geschosse hatten eine geringere Höhe und besaßen Balkendecken. Etwa in der Mitte befand sich im ersten Obergeschoss die Burgkapelle (späteres Zinngewölbe), die bis in das zweite Obergeschoß reichte. Von diesem war eine hölzerne Westempore zu begehnen. Die Kapelle war noch im 15. Jahrhundert, aber vor dem Umbau



Schloss Sachsenburg, Grabung im Hof, vermauerter romanischer Eingang des ehemaligen Erdgeschosses
Foto: Wolfgang Schwabenicky

zum Schloss, mit Wandmalereien versehen worden, die sich in Resten erhalten haben.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde auch das Torhaus um zwei Geschosse erhöht. An der Hofseite des ersten Obergeschosses hat sich ein später vermauertes frühgotisches Fenster erhalten. Im zweiten Obergeschoss des Torhauses wurde an der Hofseite ein Eingang entdeckt, der ursprünglich über eine Freitreppe oder Laufgang außerhalb des Gebäudes zu erreichen war.

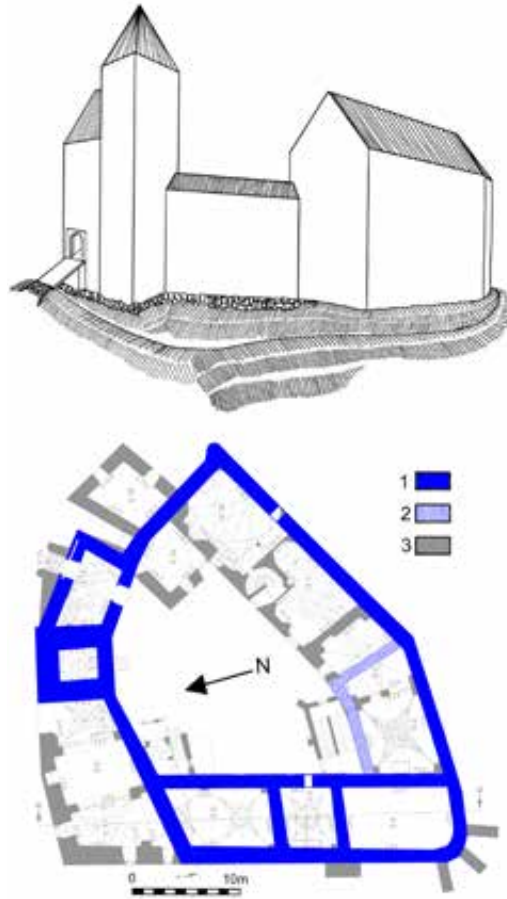
Der Neubau des Schlosses in Meißen und der Umbau des Dresdner Schlosses hatten wahrscheinlich bei Caspar von Schönberg den Wunsch erweckt, ähnliches zu tun, zumal einige seiner Standesgenossen auch begonnen hatten, ihre Burgen zu modernisieren, wie beispielsweise Heinrich von Einsiedel auf Glandstein oder Hugold von Schleinitz auf Kriebstein. Während in Glandstein und Kriebstein nur Teile umgebaut bzw. neu errichtet wurden und wesentliche Bestandteile der mittelalterlichen Burg relativ unverändert erhalten blieben, kam es auf der Sachsenburg zu einem Totalumbau. Möglicherweise war der Gesamtumbau von Anfang an gar nicht vorgesehen. Die Fertigstellung 1488 und den beteiligten Werkmeister Hans Reynhart erfahren wir aus der Inschrift an der Emporenbrüstung in der Kapelle. Zunächst sei einiges zum verwendeten Baumaterial ausgeführt. Größtenteils wurde vor allem das Gestein, was man in nächster Nähe brechen konnte, sowohl für das gewöhnliche Mauerwerk als auch für die Zellengewölbe verwendet. Als Bindemittel diente ausschließlich Dolomitkalk, der im Mauermörtel und in den Putzen an seiner grauen Farbe zu erkennen ist. Der Dolomit wurde bei Memmendorf gebrochen, dem einzigen Vor-

Schloss Sachsenburg, Fragment der Ausmalung der alten Kapelle, Darstellung der Entschlafung Mariens
Foto: Wolfgang Schwabenicky



Schloss Sachsenburg, Nordflügel, freigelegtes frühgotisches Kreuzstockfenster
Foto: Wolfgang Schwabenicky

Schloss Sachsenburg, Rekonstruktion der Baukörper im 14. Jahrhundert, Ansicht von Nordwesten und Grundriss. 1 nachgewiesene mittelalterliche Mauern, 2 vermutetes Gebäude, 3 Grundriss des jetzigen Baus
Zeichnung:
Wolfgang Schwabenicky



kommen in der näheren und weiteren Umgebung. Als Zuschlag wurde Flusssand aus der Zschopau verwendet. Die Werksteine bestehen aus einem feinkörnigen Sandstein, der kleine Steinkohleneinschlüsse enthält. Es handelt sich um Sandstein aus den Schichten des oberen Kulms, die im Gebiet von Hainichen-Frankenberg vorkommen. Ziegelsteine sind verhältnismäßig wenig verbaut worden. Sie wurden vor allem für dünne Schalen an Mauerdurchbrüchen verwendet. Das Dach

scheint man mit Mönch und Nonne gedeckt zu haben, die auch teilweise zum Ausgleich von Mauerrücksprünge an der Fassade verwendet worden sind. Etliche Räume belegte man mit quadratischen Ziegelplatten. Lehm für die Herstellung der Backsteine war in der Umgebung ausreichend vorhanden. Somit stammte das meiste Baumaterial aus Vorkommen innerhalb der Herrschaft Sachsenburg. Für die weiße Fassung der Wände, für den Außenputz und für die Ornamente der Sgraffiti an den Fassaden wurde ein weißer Kalk verwendet, der aus dem Vorkommen bei Ottendorf stammte.

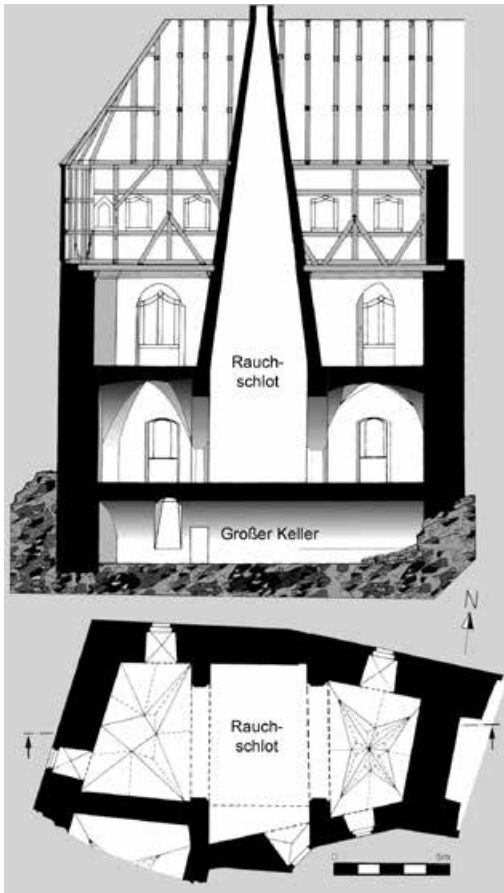
Nach dem Umbau der Sachsenburg in den Jahren 1480 bis 1488 unter Caspar von Schönberg war ein Schloss entstanden, das in seiner räumlichen Struktur und künstlerischer Gestaltung der Höhe der Zeit entsprach. Im Schloss Sachsenburg sind alle Raumprinzipien des frühen mitteldeutschen Schlossbaues verwirklicht; sie ließen sich aufgrund des Baubefundes und der Inventarverzeichnisse rekonstruieren.

Der Umbau der Burg begann im Westen. Hier fand sich im Bereich des Erdgeschosses ein Rüstholz mit dem Dendrodatum 1481. Der Westflügel und die westlichen Teile von Nord- und Südflügel sind im zweiten Obergeschoss komplett als einheitlicher Fachwerkbau errichtet worden. Daraus ist abzuleiten, dass es sich um einen einheitlichen Bauabschnitt handelt. Deswegen musste gleichzeitig mit dem teilweisen Neubau des Westflügels auch die Küche errichtet werden, die mit dem darunterliegenden Keller ihren Platz im Grabenbereich im Nordwesten der Burg fand. Dabei wurde die Ringmauer bis mindestens in Höhe des ersten Obergeschosses und ein Teil der Zwingermauer in den Neubau integriert. Die Küche als sehr aufwendiger und großzügiger Bau deutet auf eine Ausdifferenzierung der Speisenzubereitung hin, die nach den Ständen der Schlossangehörigen aufgeteilt war, wie sie dann auch abgestuft bei der gemeinsamen Mahlzeit aufgetragen wurden. Die Sachsenburger Küche besitzt einen Herdraum von etwa 6 x 7 m und entspricht damit in seiner Größe dem Herdraum der Küche des Dresdner Schlosses, dessen Maße etwa 6,5 x 6,5 m betragen.

Die Lange Stube scheint ursprünglich als Saal konzipiert zu sein. Sie besitzt eine Balkenbohlendecke, die vermutlich nach 1500 farbig bemalt worden ist. Noch während der Phase des Umbaus zum Schloss muss für die Lange Stube eine Änderung eingetreten sein, die auch den Bau der westlichen Treppenanlage betraf. Möglicherweise ist der unterste gerade Treppenlauf noch ein Teil des Vorgängerbaus. Er endet nämlich in der Höhe des Fußbodenniveaus des zweiten Obergeschosses der ehemaligen Burg. Erst ab Beginn der sandsteinernen Spindel gehört die Treppe eindeutig zum spätgotischen Schlossbau. Mit dem Bau dieser Treppe ist die Eingangssituation zur Langen Stube geändert worden, wobei das aus der Schlossbauzeit stammende Gewände der Tür von der

Schloss Sachsenburg, Wappen und Inschrift an der Emporenbrüstung der Schlosskapelle
Foto: Wolfgang Schwabenicky

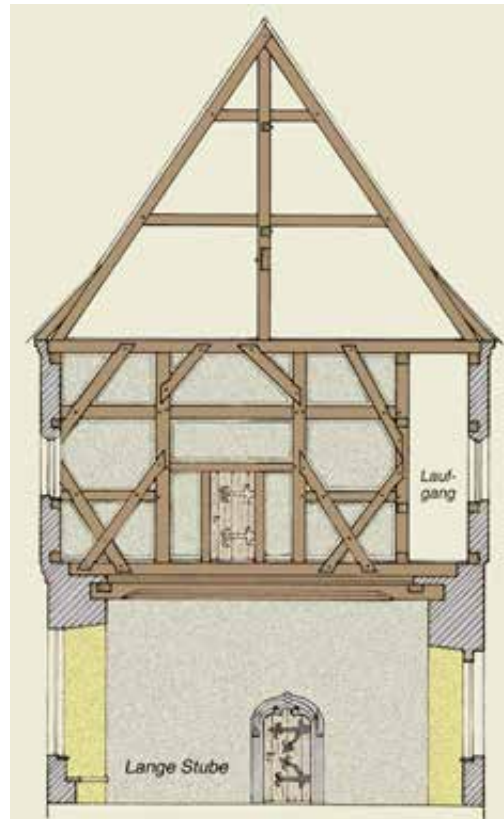




Langen Stube zur Treppe noch einmal versetzt werden musste. Gleichzeitig wurden in die daneben liegende Wand ein Schornstein und eine Feuerneische für einen Ofen der Langen Stube eingebaut.

Der im zweiten Obergeschoss angelegte Laufgang (Belvedere) war für den mitteldeutschen Schlossbau ein absolutes Novum. Möglicherweise war es hier überhaupt der erste seiner Art. Unklar ist, ob an der Talseite das Fachwerk sichtbar war. Jedenfalls wurde ein Sgraffitofries aus Dreischneußen mit hängenden Lilien, wie er an der Nordseite unterhalb der Dachtraufe angeordnet ist, an der Westfassade unterhalb des ehemaligen Laufganges gefunden.

Während dieser erste Bauabschnitt im Nordflügel ganz eindeutig am ehemaligen Turm an dessen vom Erdgeschoss bis unter das Dach durchgehenden Westmauer abgeschlossen ist, reicht die geschlossene Fachwerkkonstruktion bis an den Knick in der Südfassade.



links: Schloss Sachsenburg, Rekonstruktion der Schlossküche in der Nordwestecke zur Erbauungszeit. Grundriss (unten) und West-Ost-Schnitt (oben).

Zeichnung:
Wolfgang Schwabenicky

rechts: Schloss Sachsenburg, Westflügel, Rekonstruktion einer Bundwand mit Laufgang (Belvedere)

Zeichnung:
Wolfgang Schwabenicky

Der zweite Bauabschnitt umfasste den Umbau des Turmes und des östlichen davon gelegenen Torhauses. Hier entstanden die Appartements Caspars von Schönberg und seiner Ehefrau Barbara von Maltitz. Dies lässt sich einmal daraus ableiten, dass die beiden Stuben diejenigen im ganzen Schloss sind, die Fenster nach drei Seiten aufweisen und damit eine Aussicht nach drei Seiten gewähren. Erhöht wird dies noch durch den Erker an der Nordseite. Die mehrseitige Belichtung und der Erker sind geradezu Merkmale für die Stuben höhergestellter Schlossangehöriger. Weiter ist zu beachten, dass die Stube über dem Eingang unmittelbar von der Eingangshalle über eine separate Treppe zugänglich ist. Diese Stube ist mit der darüberliegenden Stube im zweiten Obergeschoss durch eine Mauertreppe verbunden. Von beiden Appartements konnte man direkt in den Südflügel und in den Westflügel gelangen.

Beim Umbau des Torhauses wurde die vorhandene Raumstruktur im Wesentlichen beibehalten. Allerdings wurden die Mauern mehrfach durchbrochen, einmal um die Treppen anzulegen, aber auch die Fenster und Türen bedurften neuer Maueröffnungen.

Der Turm wurde eingekürzt, damit über dem ganzen Gebäude ein einheitliches Dach errichtet werden konnte, das sich äußerlich nicht vom bereits vorhandenen Dach westlich des Turmes unterscheidet. Über dem Erker errichtete man ein spitzes Türmchen.

Während die scheidenden Bögen der Fensterlaibungen im ersten Bauabschnitt und auch im ehemaligen Turm aus einfachem Bruchsteinmauer-

Schloss Sachsenburg,
Lange Stube im Westflügel
nach der Wiederherstellung
im Jahre 2006

Foto: Wolfgang Schwabenicky

Literatur

Wolfgang Schwabenicky: Sachsenburg im Mittelalter, Mittweida 1997.

Wolfgang Schwabenicky: Das Schloß Sachsenburg bei Frankenberg und sein Vorgängerbau – Ergebnisse der Bauforschung 2002-2004, in: Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern (Hrsg.): Neue Forschungen zum frühen Burgenbau (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 9), München 2006, S. 234-258.

Wolfgang Schwabenicky: Das spätgotische Schloss Sachsenburg, in: Schlossbau der Spätgotik in Mitteldeutschland, Tagungsband, Dresden 2007, S. 82-91.

Wolfgang Schwabenicky: Schloß Sachsenburg. Geschichte und Baugeschichte aufgrund archivarischer und bauarchäologischer Untersuchungen, Sachsenburg 2009.

werk bestehen, sind sie in den beiden Stuben über dem Tor mit profilierten Werksteinen eingefasst.

Im Verlaufe des Umbaus des Torhauses ist zweimal das Bauvorhaben geändert worden. Anfänglich sollte das Tonnengewölbe der Tordurchfahrt erhalten bleiben. Erst während des Baues kam es zu einer Änderung, bei der man das Tonnengewölbe abbrach und ein Zellengewölbe einhängte. Damit wurde die Fußbodenhöhe im ersten Obergeschoss jener im Westflügel angeglichen.

Die zweite Änderung betraf die Deckengestaltung in den beiden Obergeschossen. Das Dach über dem ehemaligen Turm und dem Torhaus war für den Einbau eines Gewölbes vorgesehen. Der ursprüngliche Plan sah also vor, die Räume der Obergeschosse im zweiten Bauabschnitt alle mit Gewölben zu decken. Geschehen ist dies nur bei einem Raum. Die anderen Räume erhielten Balkendecken. Im Unterschied zu den Balkenbohlendecken im ersten Bauabschnitt bestehen diese aus einem stark profilierten, aus drei verbundenen Einzelbalken zugerichteten Hauptbalken, der parallel zu den Außenwänden liegt, und ebenso gefertigten Streichbalken. Zwischen den Streichbalken und dem Hauptbalken liegen schwächere profilierte Hölzer, in deren Falze Bohlen eingelegt sind, so dass längliche Kassetten entstehen.

Betrachtet man die Nordseite des Schlosses Sachsenburg und zwar insbesondere die östlichen Partien und vergleicht sie mit dem gotischen Dresdner Schloss von vor 1530, das als Modell überliefert ist, so lassen sich einige äußerliche Übereinstimmungen feststellen. Der Standerker mit dem Tor und dem spitzen Dach ist eine verkleinerte Wiederholung des Torbaus des Dresdner Schlosses vor dessen Renaissanceumbau. Am Dresdner Schloss ist die Mitwirkung von Arnold von Westfalen am Torbau für 1471/72 belegt. Die Ähnlichkeit der nördlichen Teile von Sachsenburg mit dem Dresdner Schloss resultieren vermutlich nicht in erster Linie aus dem Gestaltungswillen des Werkmeisters Hans Reynhart, sondern sie sind wohl das Ergebnis der Wünsche des Bauherrn Caspar von Schönberg, der wesentlichen Einfluss auf das Baugeschehen genommen haben wird.

Etwa zwei Jahre später wurde nach dem Umbau des Turmes und Torhauses der östliche Teil des Südflügels in Angriff genommen. Wie es scheint, standen bis dahin an dieser Stelle zumindest keine massiven Gebäude. Die Ringmauer wurde im Bereich der Schlosskapelle und der Grünen Stube etwa bis zur Fußbodenhöhe der Kapelle abgetragen. Auf dem verbliebenen Rest wurde die Südwand neu aufgemauert. Die hofseitige Mauer wurde mit ihrem Fundament in einen Fundamentgraben mit kleineren Bruchsteinen und viel Kalkmörtel regelrecht gegossen. In gleicher Weise wurde das tief hinunterreichende Fundament des Wendelsteins angelegt.

In der hofseitigen Wand im Bereich der Kapelle/Hofstube fand sich kurz oberhalb des Gurtge-

simmes ein Rüstholz von 1486. Zwei Deckenbalken des kleinen Saales in der Nähe des Kamines haben das gleiche Datum. Die Vollendung des Baues ist in der Inschrift der Kapelle mit 1488 angegeben.

Die Kapelle wurde im östlichsten Raum des Erdgeschosses eingerichtet. Ihr Fußboden liegt unter Hofniveau, um dadurch einen höheren Raum zu erhalten. Sie besitzt ein Gewölbe mit doppelt gekehlten Rippen, deren Anfänger henkelartig aus der Wand wachsen. Im Westen befindet sich eine von zwei Rundbogen mit Mittelsäule getragene Herrschaftsempore, die bis vor das westliche Fenster der Südwand geführt ist. Sie ist sowohl vom Wendelstein als auch aus der Kapelle zugänglich. Die Ostseite der Kapelle wird durch ein großes vierbahniges Fenster beherrscht. Über der Kapelle befindet sich die Hofstube, die eine ähnliche Decke besitzt wie die Stuben über dem Schlosseingang, welche allerdings in drei große Felder geteilt ist, indem zwei Balken über die kurze Seite des Raumes gelegt sind. Die Fensteransichten sind wie bei den Stuben über dem Tor mit profilierten Werksteingewänden eingefasst.

Auf der gleichen Etage wie die Hofstube befindet sich der kleine Saal, der ein Stück in den zweiten Bauabschnitt hineinreicht. Er weist insgesamt eine Balkenbohlendecke auf. Der Lange Saal nahm ursprünglich das gesamte zweite Obergeschoß des Südflügels ein.

Alle Räume des dritten Bauabschnittes (mit Ausnahme der Kapelle) werden durch einen bis unter das Dach führenden Wendelstein erschlossen, der im Unterschied zu Meißen oder Torgau hinter die Fassade des Gebäudes gestellt ist. Der Wendelstein stellt ein Unikat dar, in dem er zunächst vom Eingang nach links wendet, dann aber etwas über dem Fußbodenniveau des ersten Obergeschosses bis in das Dachgeschoss nach rechts dreht und dabei im Bereich des zweiten Obergeschosses in einem Erker über die Mauerflucht hinausführt.

Die Verbindung des Nordflügels mit dem Südflügel geschieht im ersten und zweiten Obergeschoss je durch einen schmalen Gang auf der Ringmauer. Der Gang im ersten Obergeschoss besitzt ein Zellengewölbe, der im zweiten ist mit einer Tonne gedeckt.

Das (hintere) Schloss Sachsenburg steht auf dem Niveau des Schlossbaus in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Mitteldeutschland. Dabei handelt es sich um einen großzügigen Umbau der einstigen Burg. Die damals modernen Architekturelemente, die hauptsächlich von Arnold von Westfalen entwickelt worden sind, wurden hier in abgewandelter Form angewandt. Ob Hans Reynhart von Anfang an auf der Sachsenburg tätig war oder erst in den letzten Jahren hier als Werkmeister fungierte, ist nicht bekannt. Wesentlicher Einfluss auf die Baugestalt wird von Anfang an vom Bauherrn Caspar von Schönberg ausgegangen sein.

Autor

Dr. phil. Wolfgang Schwabenicky
Altmittweida



Die wüste mittelalterliche Bergstadt Bleiberg auf dem Treppenhauer

Wolfgang Schwabenicky

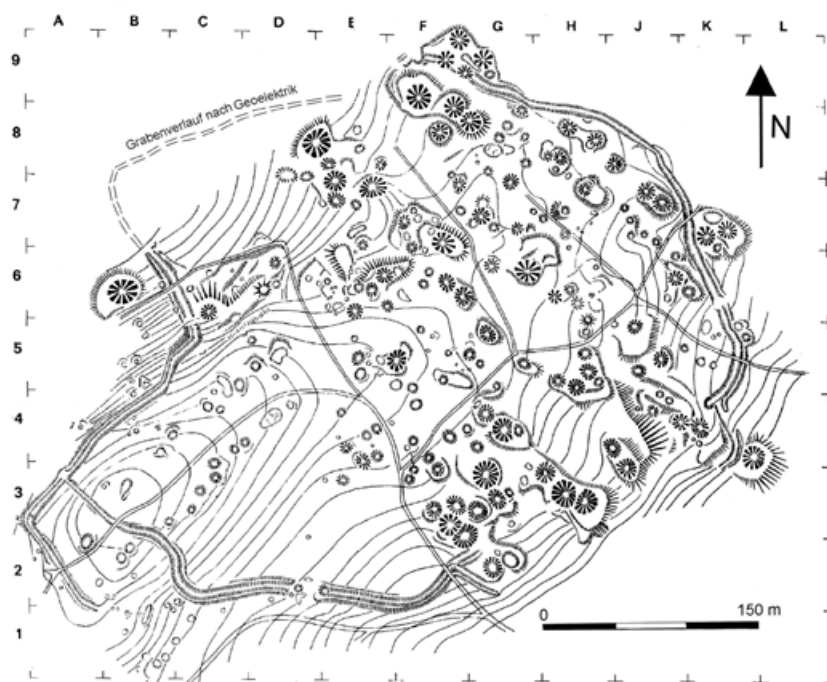
Zschopautal unterhalb von Frankenberg von der Straße Zschöppichen – Krumbach aus gesehen. In der Mitte hinten der Treppenhauer, links davon der Hengstbusch, rechts hinten der Biensdorfer Wald; im Mittelgrund links die Kohlung. Foto: Wolfgang Schwabenicky

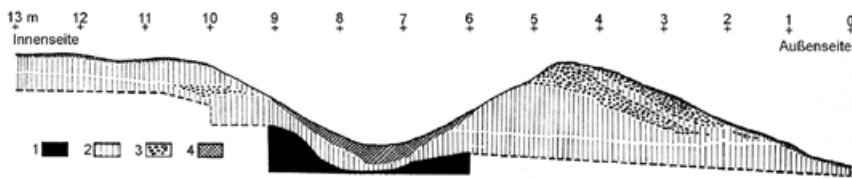
Das sächsisch-böhmische Erzgebirge und sein Vorland gehören seit dem Mittelalter zu den klassischen Bergbauregionen Europas. Seit der Entdeckung der Erze um 1168/1170 beim späteren Freiberg und kurze Zeit später bei Dippoldiswalde entwickelte sich im ganzen Gebiet ein reger Bergbau auf silberhaltige Blei- und Kupfererze, daneben auch auf Eisen und Zinn, aus dem der böhmische König, vor allem aber die Markgrafen von Meißen und neben ihnen kleinere Herrschaftsträger ihre wirtschaftliche Kraft gewannen. Der Silberbergbau fand im Wesentlichen in drei Hauptperioden statt: Erste Hauptperiode vom 12. bis 14. Jahrhundert, zweite Hauptperiode im 15./16. Jahrhundert und dritte Hauptperiode im 18./19. Jahrhundert. Dazwischen lagen Zeiten mit relativer Stagnation des Bergbaus.

Etwa ein Jahrhundert nach den Entdeckungen bei Freiberg und Dippoldiswalde wurden auch im Zschopautal unterhalb von Frankenberg bei Biensdorf, Schönborn und auf dem Treppenhauer bei Sachsenburg silberhaltige Bleierze gefunden. Es ging dann ein ergiebiger Bergbau um, von dem heute noch zahlreiche Spuren in den Wäldern zu finden sind. Schon seit langem hat die Erhebung des Treppenhauers für die Bewohner der Umgebung etwas Geheimnisvolles an sich. Der Chronist Christian August Bahn, Archidiakon an der Frankener Stadtkirche, berichtet 1755 über diesen Berg: „Wer sich aber die Mühe nimmt und unsern Treppenhauer, der allernächst an Sachsenburg liegt, doch mit seiner Höhe das Schloß Sachsenburg gar sehr übersteiget, umgethet, auch die darauf befindlichen

alten Graben, Wälle und Abschnitte in Augenschein nimmt, der wird mit mir auf die Gedanken fallen, daß die Burgwart Gozne auf dem Treppenhauer gestanden, sintemahl auf diesem Berg ein ungemein schöner und weiter Prospect ist, so daß man die Gegend um Augustsburg sehen kan. Aus den Gräben und Wällen urtheilet der gemeine Mann und giebt vor, es hätte in alten Zeiten eine Stadt auf diesen Berge gestanden. Alleine zu einer Stadt will sich der Umfang nicht sowohl schicken, als zu einer Burgwart“.

Sachsenburg, Treppenhauer, Plan der mittelalterlichen Bergstadt Bleiberg Landesamt für Archäologie Sachsen, Thomas Gerlach

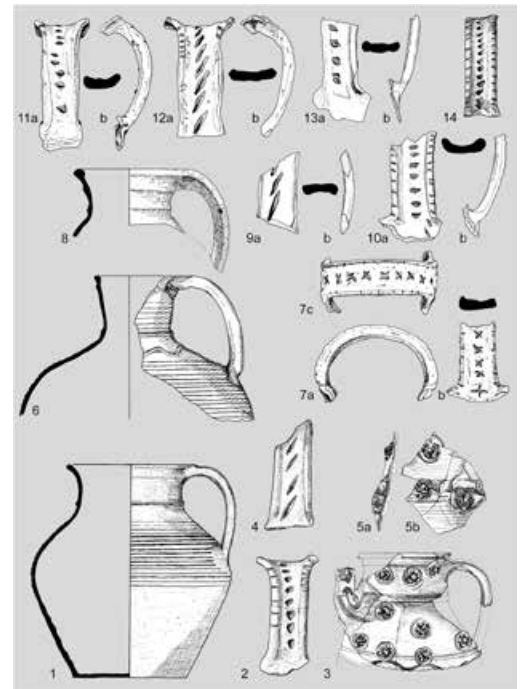




Sachsenburg, Treppenhauer, Schnitt durch den Graben und Wall im Planquadrat 2 F.
1 phyllitischer Tonschiefer, 2 Lehm, 3 Steine, 4 Humus

rechts: Sachsenburg, Treppenhauer, reduzierend gebrannte blaugraue Keramik aus der Halde

Der Graben ist heute größtenteils noch vorhanden. In den 1960er Jahren fand der ehrenamtliche Bodendenkmalpfleger Joachim Seyffarth am südlichen Teil des Grabens Bruchstücke reduzierend gebrannter blaugrauer Irdenware. Dies war der Anlass für eine archäologische Untersuchung, die sich schließlich auf zwei Jahrzehnte ausdehnte. Bereits während der ersten Grabungskampagnen stellte sich heraus, dass der „gemeine Mann“ recht hatte. Es befand sich hier im 13. und 14. Jahrhundert tatsächlich eine Stadt, nämlich eine Bergstadt, die sich auf etwa zwölf Hektar Fläche ausdehnte. Nun dürfen wir den früheren Begriff Stadt nicht mit unseren heutigen Vorstellungen über eine Stadt gleichsetzen. Wir erfahren u. a. aus einer Urkunde für den Ort Geyersdorf bei Annaberg von 1468, was in älteren Zeiten eine Stadt als wichtigstes Merkmal auszeichnete. Es heißt hier: „also das dasselbe Geyerstorf hinfür zcu ewigen zceyten statrechts mit gericht, bruwen, schencken, slachten, backen unde andern hantwerken, auch des wochinmargktes [...] abgleich andern unsern steten“. Hieraus geht hervor, dass man unter Stadtrecht den täglichen Handel verstand. Die erste Untersuchung wurde an der Stelle durchgeführt, an der die mittelalterliche Keramik gefunden worden war. Dazu wurde durch Wall und Graben ein Schnitt gezogen, in dem sich folgendes Profil ergab: Das anstehende Gestein ist phyllitischer Tonschiefer. Darüber befindet sich eine ca. 0,50 bis 0,70 m mächtige Lösslehmschicht, auf der unmittelbar der Waldboden liegt. Der Graben ist muldenförmig in das anstehende Gestein eingetieft. Der Aushub war



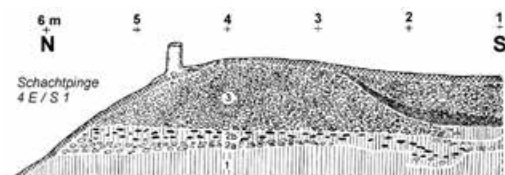
bei der Anlage des Grabens größtenteils hangabwärts, d. h. nach außen, als einfacher Erdwall aufgeschüttet worden. Einen kleinen Teil hatte man auch nach innen geworfen. Die Aufschüttung des Walls besteht wechselweise aus den Schichten Lehm – Steine, Lehm – Steine. Ein zweiter Schnitt, etwa 40 m vom ersten entfernt, brachte das gleiche Ergebnis. Es waren im Wall keinerlei Spuren einer Palisade oder Mauer zu finden. Es deutete alles darauf hin, dass es sich nur um eine einfache Ablagerung des Grubenaushubes handelt. In der Wallaufschüttung beider Schnitte fanden sich Bruchstücke reduzierend gebrannter blaugrauer Irdenware, die in das 13./14. Jahrhundert datiert. Somit kann Graben und Wall nicht älter sein.

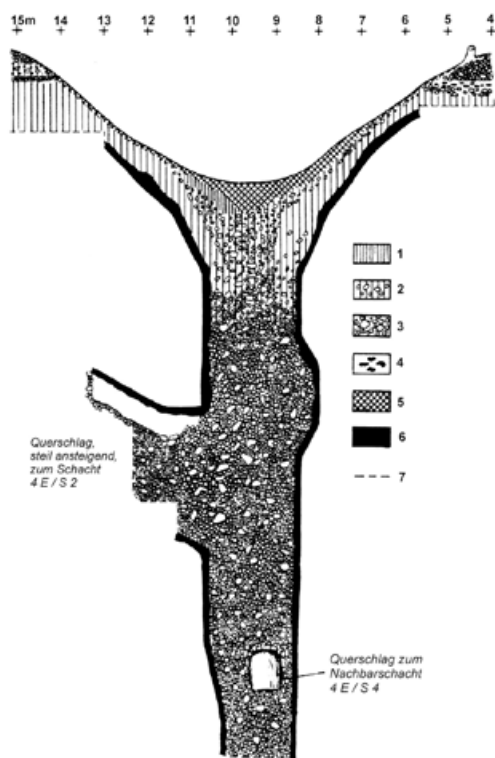
Innerhalb des Grabens, zum Teil aber auch außerhalb, befinden sich Vertiefungen, die in der älteren Forschung als Tagebaue angesprochen worden sind, in denen die oberflächennahen Erze abgebaut worden wären. Diese Pingen haben trichterförmige Gestalt und sind ringwallartig von Halden umgeben. An der Halde einer dieser Pingen war durch den Regen Keramik freigespült worden. Diese Halde wurde zunächst untersucht. Es ergab sich folgende Schichtenabfolge: Auf dem anstehenden Lösslehm, der Schicht 1, lag eine relativ dünne Schicht kleinerer Steine, bei denen es sich um Abraum aus einer Grube handelt (Schicht 2a). Darüber liegt eine Siedlungsschicht mit relativ viel Holzkohlestücken, Bruchstücke von Keramik und Messingstücken (Schicht 2b). Die mächtigste Schicht ist die Schicht 3. Es handelt sich um Bergeabraum aus der benachbarten Pinge. In dieser Halde lag außerdem eine große Menge an Bruchstücken blaugrauer Irdenware. Die waagerechte Stratigraphie zeigt, dass die Böschung, die nach der Mitte der Pinge zu verläuft, ursprünglich

Sachsenburg, Treppenhauer, Pingen im Zentrum der Siedlung
Foto: Wolfig Schwabenicky



Sachsenburg, Treppenhauer, Schnitt durch eine Halde im Planquadrat 4 E.
1 Lehm, 2a Lehm mit Steinen, 2b Lehm mit Steinen und Holzkohle, 3 Steine





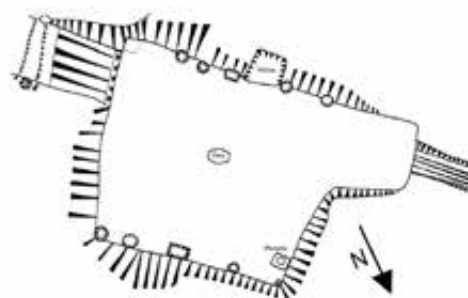
nicht vorhanden war, sondern erst nach Abrutschen des aufgeschütteten Materials entstanden ist. Bei den keramischen Funden aus der Halde handelt es sich fast ausschließlich um Bruchstücke von Kannen bzw. Krügen. Einige Stücke weisen Merkmale von Fehlbrand auf, so dass es sich hier insgesamt um Abwurf aus einer Töpferei handelt.

Um die Beschaffenheit der Pinge an der untersuchten Halde des Treppenhauers zu klären, wurde in ihr in Verlängerung des in der Halde angelegten Schnittes gegraben. Dabei zeigten sich bei etwa 5,5 m unter der Haldenoberfläche Schachtstöße. Es wurde nun innerhalb der Schachtstöße weitergewältigt. Bei einer Teufe von ca. 8 m wurde die Firste eines nach Nordwest streichenden im Winkel von 32 Grad ansteigenden Stollens entdeckt. Er ist durchschnittlich bis 0,5 m unter die Firste mit Abraum ausgestürzt. Nach ca. 3 m endet der Stollen in einem bis zu Tage verfüllten älteren Schacht. Beim weiteren Aufwältigen des Schachtes wurde schließlich bei ca. 16 m Teufe ein Querschlag freigelegt, der in den unmittelbar ostnordöstlich gelegenen Schacht führt. Der Querschlag hat ovales Profil. Wasserrisse, die im gewältigten Schacht im südöstlichen Stoß zu beobachten waren, leiteten hereinlaufende Tagewässer in diesen Querschlag und damit in den Nachbarschacht ab. Der aufgewältigte Schacht hatte bei Abschluss der Grabungsarbeiten eine Teufe von ca. 20 m, ohne dass das Ende abzusehen war. Schleifspuren am nordöstlichen Schachtstoß, die von Förderkübeln herrühren, zeigten, dass der Schachtsumpf noch wesentlich tiefer liegen muss.

Durch Verlängerung des durch die Halde geführten Schnittes in die Gegenrichtung wurden die Reste eines ebenerdigen Gebäudekomplexes mit Ofen festgestellt. Die keramischen Funde aus diesem Hauskomplex datieren ebenfalls in das 13./14. Jahrhundert. Vom östlichen der beiden Häuser hatte sich die Grundmauer der Ost-, Süd- und Westseite erhalten. Die Mauern waren zum Teil in Lehm verlegt. Auffällig waren die stärkeren Eckverbände. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Blockbau (oder auch Schwellbalkenbau), wenn man den Befund so deutet, dass auf den soliden Eckverbänden die Balkenenlagen lagerten, während die Steine dazwischen nur zum Unterfüttern der Balken gedient haben. Aufgrund der bis dahin erzielten Ergebnisse wurden in Abstimmung mit den damaligen Direktoren des Landesmuseums für Vorgeschichte Dresden, Professor Dr. Werner Coblentz und Dr. Heinz-Joachim Vogt, die Untersuchungen auf dem Treppenhauer fortgesetzt. Damit begann eine zielgerichtete auf die erste sächsische Bergbauperiode gerichtete Montanarchäologie.

Auf dem Treppenhauer, für den für das 14. Jahrhundert der Name Bleiberg überliefert ist, wurden zwei Typen von Häusern festgestellt: erstens eingetiefte Häuser, sogenannte Grubenhäuser, und zweitens ebenerdige Häuser. Die Häuser waren nicht wahllos im Gelände angeordnet, sondern, soweit feststellbar, standen in Reihen. Die Häuser waren sämtlich so orientiert, dass die Ecken nach den vier Himmelsrichtungen zeigten. Der Eingang lag an der wetterabgewandten Südostseite.

Beschäftigen wir uns zunächst mit den eingetieften Häusern. Das erste ergrabene derartige Objekt wurde vor der Untersuchung als Schachtlinge angesehen, die allerdings von den üblichen



Sachsenburg, Treppenhauer, Schnitt durch einen Schacht im Planquadrat 4 E.

1 Lehm, 2 Lehm mit Steinen, 3 Steine, 4 Holzkohle, 5 Humus, 6 anstehender Phyllit, 7 Grenze der Ausgrabung

Sachsenburg, Treppenhauer, Grubenhaus 6F/03, Rekonstruktionsversuch (Modell) und Grabungsbefund
Foto und Zeichnung:
Wolfgang Schwabenicky

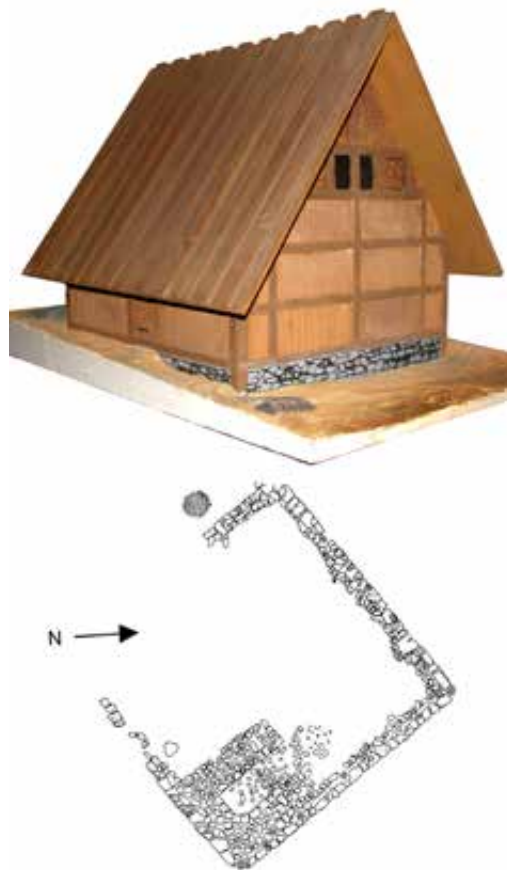
Pingen erheblich abwich. Diese Grube war relativ flach und hatte gebogenovalen Grundriss. Durch die vermeintliche Pinge wurde ein Schnitt gezogen, der bereits eindeutig erkennen ließ, dass es sich nicht um einen Schacht handelte, sondern um eine bis in den anstehenden Felsen eingetiefte, größtenteils verfüllte Grube. Die Grubenwände waren im Bereich des Phyllits nahezu senkrecht und hatten einen Abstand von ca. 4 m. Der Boden der Grube war waagrecht und teilweise mit einer dünnen Schicht feiner Holzkohle bedeckt. Verfüllt war die Grube mit graublauem schiefrigen Hauklein. Die vollständige Ausgrabung ergab ein in den Boden eingetieftes Gebäude, wie sie in Böhmen und Mähren bereits hauptsächlich in Stadtwüstungen in größerer Zahl freigelegt worden waren. Die Tiefe des Grubenhauses unter der heutigen Oberfläche betrug nahezu 2 m. Die Ecken zeigten nach den vier Himmelsrichtungen. An der Südostseite unmittelbar an der Südecke befand sich der Eingang als schräge Rampe mit leichten Andeutungen von Stufen. Wahrscheinlich war hier ursprünglich eine Holzterrasse vorhanden. Gegenüber, in der Westecke, war eine annähernd 1,5 x 1,5 m messende Erweiterung des Hauses, in die von oben eine in den Lehm eingetiefte Schräge führte. Im östlichen Viertel des Hauses konzentrierte sich auf dem Boden die Holzkohle, so dass man annehmen muss, dass hier ein Feuer gebrannt hatte. Entlang der Nordost- und Südwestwand befanden sich Pfostenlöcher (bzw.

eine steinerne Pfostenauflage in der Nordecke), die von der Dachkonstruktion herrührten. Die Anordnung der Pfostenlöcher lässt an ein Firstsäulenhaus denken, dessen Traufen parallel zur Eingangsseite verliefen. Besonders erwähnenswert ist ein Bauopfer in Form eines eingegrabenen Topfes an der Nordwestwand etwa 0,5 m von der Nordecke entfernt. Insgesamt sind auf dem Treppenhauer sechs derartige Grubenhäuser ausgegraben worden.

Im Zusammenhang mit Bergbau wurden in Sachsen weitere Grubenhäuser entdeckt. In der Biege bei Schönborn befindet sich der Rest einer ehemals größeren ganz offenbar zum Bergbaubezirk des Bleibergs gehörenden Bergbausiedlung, der nicht vom jüngeren Bergbau überlagert ist. Auch am Hohenforst bei Kirchberg konnten zwei Grubenhäuser untersucht werden. Des Weiteren wurden in kleineren Bergbausiedlungen in der Flur Hilbersdorf bei Freiberg Grubenhäuser festgestellt.

Die ebenerdigen Häuser besaßen einestils Fundamentmauern als Unterlage für Schwellbalken, zum anderen waren sie aber auch direkt auf den anstehenden Lößlehm bzw. auf aufgeschüttetes Bergematerial gebaut worden. Regelmäßig waren sie mit einem nach dem Vorderladerprinzip funktionierenden Ofen ausgestattet. Von diesen Öfen hatte sich grundsätzlich der Feuerraum als eine u-förmige aus Bruchsteinen gesetzte Mauer erhalten, in dem die zusammengebrochene Ofenkuppel lag, die aus Rollsteinen und Lehm bestand. Teilweise konnten bei den unmittelbar auf den Lößlehm gebauten Häusern im Untergrund noch die Grundschwelle als Verfärbung erkannt werden.

Von den ausgegrabenen ebenerdigen Häusern auf dem Treppenhauer sollen nur zwei Beispiele näher erläutert werden, die in unmittelbarem räumlichen Zusammenhang mit Grubenhäusern stehen. Im Zentrum der Siedlung waren die sehr gut erhaltenen Fundamente eines größeren, ebenerdigen Hauses zutage getreten. Das Haus hatte quadratischen Grundriss (6,4 x 6,4 m). Die Nordwestmauer und die Nordostmauer sind vollständig erhalten, die beiden anderen nur teilweise. An der Südecke des Hauses liegt die Vertiefung eines Grubenhauses, in die die Hausecke abgerutscht ist. In der Ostecke befinden sich die Reste eines Ofens, dessen steinernes Fundament unmittelbar an der Fundamentmauer des Hauses liegt und mit diesem die gleiche Höhe hat. Die Mauern dienten als Grundlage für einen Holzaufbau. Da es sich ursprünglich um ein abfallendes Gelände handelt, sind die Fundamentmauern unterschiedlich hoch. Ihre Breite beträgt ca. 0,4-0,5 m. Als Baumaterial wurde größtenteils Kieselschiefer verwendet. Die Steine sind in Lehm verlegt. Der Raum zwischen den Mauern ist mit Bergbauabraum (Hauklein) aufgefüllt, wodurch eine ebene Fläche für das Haus entstanden war. Die Ecken der Fundamentmauer sind ausgespart. In



Sachsenburg, Treppenhauer, großes ebenerdiges Haus 6E/01, Rekonstruktionsversuch (Modell) und Grundriss
Foto und Zeichnung: Wolfgang Schwabenicky

ihnen standen Pfosten von 0,2-0,3 m Durchmesser. Die Steine der Mauern sind beim Bau gegen die schon stehenden Pfosten gesetzt worden, was an den Rundungen der Steinsetzung zu erkennen ist. Außerdem befinden sich in der Mauer senkrechte Pfostenlöcher und zwar im Abstand von ca. 0,8 m von den Ecken und eines etwa in der Mitte der Mauer. Der Durchmesser dieser Pfostenlöcher beträgt etwa 0,15-0,20 m. Sowohl in der Nordostmauer als auch in der Nordwestmauer waren weitere Pfostenausparungen vorhanden. Es hat den Anschein, dass es sich bei diesem Haus um einen Holzbau mit verzimmerten Außenwänden handelt, wobei diese augenscheinlich aus senkrechten Eck- und Wandpfosten und einer Grundschwelle, oder besser gesagt Schwellriegeln, die auf der Mauer auflagen, bestanden. Möglicherweise waren die Wandfelder aus senkrechten Bohlen gefertigt.

Bei dem zweiten Beispiel handelt es sich um den Rest eines ebenerdigen Hauses, der sich über dem östlichen Raum eines Doppelgrubenhauses erhalten hatte. Durch den Schnitt, der durch das Objekt gezogen wurde, kam im Profil eine Steinreihe zum Vorschein, die sich letztendlich als Ofen erwies. Er war etwas kleiner als die bisher ausgegrabenen (Außenmaß 2,6 x 2,6 m). Im Feuerraum befand sich noch die zusammengebrochene Kuppel. An der SO-Seite des Ofens entlang zog sich eine Lehmkante, die als Hausbegrenzung gedeutet wurde. Auf Grund dieses Befundes wurde an dieser Stelle ein Schwellbalken vermutet. Die Hausfläche zeichnete sich als Lehmschicht ab, die auf die Haukleinverfüllung des Grubenhauses aufgetragen worden war. Bei der Freilegung dieser Lehmschicht auf der anderen Seite des Sondierungsschnittes konnte die gesamte Nordwestwand und ein Teil der Südwestwand als dunkelbraune Verfärbung gegenüber der gelben Lehm- bzw. blaugrauen Haukleinschicht festgestellt werden. Interessant war noch die Feststellung der Reste eines weiteren Ofens im Haus. Dieser war offensichtlich durch Senkung der Grubenverfüllung, die auch in der Stratiographie sichtbar war, zu Bruch gegangen. Die gebrannte Lehmtenne, ein Stück der Ofenmauer und Teil der eingestürzten Kuppel sind unter dem bei der Hausreparatur neu angelegten Lehmfußboden liegengeblieben.

Das wichtigste Argument, dass es sich bei den eingetieften Objekten um Wohnräume (Grubenhäuser) und nicht um Keller handelt, ist, dass sie mit ihrer Auffassung meist verschüttet worden sind, wobei sie einfach als Abfallgruben neben ebenerdigen Häusern benutzt wurden. Oftmals geschah die Verfüllung, um Platz zu machen für eine Neubebauung mit ebenerdigen Häusern. Dies zeigt, dass die Grubenhäuser zunächst als Provisorien angelegt worden sind. In Bergbausiedlungen ist dies wohl begründet, denn mit der Entdeckung der Erzgänge war noch nicht



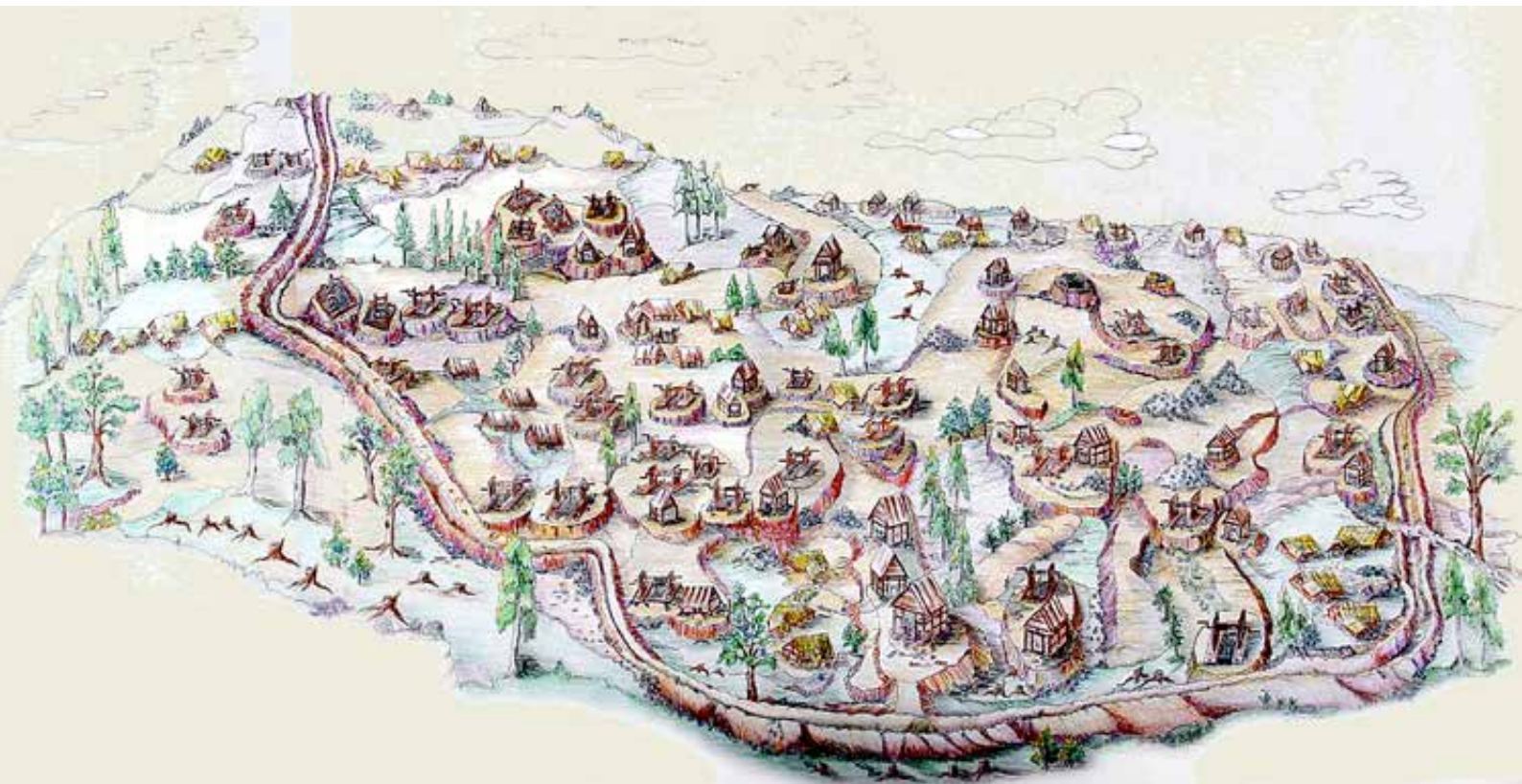
ihre Ergiebigkeit bekannt. Erst mit einer wirklichen Ausbeute lohnte es sich, bessere Häuser für ein dauerhafteres Wohnen zu errichten. Auf dem Treppenhauer bei Sachsenburg haben wir den Nachweis bei einigen Objekten, dass sie vollständig verfüllt wurden, um anschließend darauf ein ebenerdiges Haus zu bauen.

In den Urkunden für Fürstenberg (Hohenforst) 1317, Ullrichsberg 1352 und Ehrenfriedersdorf von 1377 werden ausdrücklich Badstuben auf dem Berg genannt. Nach dem Freiburger Bergrecht stand der Zins aus den Badstuben auf den Bergen dem örtlichen Grundherrn zu. Auf dem Treppenhauer konnten die Reste zweier solcher Badstuben ausgegraben werden. Erhalten hatte sich in beiden Fällen eine Heizgrube mit einem Ofen, der nach dem Prinzip der Steinofen-Luftheizungen funktionierte. Die über dem Brennraum gelagerten Rollsteine erhitzten, nachdem das Feuer gelöscht worden war, die Luft, die in den darüberliegenden Baderaum geleitet worden ist.

Die abgebauten silberhaltigen Blei- und Kupfererze, die noch vermengt mit den Gangarten aus der Grube kamen, mussten in mehreren Schritten bis zum metallischen Silber weiterverarbeitet werden, die kurz mit den Begriffen Aufbereitung, Verhüttung, Abtreiben (Kupellation) umschrieben werden können.

Bei der Aufbereitung wurde das Erz zunächst zerkleinert, dann gemahlen und schließlich durch Waschen von den Gangarten und tauben Gesteinen getrennt. Seit der Bronzezeit dienten dazu sogenannte Unterlageblöcke. Durch das Auflegen des Erzes auf den Unterlageblock immer an der gleichen Stelle entstand allmählich eine Vertiefung. Wurde diese zu groß, konnte das Erz- oder Gangstück nicht mehr richtig festgehalten werden. Es musste eine neue Stelle auf dem Block genommen werden. So entstanden die Mulden auf dem Unterlageblock.

Sachsenburg, Treppenhauer, Heizkeller einer Badstube mit Ofen im Planquadrat B 1
Foto: Wolfgang Schwabenicky



Sachsenburg, Treppenhauer,
idealisierte Darstellung der
Bergstadt Bleiberg
Zeichnung: Volker Steinbach

Außerdem wurde das Erz auf dem Treppenhauer auch gemahlen, denn es kamen Bruchstücke von Erzmahlsteinen aus Braunkohlenquarzit zutage. Es handelte sich mindestens um einen Läufer und einen Bodenstein.

Die ausgewaschenen Erze wurden in den Schmelzhütten zu Metall verarbeitet. Dabei entstanden als Abfallprodukte Schlacken, die noch heute im Gelände auffindbar sind. Im Bereich des Treppenhauers konnte im Zschopautal auf dem Waldstück Kohlun in der Gemarkung Schönborn der Standort einer mittelalterlichen Schmelzhütte entdeckt werden. In der Biegung der Zschopau, die hier die Kohlun umfließt, ist auf dem Meilenblatt vom Ende des 18. Jahrhunderts ein Graben eingezeichnet, der auf einem gleichzeitigen Revierriss mit „ein alter tiefer Graben“ bezeichnet wird. Bei dem Graben, der noch heute im Gelände deutlich erkennbar ist, handelt es sich zweifellos um einen Mühlgraben. Prospektionen im Gelände erbrachten eine Schlackenhalde, die durch Keramik in das 13./14. Jahrhundert datiert werden kann. Bei den Schlacken aus der Halde des Verhüttungsplatzes in der Kohlun (Gemarkung Schönborn) handelt es sich um eine glasig-dichte Schlacke, teilweise mit erkennbaren Fließstrukturen von grauer, graugrünlichbläulicher bis schwarzer Färbung. Die Analysen von fünf Schlacken ergaben, dass es sich eindeutig um Abfallprodukte der Bleiverhüttung handelt. Die Schlacken aus der Kohlun sind außergewöhnlich reich an Barium, womit sie sich von anderen untersuchten Schlacken aus dem Erzgebirge unterscheiden.

Barium ist aufgrund seines gegenüber Kalzium und Eisen stärkeren basischen Charakters besser imstande, Blei aus seinen Silikaten zu verdrängen. Es verhindert damit Schlackenverluste. Außerdem senkt es den Schmelzpunkt der Schlacken. Es ist anzunehmen, dass am Verhüttungsplatz in der Schönborner Kohlun Baryt ganz bewusst der Charge zugesetzt worden ist. In diesen Zusammenhang sind wahrscheinlich die kleinen Pinggen, die oberhalb der Schlackenfundstelle liegen, zu stellen. Hier findet sich auf den Halden sehr viel Baryt, aber keinerlei Spuren von Erz.

Als Produkt der Verhüttung silberhaltiger Bleierze entstand ein Blei mit einem geringen Silbergehalt (Werkblei). Um das Silber vom Blei zu trennen, musste ein weiterer pyrometallurgischer Prozess durchgeführt werden: Das Treiben bzw. Abtreiben oder Kupellation. Das Werkblei wird in einem flachen Herd geschmolzen und durch Aufblasen von Luft oxidiert. Dabei bildet sich auf der Oberfläche flüssiges Bleioxid, das abgezogen wird und zu Bleiglätte erstarrt. Schließlich bleibt nur das Silber, das nicht oxidiert, als sogenanntes Blicksilber übrig. In der Siedlung auf dem Treppenhauer fand sich an verschiedenen Objekten Bleiglätte. Die Bleiglättestücke haben eine weißgraue Verwitterungsschicht, die durch die lange Lagerungszeit im Boden entstanden ist und größtenteils aus Bleikarbonat besteht. Im Innern haben die Bleiglätztebrocken eine kristalline Struktur von hellroter Färbung. Die Bleiglätte wurde in der Regel nicht weggeworfen, sondern wieder zu Blei reduziert.

Darauf deuten gefundene Bleistücke hin. Die Kupellation hat wahrscheinlich in der Bergstadt Bleiberg und nicht in der Schmelzhütte stattgefunden, worauf die relativ zahlreichen Bleiglättestücke hinweisen.

Mehrfach wurde bei der wüsten Bergbausiedlung auf dem Treppenhauer von einer Bergstadt gesprochen. Dies soll im Folgenden detaillierter aufgezeigt werden. Bei der Bergbausiedlung auf dem Treppenhauer summieren sich Indizien, die auf die Existenz einer ehemaligen Stadt hinweisen. Zunächst ist hier die mündliche Überlieferung zu nennen, nach der einst eine Stadt auf dem Berg gestanden habe. Des Weiteren unterscheidet sich diese Siedlung von den anderen Bergbausiedlungen der Umgebung durch den umlaufenden Graben, der ihre Bedeutung unterstreicht. Neben den Bergleuten waren ganz offenbar Handwerker ansässig; archäologisch nachgewiesen ist Gelbgießerei und Töpferei. Die Ansammlung von Eisenschlacken weisen auf Schmieden hin, die für den Bergbau unbedingt notwendig sind. Durch die zahlreich gefundene Importkeramik ist Fernhandel angezeigt, der sicherlich mit Metallhandel in Verbindung stand. Die Bergstadt auf dem Treppenhauer hatte zentrale Funktionen für die umliegenden Bergwerke zu erfüllen, so wie die Landstädte Zentralorte für die ländliche Umgebung waren.

Auch bei den wüsten Bergbausiedlungen im Gersdorfer Wald bei Eitzdorf, auf dem Ullersberg bei Wolkenburg und am Hohenforst bei Kirchberg konnten städtische Merkmale festgestellt werden. Im Falle von Gersdorf ist wiederum eine Sage von einer einstigen Bergstadt „Gerschberg“ überliefert, außerdem kannte man noch im 19. Jahrhundert die Flurnamen „Der alte Marktfleck“ und „Kramerbusch“.

Beim Ullersberg (Ulrichsberg) sind in einer Urkunde von 1352 Brot- und Fleischbänke, Kramhandel sowie das Schrotamt, eine für Städte typische Einnahme von Getränken, genannt. Auch für den Hohenforst (Fürstenberg) sind Brot-, Fleisch- und Schuhbänke als auch das Schrotamt sowie das Kirchlehn auf dem Berg in einer Urkunde von 1317 aufgeführt. 1318 heißt es sogar „stat zcu furstenberg“.

In diesen Bergstädten befand sich der Sitz des Bergmeisters, der dem genossenschaftlich organisierten Bergbau vorstand. In den zentralen Bergbausiedlungen (Bergstädten) spielte sich der gesamte Handel für die umliegenden Bergwerke ab. Ebenso konzentrierte sich die Versorgung mit Getränken auf die Bergstädte; hier befand sich das Schrotamt.

Diese Bergbezirke, d. h. die umliegenden Bergwerke, entsprechen dem sonst bei Städten üblichen Bezirk der Bannmeile. Die Bergbezirke mit einer Bergstadt als Zentrum waren keine geschlossenen Territorien. In diesen Bezirken durchdrangen sich räumlich mehrere Rechtsformen, und zwar die Rechte der Grundherr-

schaften, der bauerlichen Gemeinden und der Berggemeinden. Dies resultiert vor allem daraus, dass Bergbau und Verhüttung mehr oder weniger punktuell zwischen und in den Dorffluren stattfanden. Wie es scheint, werden die Bergbezirke und ihre Zentren in den Urkunden mit einem Gesamtnamen wie Bleiberg, Ulrichsberg oder Fürstenberg benannt. Dabei heißt diese Gesamtheit immer Berg(werk). Der Begriff Berg(werk) steht im Hochmittelalter offenbar noch nicht nur für eine einzelne Grube, also im Falle von Bleiberg für alle Gruben auf dem Treppenhauer. Derartige Bergbezirke, die gleichzeitig Rechts- und Handelsbereiche der Bergstädte werden andeutungsweise in einigen Urkunden fassbar. Es heißt beispielsweise in der Bleiberg und Ulrichsberg betreffenden Urkunde von 1390: „bergwerk zcu dem Vlrichsperge unde alle bergwerk bynnen eyner halben myle umme den Vlrichsperg gelegen“. In einem Vertrag zwischen den Markgrafen und den Vögten von 1405 heißt es: „Auch sollen dy genantn unser herrn kainen freymarkt berufen lassen bynnen ainer halben meyl von dem berkwerk [...] Doch so mag yderman, der da bauet, sein brot, fleisch und getrenk wol da haben auf dem berkwerk, diweyl der freymarkt nit berufen ist, das wir nit weren noch hindern sollen. Auch sollen wir fleischbenk, brotbenck, badstuben, zol, hakenzins und das schrotamt haben nach gewonhait und nach recht, als das auf andern berkwerkn recht und gewonhait ist. Were auch, das sich ain stat auf dem berkwerk machen, die stat sollen unser (den Vögten) sein und wir sollen alle recht darynnen haben“. Die halbe Meile scheint für die Abgrenzung eines Bergbezirkes allgemein gültig gewesen zu sein.

Im Gebiet der Bergstadt Bleiberg, die Zentralort für alle umliegenden Bergwerke war, haben im 13. und 14. Jahrhundert etwa 800 bis 1.000 Menschen gewohnt. Der Bleiberg war damals vergleichbar mit der benachbarten Stadt Mittweida, aber wesentlich größer als das damals bedeutungslose Frankenberg. Der größte Teil der Bergleute war ziemlich vermögend. Auf ihren Wohlstand deuten Stücke von Importkeramik und Reste von ehemals kostbaren Gläsern hin. Doch der florierende Bergbau währte nicht ewig. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kam es zu einer Krise des Edelmetallbergbaus, die zum Wüstfallen einer ganzen Reihe von kleineren Bergstädten führte, darunter auch von Bleiberg. Die Bergleute wandten sich den Eisen- und Zinnbergbau zu. Handwerker und Händler wanderten in die Städte Mittweida und Frankenberg ab. Die Häuser verfielen; die Schächte stürzten ein. Bald wuchs anstelle der ehemaligen Bergstadt Bleiberg Wald, denn zum Ackerbau taugte der durchwühlte Boden nicht wieder. Heute befinden sich auf dem Treppenhauer eindrucksvolle Bodendenkmäler aus dem hohen Mittelalter.

Literatur

Wolfgang Schwabenicky: Der mittelalterliche Silberbergbau im Erzgebirgsvorland und im westlichen Erzgebirge unter besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen in der wüsten Bergstadt Bleiberg bei Frankenberg, Chemnitz 2009.

Wolfgang Schwabenicky: Mittelalterlicher Silberbergbau in Sachsen: Forschungsstand – Probleme – Fragestellungen, in: Regina Smolnik (Hrsg.): Aufbruch unter Tage. Stand und Aufgaben der montanarchäologischen Forschungen in Sachsen, Dresden 2011, S. 7–36.

Wolfgang Schwabenicky: Bergstädte des 12. bis 14. Jahrhunderts in Sachsen, in: Yves Hoffmann/Uwe Richter (Hrsg.): Die Frühgeschichte Freibergs im überregionalen Vergleich, Halle 2013, S. 211–224.

Autor

Dr. phil.

Wolfgang Schwabenicky
Altmitweida



Zum historischen Baubestand Frankenbergs

Falk-Uwe Langer

Marktplatz in Frankenberg
Foto: Falk-Uwe Langer

In der offiziellen Denkmalliste der DDR war die Stadt Frankenberg/Sa. mit 13 Objekten vertreten.¹ Als bauliche Geschichtswerte für würdig befunden waren das Rathaus, die Kirche, das Rittergut und einzelne repräsentative Gebäude des Barock sowie der Gründerzeit. Mit der Neuinterpretation des Denkmalsbegriffes im Rahmen des Gesellschaftsprozesses der Wiedervereinigung bekam die Liste deutlichen Zuwachs, die sog. Schnellerfassung des fachlich beauftragten Landesamtes für Denkmalpflege wies im Stadtgebiet von Frankenberg fortan (1995) insgesamt 499 Eintragungen aus.² Insbesondere unter den historischen Wohnhäusern erfuhren zahlreiche bauliche Dokumente nunmehr eine staatliche Wertschätzung mittels Denkmaleintrag.

Mit der Aufnahme in ein Listenverzeichnis gingen für die privaten und institutionellen Gebäudeeigentümer zahlreiche Verpflichtungen, aber auch gewichtige Zuwendungen für den Erhalt und die Pflege des bauwerklichen Erbes einher. Die Städte und Dörfer verwandelten sich in frisch sanierte und farblich erneuerte „Schmuckkästlein“, raumseitig modernisiert und haustechnisch auf den neuesten Stand gebracht.

In der Denkmalpflege geht es unter anderem darum, historische Zeitschichten mittels baulicher

Sachzeugen zu klassifizieren, zu erhalten und zu pflegen. Auf die Stadt Frankenberg bezogen bedeutet das, die Intentionen zur Gründung des örtlichen Gemeinwesens herauszuarbeiten, der Entwicklung von Handwerk und Handel, später Manufakturwesen und Industrie nachzugehen, Stätten der religiösen und politischen Geschichte zu verorten, die Veränderungen auf dem Gebiet des Wohnens und Lebens im Wandel der Zeit zu dokumentieren und damit im Ganzen zu reflektieren, wie Frankenberg als Bauensemble und Siedlungswesen zu dem geworden ist, was es heute darstellt. Einen diesbezüglichen Überblick zu bieten, ist Anliegen des vorliegenden Textes:

Auf dem Gebiet des Profanbaus dominiert mit Schloss Sachsenburg sowohl von der Landschaftswirkung als auch von der kunsthistorischen Bedeutung her ein Palastbau das Bild des Frankenger Zschopautals. Ein gediegenes spätgotisches Stilvokabular prägt das Gewand der Fassaden, mit Sgraffitofries, Ziegelimitation am Gesimsband und einem ehemals in luftiger Höhe zum Tal hin angebrachten Laufgang, hölzern, als eine Art Belvedere zum Lustwandeln 60 Meter über dem Flussniveau angelegt. Die beiden Wendelsteine sind – anders

- 1 Institut für Denkmalpflege Südost: Denkmalliste des Bezirkes Karl-Marx-Stadt, 1980.
- 2 Kulturdenkmalliste der Stadt Frankenberg/Sa., erstellt durch das Landesamt für Denkmalpflege Sachsen in den Jahren 1994/95. Die Erfassung vor Ort wurde durch Hanna Dannien-Maassen und Jörg Stabenow realisiert.

als in Meißen und Torgau – hinter die hofseitige Außenwand gerückt. Mit dem Namen des Auftraggebers (Caspar von Schönberg), einer steinernen Inschrift zur Würdigung des Baumeisters (Hans Reinhart) und der exakten Datierung (1480 bis 1488) sind zahlreiche relevante Fakten für den Umbau der vormals mittelalterlichen Verteidigungsbastion in eine zeitgemäße Wohnstatt des Adels überliefert.³ 1609 an den Kurfürsten veräußert, verlor der Herrschaftssitz rapide an Bedeutung, wurde Amtssitz, Gefängnis, nach 1945 Jugendwerkhof. Hergerichtet als Schulungsheim sowie Kinderferienlager des VEB Wohnungsbaukombinat Dresden ab 1968, erreichte das geschichtsträchtige Ensemble aus Kernburg und Kammergut die Zeiten der politischen Wende und gelangte durch Restitution in den Gebäudebestand der Kommune, welche durch Initiative des Kuratoriums Schloss Sachsenburg e. V. in den Jahren 2001 bis 2009 und nunmehr mit erheblicher förderseitiger Unterstützung des Freistaates Sachsen seit 2017 eine bestands Erhaltende Sicherung erfuhr.⁴ Jene Familie von Schönberg, welche der Sachsenburg zu ihrer bis heute unverwechselbaren Erscheinung verholfen hatte, hinterließ auf Frankenberg Flur ein weiteres Geschichtszeugnis: Das als „Neubau“ titulierte Herrenhaus des Ritterguts Frankenberg, dessen siebengeschossiger talseitiger Giebel mit Wahrzeichenqualitäten ausgestattet ist.⁵ Bereits auf der ältesten gezeichneten Ansicht von Wilhelm Dilich um 1630 tritt seine Silhouette deutlich aus dem Gebäudebestand der Altstadt hervor. Im „Wettstreit“ um die Würde des Bauzeitalters nimmt dieses 1995/96 denkmalgerecht restaurierte Renaissanceanwesen mit der in Stein gehauenen Datierungsinschrift „1553“ Platz zwei in der Reihenfolge – hinter der Stadtkirche – ein. Dieses dem heiligen Aegidius geweihte Sakralgebäude geht in seinen Grundlagen auf eine bereits 1373 urkundlich erwähnte Kirche zurück.⁶ Wie viel originale Bausubstanz angesichts diverser Umbauten, insbesondere aber vor dem Hintergrund dramatischer Brandeinwirkungen in den Jahren 1450, 1714 und 1788 überkommen ist, lässt sich nicht exakt ermes sen. Das heutige Erscheinungsbild des Sakralraumes wird vom Wirken des Freiburger Ratsbaumeisters Johann Gottlieb Ohndorff (1741) sowie gründerzeitliche Prägungen (1875: Sandsteinaltar, Taufe, Orgelprospekt; 1894/95: Kanzel, Altarbild, Neuausmalung des Kirchenraumes) bestimmt. Der hölzerne, mit Kupfer verkleidete Turmaufsatz von 1794 gilt den Frankenger

Bürgern als bildnerische Verkörperung von Heimat und strahlt in seiner festlichen Architekturwirkung weit in die Landschaft hinaus. Denkmalpflegerische Restaurierungsarbeiten begannen bereits in den 1980er Jahren und werden bis in die Gegenwart kontinuierlich fortgesetzt.

Die Industriegeschichte Frankenger wurde bis in die 1990er Jahre von zahlreichen Sachzeugnissen der für die Entwicklung der Stadt prägenden Wirtschaftszweige repräsentiert. Relikte der Tabakfabrikation sowie der Textilgeschichte sind über das gesamte Stadtgebiet verteilt. Von denkmalpflegerischer Qualität trotz verschiedener Umbauten und Erweiterungen ist das Areal der Firma Uhlemann & Lantzsch auf der Fabrikstraße⁷, mit dem Gebäude einer 1828 errichteten Kattundruckerei, einem weit ins Land grüßenden Schornstein, einer Fabrikantenvilla von 1901 sowie einer zugehörigen Parkanlage.

Darüber hinaus die Fahrzeugindustrie, repräsentiert durch eine raumgreifende Bautätigkeit im Zschopautal, welche in einem anderen Text dieser Ausgabe ausführlich beschrieben ist. Durch den technisch bedingten Modernisierungsdruck befanden sich die Baulichkeiten in einem permanenten Veränderungsprozess oder sind neueren Datums, so dass ein Denkmalwert für das weitläufige Areal von VEB Barkas nicht auszumachen ist.

Vom einstigen Gießereiobjekt der Firma Gottfried Anderegg blieb am industriellen Standort lediglich eine abgeräumte Brachfläche (ehemals Max-Kästner-Straße 15), im Bereich der Dr.-Wilhelm-Külz-Straße (Hausnummer 21) wenigstens das Wohnhaus des Firmeninhabers (1938) mit einer die Gießereitradition huldigenden Glasmalerei im Treppenhaus zurück.⁸ In selbigem Straßenzug hatten sich zu einem Zeitpunkt, als Unternehmer nicht mehr zwingend unmittelbar neben ihren Firmensitzen siedeln zu müssen glaubten, zahlreiche Industrielle wohnlich niedergelassen und blickten von der Höhe aus auf die Stadt hinab. Ausgesprochen gelungene Instandsetzungen der sog. Nachwendzeit sind im Fassadenbereich der Gebäude Dr.-Wilhelm-Külz-Straße 5, 8 sowie 13 zu bewundern.

Zum Wohnbaubestand: Wie in zahlreichen benachbarten Orten stellen die Jahreszahlen von Stadtbränden die bedeutendsten Daten der Siedlungsgeschichte dar. Für Frankenberg bedeuten diese: 1712 und 1788. Namentlich die letztgenannte Einwirkung prägte die hiesige Stadtgestalt. An

- 3 Wolfgang Schwabenicky: Schloss Sachsenburg. Geschichte und Baugeschichte aufgrund archivalischer und bauarchäologischer Untersuchungen, Sachsenburg 2009, S. 114 ff.
- 4 Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Denkmale in Mittelsachsen. Im Zschopautal zwischen Sachsenburg und Biensdorf, Chemnitz 2021, S. 19 ff.
- 5 Landratsamt Mittweida (Hrsg.): Tag des offenen Denkmals 2006. Das Frankenger Rittergut, Frankenger/Sa. 2006, S. 4 ff.
- 6 Landratsamt Mittweida (Hrsg.): Tag des offenen Denkmals 2004. Rund um die Kirchen, Frankenger/Sa. 2004, S. 3 ff.
- 7 Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Denkmale in Mittelsachsen. Das Frankenger Fabrikstraßenviertel, Frankenger/Sa. 2012, S. 24 ff.
- 8 Stadtarchiv Frankenger, A 7 F.



links: Frankenger, Badergasse 4/5, vor Baubeginn, 2009
Foto: Falk-Uwe Langer

rechts: Frankenger, Badergasse 4/5, 2000 nach Abschluss substanzschonender Reparaturmaßnahmen
Foto: Falk-Uwe Langer

- 9 Max Kästner: Aus dem Leben einer kleinen Stadt, Frankenberg/Sa. 1938, S. 172 ff.
- 10 Landratsamt Mittweida (Hrsg.): Tag des offenen Denkmals 2000. Humboldtstraße, Frankenberg/Sa. 2000, S. 4 ff.
- 11 Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Denkmale Landkreis Mittelsachsen. Die historische Entwicklung der Freiburger Straße, Chemnitz 2009, S. 33 sowie Archiven der IG Welt-Theater Frankenberg/Sa. e. V.
- 12 Stadtarchiv Frankenberg, Akte 177.

gesichts von 270 (1712) bzw. 126 (1788) zerstörten Häusern ist der Umfang der Neubautätigkeit als immens zu bezeichnen, kaum ein Bauwerk im Stadtkern blieb von der Feuerbrunst verschont.⁹ Die neuen Gebäude erhielten ein steinernes Erdgeschoss, eine Fachwerkkonstruktion im Obergeschoss sowie eine steil geneigte Dachkonstruktion. Die Häuser Badergasse 4, Baderberg 11 sowie Freiburger Straße 10 sind vorbildlich restaurierte Zeugnisse dieser Baukultur.

Die Gründerzeit kommt im Frankenerger Stadtbild ausgiebig zu Wort. Namentlich auf dem Gebiet des Mietwohnungsbaus füllt die Periode zwischen 1870 und 1914 ganze Straßenzüge aus. Die Richtung der planmäßigen Ortserweiterung wurde durch die 1869 angelegte Eisenbahnlinie von Niederwiesa nach Hainichen bzw. Roßwein und den damit in Verbindung stehenden Bau des Bahnhofs vorgegeben.¹⁰ Der Verlauf der Humboldt- und der Winklerstraße richten sich nach der kürzesten Verbindungslinie zum Marktplatz und zur Schloßstraße hin aus. Während die Humboldtstraße im oberen (östlichen) Bereich eine gediegene Bebauung mit freistehenden, villenartigen Objekten erlaubte, entstand entlang der parallel angeordneten Winklerstraße ab 1874 eine zwei- bis dreigeschossige Mietshausbebauung, ohne Vorgarten und Abstand direkt an den Straßenrand gedrängt. Gelungene Reparaturtätigkeiten prägen das Erscheinungsbild der Fassaden Humboldtstraße 34, Winklerstraße 33 sowie 34.

Die Schloßstraße sowie der Baderberg bargen bis vor wenigen Jahren teils abgängige Bausubstanz. Barocke und historistische Häuser geben sich dort in traurem Nebeneinander ein stilvolles Stelldichein, waren jedoch in die Jahre gekommen, standen leer und bedurften des Einsatzes vornehmlich ortsansässiger Investoren, um wieder heil, ansehnlich und bewohnbar zu werden. Auf diesen Grundstücken ist die Lokalgeschichte mit bemerkenswerten Sachzeugnissen präsent: Baderberg 9 besitzt eine teils fachwerkständige Hofbebauung, Baderberg 11 verbirgt einen originalen Dachstuhl sowie gewölbte erdgeschossige Konstruktionen, Schloßstraße 8 gruppiert seine Gebäude als Vierflügelanlage um einen fast mediterran anmutenden Innenhof und Schloßstraße 18 ist ein Unikat mit profilierten Gewänden sowie einer kürzlich entdeckten Balkenbohlendecke im Erdgeschoss. Ihnen allen ist gemeinsam: Privates Engagement

und die persönliche Überzeugung, mit der eigenen Tat gebaute Kultur zu reaktivieren, um selbige nach sorgfältiger Sanierung einer zukunftsfähigen Nutzung zu übereignen. Die Stadt Frankenberg und ihre kommunale Wohnungsgesellschaft haben sich mit zahlreichen Investitionen im Stadtgebiet ebenfalls stark eingebracht.

Öffentliche Bauten strahlen allein schon wegen ihrer Dimension mit besonderer Aura in den öffentlichen Raum – so auch in Frankenberg. Der Geist der Gründerzeit vermochte diesen Anspruch in architektonische Qualität umzusetzen, das einstige Lehrerseminar (heute Bildungszentrum) von 1901, die Schulbauten an der Humboldtstraße sowie das Postgebäude am Friedenspark erzählen beredsam davon. Die etliche Spielstätten umfassende Kinogeschichte der Stadt ist an einem exklusiven Einzelbeispiel ablesbar erhalten geblieben: Das „Welt-Theater“ an der Freiburger Straße beeindruckt ob seiner Dimension (früher 700, heute 150 Sitzplätze) und bietet dank der Rettungsinitiative eines im Jahre 2010 gegründeten Vereines bis in die Gegenwart Filmkultur, Theatervergnügen sowie Tanzdarbietungen seitens einer hauseigenen Break-Dance-Formation an. Um Filme originalgetreu, d. h. analog, auf die Leinwand zu transportieren, wurden im Vorführraum neuerlich zwei Ernemann-Projektoren sowie ein Diaskop installiert. Im Bühnenbereich wurden unter verschiedenen Verkleidungen die originalen Anstriche von 1937 zum Vorschein gebracht.¹¹

Keine Straße und kein Platz der Stadt bietet ein so geschlossenes Bild der Historie wie der Markt. Die „gute Stube“ der Stadt besticht durch ein Ensemble barocker Bebauung, in welches gründerzeitliche Zutaten locker eingestreut sind. Raumbeherrschend selbstverständlich das Rathaus (Markt 15), 1863 von der gegenüberliegenden Seite des Platzes, von der Einmündung zur Rathausgasse, in die Mitte des Marktes umgezogen.¹²

Hier am Platz zeigt sich eine Ortsspezifität: Die Gebäude besitzen mehrheitlich einen barocken Kern. Dieser ist hier und da noch erkennbar, ausgewiesen durch zweigeschossige Bauweise mit hohem Mansarddachabschluss – wie es das 2018 sanierte Wohnhaus Markt 11 ausdrückt.

In den Zeiten der industriebedingten Stadterweiterung und Ortskernverdichtung erfolgten vielerorts Aufstockungen, wurde unter Ausnutzung der bestehenden Mansarde ein Geschoss obenauf ge-

links: Frankenberg, Welt-Theater vor der Sanierung, 2009
Foto: Falk-Uwe Langer



rechts: Frankenberg, Welt-Theater, 2016 nach dem Ende der fassadenseitigen Reparaturen
Foto: Falk-Uwe Langer





Frankenberg, Markt 11,
2021 nach Abschluss der
Sanierungsmaßnahmen
Foto: Falk-Uwe Langer

setzt, wobei die ältere Dachkonstruktion hinter der neuen Außenwand im Regelfall erhalten blieb. Dieser „Haustypus“ besitzt entlang der tradierten Ausfallstraßen (Baderberg, Schloßstraße, Freiburger Straße) vielerlei Ausprägung und Umsetzung, blieb aber augenscheinlich auf die hiesigen Stadtgrenzen beschränkt, fand in den Nachbarorten Hainichen oder Frankenberg keine Nachahmung. Dem entstandenen Architekturtypus kann man eine gewisse Ambition zur Großstädtigkeit nicht absprechen, mithin den Versuch, dem Aufschwung der Industriezeit eine städtebauliche Note zu verleihen.

Den Auftakt zur „Verneuezeitlichung“ des Marktplatzes in den 1990er Jahren bildete das Sanierungsgeschehen am Geschäftshaus Baderberg 2, dem Eckgrundstück am südlichen Auslauf des Marktes. Von 1717 bis 1847 im Besitz der vermögenden Schönfärberfamilie Frotzcher, hat das Gebäude im 18. Jahrhundert durch die Einrichtung der städtischen „Fleischbänke“ Gewerbegeschichte geschrieben und gewann in den Jahren 1991/92 sein heutiges Gesicht.¹³

Gerüste im Hofraum künden im Falle von Markt 8 von aktueller Rekonstruktion. Hierbei steht die 160-jährige Gewerbenutzung des tief Richtung Westen ausgreifenden Grundstücks mit seinen zahlreichen Anbauten zur Disposition. Im Stammhaus der renommierten Druckereifirma C. G. Roßberg, gegründet 1842, wurde eine Holzpresse aus den 1740er Jahren in hohen Ehren gehalten, ehe sie nach dem Umzug des Unternehmens ins örtliche Gewerbegebiet (2001) in den Sammlungen der 2019 eröffneten „Zeitwerkstatt“ eine würdige Präsentationsmöglichkeit fand.¹⁴ Die derzeitige Sanierung der Baulichkeiten richtet sich beinahe ausschließlich auf den Mietwohnaspekt.

Am Durchgang zum Kirchplatz hält ein grünlich gestrichenes Eckgebäude mit steiler Dachkonstruktion (Körnerplatz 5) die Erinnerungen an vergangene Kantoratsnutzungen wach. Ebenso wie das gegenüber befindliche Gebäude der ehemaligen Mädchenschule (Körnerplatz 2), dort mit erhaltener Fachwerkkonstruktion, gehört es in den funktionalen Umkreis des Kirchengebäudes und

wurde in den frühen 1990er Jahren für die Nutzung als städtisches Archivgebäude frisch gemacht. Sein Leerstand verweist auf die südliche Ecksituation des Marktplatzes (Eismündung Freiburger Straße), wo das von langjähriger Perspektivlosigkeit befreite einstige „Hotel Zum Schwarzen Roß“ seit 2020 die Besucher des dort eingerichteten Bürgerhauses empfängt. Hinter der an die Wiederaufbautätigkeit nach dem Stadtbrand von 1788 erinnernde klassizistische Fassade befindet sich ein völlig neues Innenleben. Hier verbergen sich neben Büros und Beratungsräumen die Sammlungsbestände von Bibliothek und Stadtarchiv.¹⁵

Mit dem Friedenspark und dem Volkspark stehen zwei ortsgeschichtlich bedeutsame Gartendenkmale unter Schutz. Während der Erstere durch Auflösung und Verlegung des innerstädtischen Friedhofes in den Jahren nach 1869 gewonnen wurde, geht der die verrohrte Klingbachaue überbrückende Volkspark auf eine städtische Initiative in der Zeit des Nationalsozialismus zurück. Genau genommen würde auch das ab 1879 gartenplanerisch überformte Lützeltal¹⁶ diesem Genre unterliegen, jedoch wurden die Grenzen zwischen Parklandschaft und Verwaltung in den vergangenen 70 Jahren immer stärker verwischt.

Mit der Vorbereitung sowie Durchführung der Sächsischen Landesgartenschau 2019 ergab sich für die Stadt eine geradezu als „historisch“ zu bezeichnende Chance, für die Denkmalpflege beinhaltete dieses Vorgehen den gegenteiligen Effekt: Dem konsequent betriebenen „Aufräumen“ fielen mehrere hochkarätige Geschichtsdenkmäler zum Opfer: Die „Alte Farbe“ auf der Bachgasse, das nahebei befindliche Manufaktur-Wohnhaus Bachgasse 3, im weiteren Sinne auch das Kaufhaus Am Baderberg, ein im Kern barockes Bauwerk mit Mansarddach und Gaupenreihung, sowie das Eckgebäude Altenhainer Straße 2 an der Kreuzung zur Chemnitzer Straße. Vor allem aber bedeutete die Herrichtung des Gartenschauareales den Verlust eines der wichtigsten Industriedenkmäler der Zschopautalstadt, den Abriss von VEB LISEMA (Abkürzung für „Liegen-Sessel-Matratzen“), der vormaligen Steinersche Paradiesbettenfabrik. Im Stahlbetonbau aus der Zeit nach der Jahrhundertwende produzierte man seinerzeit Produkte für die Ausgestaltung der Lebensreformbewegung:



Frankenberg, ehemaliges
Postgebäude, derzeit im Umbau
zur Jugendkunstschule
Foto: Falk-Uwe Langer

13 Kästner (wie Anm. 9), S. 250-251.

14 Stadtarchiv Frankenberg, Akte A 484.

15 Stadtarchiv Frankenberg, Akte A 180 sowie Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Denkmale in Mittelsachsen. Der Marktplatz – die gute Stube der Stadt, Frankenberg/Sa. 2017, S. 17.

16 Landratsamt Mittweida (Hrsg.): Tag des offenen Denkmals 2008. Das Frankenger Lützeltal, Frankenberg/Sa. 2008, S. 5 ff.

- 17 Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Denkmale in Mittelsachsen. Geschichtliche Entwicklung des heutigen Frankenger Gartenschauareals, Mittweida 2018, S. 5 ff.
- 18 Kästner (wie Anm. 9), S. 269.
- 19 Ebenda, S. 337.
- 20 Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Denkmale in Mittelsachsen. Das Frankenger Klingbachtal – einst und jetzt, Chemnitz 2016, S. 6.
- 21 Stadtarchiv Frankenberg, Akte 115, Blatt 3: Aufstockung 1874, Bauherr Friedrich August Lindner; sowie Akte 113, Blatt 8: Aufstockung 1870, Bauherr Bäckermeister Friedrich Wilhelm Quas.
- 22 Stadtarchiv Frankenberg, Akte 115, Blatt 5 ff.; Auskünfte von Andreas Teuchner am 21. Januar 2022.
- 23 Ebenda, Akte 115, Blatt 14 ff.

Matratzen für ein „besseres Schlafen“ sowie Bettgestelle mit innovativem Komfort.¹⁷ Die tieferen Ursachen für den Abriss der Bausubstanz und die Einrichtung der „Blumenhalle“ nicht im überkommenen Geschichtszeugnis, sondern im benachbarten Stahlbau von 1994 liegen aber nicht in der Durchsetzungswilligkeit der städtischen Verantwortlichen, sondern im reichlich zwanzigjährigen Leerstand und dem damit verbundenen Niedergang der Bausubstanz begründet.

Der vorliegende Text bildet das Resümee einer sehr umfangreichen Geschichtsdokumentation. Seit 1998 wird in Verantwortung der Arbeitsgruppe „Denkmaltag in Frankenberg“ Jahr für Jahr ein Stadtviertel, ein Straßenzug oder eine Häuserzeile hinsichtlich seiner ortshistorischen Dimension untersucht. Entstanden ist eine Publikationsreihe, welche in zahlreichen Einzelbeiträgen sehr unterschiedliche Aspekte der Frankenger Entwicklung zusammenfasst. So akribisch, dass es dem Autor ein Leichtes war, einen Extrakt des Geschriebenen zu einer kleinen Denkmaltopographie zusammenzufassen. Aus der Fülle an Möglichkeiten sei zum Abschluss dieses Textes auf ein Einzelobjekt verwiesen, welches das Spannungsfeld zwischen Geschichte, Gegenwart und Zukunft, insbesondere aber zwischen Mensch und Bauwerk beispielhaft darzustellen versteht.

Geschichte und Gegenwart des Kulturdenkmals Gartenstraße 37

Längst verrohrt und damit unsichtbar geworden, hat der natürliche Verlauf des Klingbaches dem volkstümlich als „Viehbsch“ bezeichneten Stadtviertel nördlich des Frankenger Zentrums sei-

ne Prägung gegeben. Es entstand eine Talmulde, die von der Zschopauaue aus ostwärts führt und oberhalb der Bahnlinie, in Höhe des heutigen Kasernenstandortes, ihren Ausgangspunkt besitzt. Die Gartenstraße, bis 1850 unter der Bezeichnung „Viehweg“ bekannt, erhielt ihre bauliche Ausformung zu Beginn des 17. Jahrhunderts¹⁸ und gewann ihren Namen nach den städtischen Mietgärten, die auf der Südseite der Straße lagen und zuerst in den Stadtrechnungen von 1678 als „Gärten auf dem Ochsenberge und am Viehwege“ aufgeführt sind.¹⁹

Die Bebauung entlang des von der Feldstraße bis zur August-Bebel-Straße reichenden Gassenzuges ist mehrheitlich zweigeschossig, war ursprünglich fachwerkständig²⁰ und zeigt das für sächsische Kleinstädte geläufige Bild symmetrischer Lochfassaden, mittiger oder auch rechtsseitiger Eingänge sowie steil geneigter Dachkonstruktionen.

Die Häuser Gartenstraße 35 und 37 besitzen eine Besonderheit: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhren sie eine Aufstockung samt Fassadenüberformung, wodurch ihr steinernes Antlitz zu Unrecht den Anschein einer industriellen Neubebauung vermittelt. Man könnte dieses Aufbaugeschoss als „Frankenger Modell“ bezeichnen. Auf der zur Straße gelegenen Seite spiegelt es ein Gründerzeithaus - dreigeschossig, massiv, satteldachgeschlossen -, während auf der Garten-/Hofseite mehrheitlich die zweietagige Barockzeitgestaltung mit Mansarddach und teils profilierten Gewänden erhalten blieb. Nirgendwo in der baulichen Nachbarschaft, nicht in Hainichen oder Mittweida, hat sich dieser Bau- und Veränderungstypus so zahlenstark durchgesetzt. Ganze Straßenzüge entlang von Baderberg und Schloßstraße, desgleichen am Markt und auf der Freiburger Straße, besitzen in Frankenberg solch ein Angesicht.

Jener Veränderungsdruck, der etwa zeitgleich mit der Entwicklung an den Gebäuden Gartenstraße 35 und 37 begann²¹, ging auf örtlichen Handlungsbedarf durch Industrialisierung sowie Gewerbesprosperität zurück. Der Übergang zum Maschinenzeitalter wurde in Frankenberg entscheidend forciert, bedingte aber zugleich den Zuzug von Arbeitskräften, die als Ortsfremde auf Mietbasis erschwänglich unterkommen mussten. Mit Ausnahme der Winklerstraße war in der Zschopautalstadt keine geschlossene gründerzeitliche Neubautätigkeit für Vermietungszwecke zu beobachten, weil die im Text beschriebene Erweiterung bestehender Wohnräume augenscheinlich dem Bedarf angemessen blieb.

Von 1910 bis in die 1950er Jahre ist im Hause Gartenstraße 37 die Fleischerfamilie Schneider nachweisbar.²² Der florierende Gewerbebetrieb bedingte bereits 1909 den Bau eines Pferdestalles mit Wagenschuppen auf der zum Grundstück gehörigen Hochfläche über dem Taleinschnitt²³; 1914 folgte ein sich an das Treppenhaus anbindender Toilettenbau.²⁴ Bereits seit 1874, zeit-

Frankenberg, Gartenstraße 37
Foto: Falk-Uwe Langer



Unter der dreigeschossigen Fassade des Hauses Gartenstraße 37 „schlummert“ ein barockzeitlicher Zweigeschossiger. In der Schnittdarstellung ist die frühere Mansarddachkonstruktion teilweise noch erkennbar. Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



gleich mit der Gebäudeaufstockung, war der Hofraum mit einem Waschhaus, mehreren Schuppen sowie einer so genannten „Niederlage“ (Lagerraum) für das erdgeschossige Ladengeschäft überbaut.²⁵ Zusammen mit einer nicht näher datierten, in den 1930er Jahren typischen Verkleidung des Geschäftsraumes mit dekorativen Fliesen blieb diese bauliche Situation bis in die Gegenwart bewahrt.

Dem Hörensagen nach bot das Erdgeschoss mit seinem Stichbogenportal, der spätbarocken Haustür und den Klapppläden an Ladentür und Schaufenster in den 1980er Jahren Gelegenheit, Szenen für einen Historienfilm²⁶ vor dieser geschichtsträchtigen Kulisse zu drehen. Zu diesem Zwecke wurden die vorgenannten Bauelemente einschließlich des Sockels mit einem gebäudefremden Graublauanstrich versehen.

Wegen seiner besonderen Bedeutung im stadtgeschichtlichen Kontext wurde das Bauwerk im Jahre 1996 in die Denkmalliste des Freistaates Sachsen eingetragen.²⁷ Eine Zeitlang leer stehend und zur Veräußerung angeboten, fand sich im Jahre 2021 eine in die Zukunft denkende Restauratorin aus Chemnitz, welche ihren Lebensmittelpunkt perspektivisch in die Kleinstadt zu verlegen gedenkt.

Ein solcher Glücksfall für die Denkmalpflege soll nachfolgend mit den Worten der Neueigentümerin Veronica Seidel beschrieben werden: „Es wohnt eine Fledermaus im Keller, Sonja, sie findet diesen Namen sicher nicht komisch. Ich habe das Haus in der Gartenstraße gekauft und Sonja offenbar gleich mit. Im Unterschied zu dem Haus kümmert sie sich gut um sich selbst. Dagegen ist dieses Gebäude eine Art Lasagne der Zeit, ein Blattwerk aus zweihundert Jahren menschlicher Bemühung zu verschönern, zu reparieren, zu erhalten. Gute alte Handwerkerarbeit, Lehmwände mit Kinderhandabdrücken, dazwischen Verfall. Ein Haus zu kaufen ist der Beginn einer scheinbar endlosen Kette aus salomonischen Urteilen. Was soll bleiben, was soll anders gebaut werden, und was verdient es, kaputt bleiben zu dürfen? Morsche Balken, zerfallende Wände, Lehmdecken, Putzschichten, riesige und tiefe Risse im Gemäuer – hier gibt es viel zu heilen. Sanieren kommt ganz offensichtlich von Santé, und das heißt Gesundheit und nicht Prost.“

Meine Jahre in Frankreich haben mir ein Studium der Freskenmalerei beschert, und damit eine ganz beträchtliche Respektlosigkeit gegenüber großen Wänden, sie sind für mich in erster Linie immobiles Kulturgut. Ich nehme die Mühe gern in Kauf und hoffe, daß sich irgendwann meine Wunschvorstellung verwirklicht: hier in Sachsen eine Freskowerkstatt zu eröffnen, eine Werkstatt für alte Kunst, und diese alten schöne Künste hier zu lehren und weiterzugeben. Die Räume eignen sich, und ich rudere meinem Ziel tapfer entgegen. Der Ozean der Gewerke glitzert im Schein der Inflation, keine Ahnung, wie weit man unter diesen Umständen kommt. Aber das Haus spendet Trost:

es hat schon schlimmere Umstände erlebt, überstanden, es wurde umständehalber ständig umgebaut und umgenutzt. Ich nehme darum auch alle Details seiner Geschichte mit Interesse auf, und entdecke immer neues. Weber haben wohl diese Straße gebaut, glückliche Kindheiten haben hier stattgefunden, zwei Kriege sind darüber hinweggegangen.

Fleischer und Kaffeeröster und einmal die DEFA mit Manfred Krug haben hier gearbeitet. Ich muß jedenfalls Kaffee trinken und Böden öffnen, um die Balkenköpfe zu prüfen. Es empfängt mich nirgends Asbest, ich bin denen vor mir dankbar über ihre Bauweise und Sorge dafür, daß man mir später auch dankbar sein darf. Weniges in der heutigen Bauweise gibt dazu Anlaß.

Wenn Menschen so lange leben würden wie ihre Häuser, dann wäre die Welt ein besserer Ort. Wenn wir alles noch persönlich ausbaden müßten, wir würden vieles anders entscheiden. Nach mir die Sintflut, aber wenn man nach der Sintflut immer noch da ist? Hier ist der untere, spätbarocke Teil des Hauses in Bruchstein gebaut.

Beziehungsweise aus allem, was man großzügig dazurechnen darf, Tonkrüge, Ziegelreste. Die tragende Wand in der Mitte besitzt einige beunruhigend weiche Lehmziegelreihen, die durch schlechte Lüftungsgewohnheiten ein bißchen nachgegeben haben. Was heißt das schon, ‚ein bißchen‘, es ist ja alles krumm und schief. Oben drüber stehen die Wände der Gründerzeit nicht genau auf den tragenden Wänden darunter. Warum nicht? Was hatten die Leute nur im Kopf beim Bauen? Es hält trotzdem. Unser dem Putz erscheinen ohne ersichtlichen Anlass gemauerte Bögen. Unterm Dach hängen tragende Balken abgeschnitten in der Luft. Hält prima, der Zimmermann staunt: ‚Siemens-Lufthaken‘? Im dunklen, kalten Erdgeschoss versteht man nichts mehr: Leitungen sind gekappt, führen ins Leere. Aus der gefliesten Wand des ehemaligen Geschäftes ragt ein kleines Röhrchen: Service. Hier konnte sich der Herr von Welt die Zigarre an einer kleinen blauen Gasflamme anzünden. Das würde ich gern instandsetzen. Aber ich rauche nicht. Oben an der Decke laufen nackte, unisolierte Kupferdrähte zur Glühbirne. Auch der Elektriker staunt und lacht. Am besten, ich mach alles sauber und lasse es so. Nach zweihundert Jahren kann man nichts verbessern, man kann nur noch staunen. Das ist eine Umschreibung für Denkmalschutz, der mir hier wie ein Damoklesschwert vorangekündigt wurde, und sich nach näherer Betrachtung als einzige vernünftige Einsicht herausstellt. Also verhalte ich mich unauffällig und bewohne.

Baue Heizungen ein, ersetze Lehm durch Lehm, Holz durch Holz. Fenster durch Fenster, Stein durch Stein. Alles hier sind gute Entscheidungen gewesen. Sonjas Schlafplatz für ihren Winterschlaf halte ich für sie frei, und freue mich auf die Zeit, wenn Fresken die Wände bedecken werden.“²⁸

24 Ebenda, Akte 115, Blatt 22.

25 Ebenda, Akte 115, Blatt 2 ff.

26 Fernsehserie „Karl Stülper“, DDR 1973, Regie: Walter Beck

27 Objektakte in der Unteren Denkmalschutzbehörde des Landkreises Mittelsachsen, Denkmalschutzbehörde des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen vom 28. November 1996.

28 Veronica Seidel: Sanierung G37; E-Mail vom 25. April 2022.

Autor
Falk-Uwe Langer
Frankenberg/Sa.



Frankenberg, Stadtkirche,
Aufnahme im Mai 2022
Foto: Yves Hoffmann

Der spätbarocke Neubau der Frankenberger Kirche

Yves Hoffmann und Uwe Richter

¹ Der vorliegende Aufsatz beruht auf der umfassenden Auswertung der Bauakten und -rechnungen zum Kirchenbau. Vgl. Yves Hoffmann/Uwe Richter: Der barocke Neubau der Frankenberger Kirche 1740–1745 nach Entwürfen des Freiburger Zimmermeisters Johann Gottlieb Ohndorff. Ein Beitrag zum kirchlichen Bauwesen im 18. Jahrhundert, in: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins 101 (2008), S. 67–200. Dort sind im Detail die zeitgenössischen Quellen angegeben, so dass an dieser Stelle weitgehend darauf verzichtet werden kann.

Die Frankenberger Stadtkirche ist trotz mehrfacher Veränderungen im 19./20. Jahrhundert noch immer ein barocker Emporensaal. Das Kirchenschiff wurde aufgrund von Bauschäden von 1740 bis 1745 vollkommen neu errichtet.¹ Bis dahin stand in Frankenberg eine dreischiffige spätgotische und vollständig gewölbte Hallenkirche mit polygonalem Chor und einem wahrscheinlich im Jahre 1499 errichteten quadratischen Westturm. Dies geht aus Umbauplänen des Maurermeisters Johann Ancke und des Zimmermeisters Christian Eichler hervor, die im Jahre 1739 Entwürfe für eine Reparatur des bestehenden Bauwerkes entworfen hatten. Aus den Plänen wird zudem ersichtlich, dass die Frankenberger Kirche zuvor einen Querwestturm bzw. eine Doppelturmanlage

besessen hatte. Reste davon waren auch nach der Errichtung des spätgotischen Westturmes in den unteren Bereichen erhalten geblieben. Bei dem Westriegel und dem 1739 aufgemessenen Kirchenschiff kann es sich durchaus um Bauteile einer romanischen Kirche gehandelt haben.

Der Neubau des Kirchenschiffes wurde durch Bauschäden im Chor ausgelöst: In der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1739 war ein Stück des Gewölbes heruntergefallen und hatte Bereiche der darunter befindlichen Empore sowie das Lesepult und Teile des Gestühls zerstört. Daraufhin trafen sich am 15. Juli 1739 der Oberpfarrer Johann Gottfried Werchau und der Kirchenvorsteher Johann George Ziegler mit dem Amtszimmermeister Christian Eichler aus Altenhain und den beiden Frankenber-

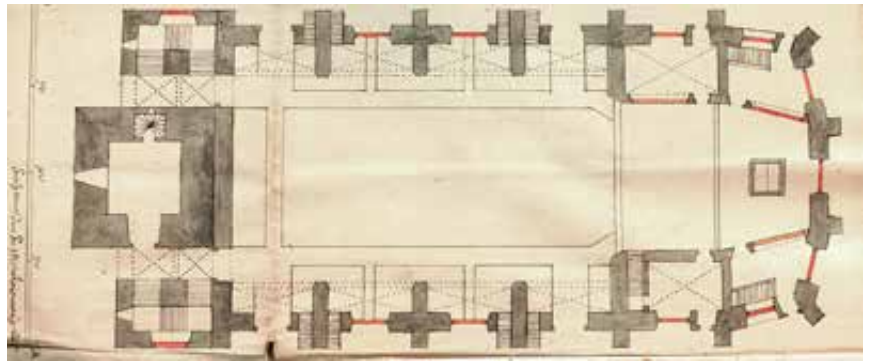
ger Maurermeistern Johann Ancke und Christoph Hennig, um den Schaden zu begutachten. Sie kamen zu dem Schluss, dass wegen der Baufälligkeit ein Neubau notwendig sei. Dennoch hatten Ancke und Eichler zunächst die oben genannten Umbaupläne eingereicht, aus denen die Baugestalt des Vorgängerbaus ersichtlich wird. Für einen Umbau des schadhaften Kirchenschiffs hatten beide 26.114 Taler veranschlagt.²

Die Verhandlungen zum Neubau der Kirche fanden auf Schloss Sachsenburg statt, weil der „CammerCommissar und Amtmann“ Levin Gabriel Gau das Patronat in Vertretung des Kurfürsten innehatte. Die Bauakte führte „beym Amte allhier aufn Schloße Sachsenburg“ sehr detailliert der Amtsverweser und Amtsschreiber Friedrich Gottlob Meese (1688–1764), der wiederholt auch Bürgermeister des Nachbarstädtchens Hainichen war.

Der bevorstehende Frankenerger Kirchenneubau sprach sich bis nach Chemnitz herum, so dass auch der dortige Ratszimmermeister Gottfried Werner und der Ratsmaurermeister Martin Haase am 20. Oktober 1739 einen Bauanschlag (ohne Risse) für einen Kirchenneubau mit Schieferdach unter Beibehaltung des Kirchturmes – jedoch ohne Ausstattungsstücke – über insgesamt 9.688 Taler einreichten. Einen zweiten Anschlag – nunmehr mit Rissen – lieferten die beiden Baumeister am 21. November 1739. Die Kosten hatten sie auf 8.749 Taler für eine Kirche mit Ziegeldach bzw. auf 9.209 Taler für eine Kirche mit Schieferdach veranschlagt. Entstehen sollte ein Gotteshaus mit 5/8-Schluss im Osten und drei hölzernen Emporen. Neben dem quadratischen Turm sollten zwei Treppenhäuser ihren Platz finden. Auf der Nord- und der Südseite des Sakralbaus waren Betstübchen vorgesehen.

Am 15. Dezember 1739 reichte der in Pegau wohnhafte, jedoch zur Frankenerger Innung gehörende Zimmermeister George Christoph Berger ebenfalls einen Bauanschlag und Risse für einen Neubau ein. Berger hatte die Kosten für eine Kirche mit Ziegeldach auf 9.439 Taler berechnet. Auch dessen Entwurf sah vor, die Langhausmauern bis zur westlichen Flucht des Turmes zu verlängern, um neben diesem zwei Treppenanlagen einzufügen. Im Osten hätte es einen geraden Schluss mit abgeschrägten Ecken gegeben. Berger hatte ebenfalls Betstübchenanbauten an den beiden Langseiten, jedoch lediglich zwei Emporen vorgesehen.

Offenbar fanden in Frankenberg bzw. im Amt in Sachsenburg Diskussionen zu den Rissen statt, so dass nunmehr die beiden Zimmermeister Christian Eichler und George Christoph Berger am 11. Januar 1740 einen gänzlich neuen Entwurf für eine runde Zentralkirche unter Beibehaltung des Westturmes mit drei Emporen übergaben. Auch in diesem Entwurf wären die Treppenhäuser beidseitig des Turmes und Betstübchen im Norden und im Süden angeordnet gewesen. Ohne einen detaillierten Anschlag vorzulegen, behaupteten die beiden Handwerker 500 bis 1.000 Taler gegenüber den bisherigen Entwürfen einsparen zu können.³



Das Dresdner Oberkonsistorium, dem die Anschläge und Risse vorlagen, stellte in einem Schreiben vom 29. Februar 1740 fest, dass die Entwürfe zu kostspielig seien. Zudem waren verschiedene gestalterische und bautechnische Mängel festgestellt worden. Aus diesem Grunde sollten der Freiburger Zimmermeister Johann Gottlieb Ohndorff und der ebenfalls in Freiberg ansässige Steinmetz Joachim Friedrich Geilsdorff gebeten werden, auf der Grundlage der bisher eingereichten Anschläge und Risse selbst Entwürfe anzufertigen und dabei Kosten einzusparen.

Einen Monat später – am 30. März 1740 – lieferte Ohndorff Risse für ein rechteckiges Langhaus mit geradem Ostabschluss, Schieferdach und zwei Emporen. Der quadratische Kirchturm sollte wesentlich stärker zur Geltung kommen, indem die Langhausmauern etwa in der Mitte an diesen anschlagen.



Auf Betstübchenanbauten hatte der Freiburger Baumeister zunächst verzichtet. Die Kosten für die im Vergleich zu den anderen Entwürfen deutlich größere Kirche sollten sich mit Schieferdach auf 10.305

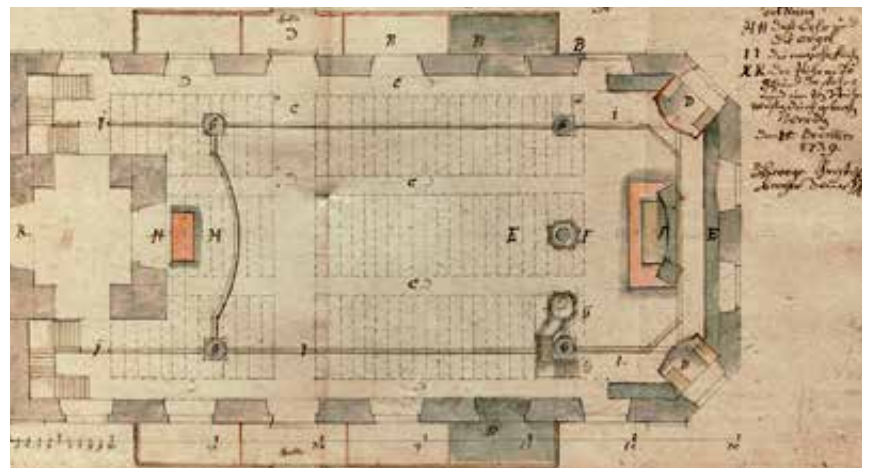
Frankenberg, Stadtkirche, Umbauplan der spätgotischen Kirche, farbige Tuschezeichnung von Johann Ancke, 1739
Staatsarchiv Chemnitz

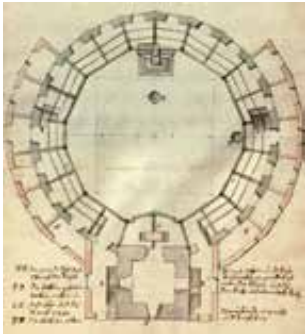
2 Auf die Angabe der Groschen und Pfennige wird hier und im Folgenden verzichtet.

3 Vgl. zu diesem Entwurf ausführlich Yves Hoffmann/Uwe Richter: Ein Zentralbauprojekt für Frankenberg. Zum barocken Neubau der Stadtkirche zu Frankenberg 1740–1745, in: Die Dresdner Frauenkirche. Jahrbuch zu ihrer Geschichte und Gegenwart 13 (2009), S. 117–131.

Frankenberg, Stadtkirche, Neubauplan unter Beibehaltung des spätgotischen Kirchturmes, Erdgeschossgrundriss, farbige Tuschezeichnung von Gottfried Werner und Martin Haase, 1739
Staatsarchiv Chemnitz

unten: Frankenberg, Stadtkirche, Neubauplan unter Beibehaltung des spätgotischen Kirchturmes, Erdgeschossgrundriss, farbige Tuschezeichnung von George Christoph Berger, 1739
Staatsarchiv Chemnitz





Frankenberg, Stadtkirche, Neubauplan einer Zentralkirche unter Beibehaltung des spätgotischen Kirchturmes, Erdgeschossgrundriss und Aufriss, farbige Tuschezeichnung von George Christoph Berger und Christian Eichler, 1740
Staatsarchiv Chemnitz

4 Hoffmann/Richter 2008 (wie Anm. 1), Abb. 11.

5 Hoffmann/Richter 2008 (wie Anm. 1), S. 105, Abb. 14.

Taler und mit Ziegeldach auf 9.761 Taler belaufen. Enthalten waren jedoch die Ausgaben für einen Altar, eine Kanzel und einen Taufstein.

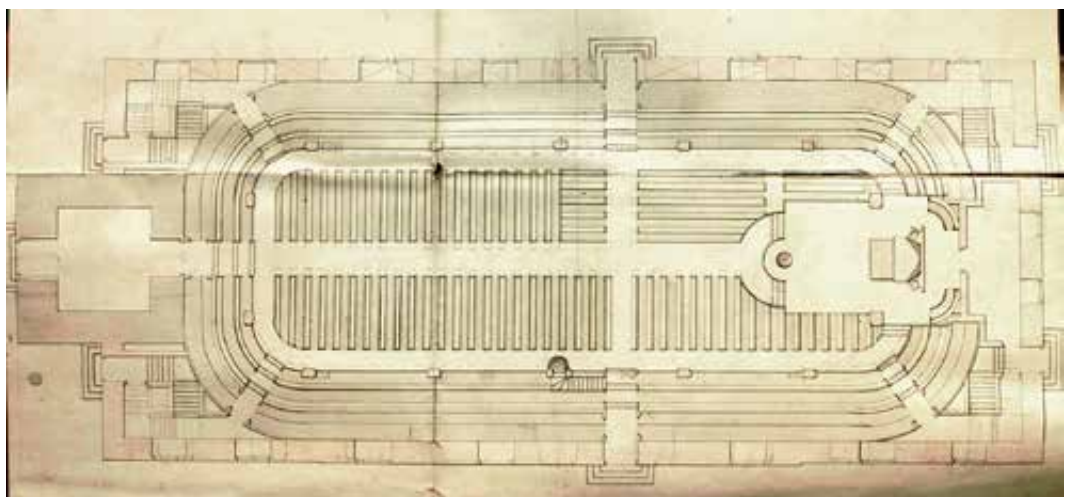
An Ohndorffs Entwürfen übte der Superintendent Theodor Krüger Kritik: Die erhöhte Decke – gemeint ist das bis in das Dachwerk reichende Muldengewölbe – wäre nicht feuerfest, weil darauf kein Estrich angebracht werden könne. Die „zerschnittene[n] Balcken in dem Kirchendach“ wären zu unbeständig und würden ständige Reparaturen nach sich ziehen. Gemeint hatte der Superintendent die untere Dachbalkenlage, die wegen des über diese hinausreichenden Muldengewölbes nicht hätten das Langhaus überspannen können. Um mehr Platz für Kirchenbesucher zu bekommen, solle Ohndorff außen Betstübchen anbauen. Die beiden Durchbrüche durch den Turm waren für Theodor Krüger aus statischen Gründen bedenklich. Weiterhin bemängelte er die aus seiner Sicht zu hohen Kosten, betonte jedoch, dass der Kirchenbau Ohndorffs wesentlich größer sei. Schließlich schlug der Superintendent vor, zu den beiden Emporen eine dritte einzubauen.

Der Freiburger Zimmermeister antwortete in einem undatierten Schreiben und verteidigte im Wesentlichen seinen Entwurf. Aus architektonischer Sicht war ihm das auf den Emporenpfeilern ruhende und dadurch einen Binnenraum bildende Muldengewölbe wichtig. In diesem Zusammenhang ist eine Bleistiftskizze zu sehen, anhand derer Ohndorff die Konstruktion des Dachwerkes mit den „zerschnittenen Balken“ erläuterte.⁴ Es war dem Freiburger Baumeister außerdem wichtig, lediglich zwei statt der von Krüger geforderten drei Emporen einzubauen, um eine bessere Belichtung zu gewährleisten. Hinsichtlich der Betstübchenanbauten und der Durchbrüche im Turm war Ohndorff bereit, auf die Vorschläge Theodor Krügers einzugehen.

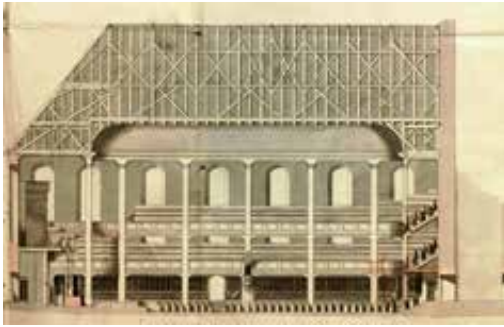
Die so geänderten Entwürfe kamen schließlich zur Ausführung. Am 28./29. Juni 1740 wurde Johann Gottlieb Ohndorff die Bauleitung offiziell übertragen. Am 13. Juni 1740 war mit dem Abbruch des Kirchenschiffes begonnen worden, und seit dem 7. Juli mauerte man das neue Kirchenschiff auf. Am

31. Oktober waren die Maurerarbeiten beendet, am 12. November wurde das Dachwerk aufgesetzt und am 14. Dezember 1740 wurde Richtfest gefeiert. Danach kam es wegen Geldmangel zu Verzögerungen, so dass die Kirchweihe erst am 29. Oktober 1741 in feierlicher Form begangen werden konnte. Zu diesem Zeitpunkt war die Innenausstattung noch nicht vollständig vorhanden. Aus der alten Kirche hatte man den Taufengel aus Zinn und die 1742 ausgebesserte hölzerne Spätrenaissancekanzel übernommen, von der sich Reste im Frankenberger Museum erhalten haben.⁵ Die aus dem Jahr 1675 stammende Orgel wurde vom Hof- und Landorgelbaumeister Johann Ernst Hähnel aus Meißen 1741/42 grundlegend überholt und ein neuer Prospekt nach Entwürfen Hähnels gefertigt. Aufgrund von Geldmangel zog sich die Anfertigung der Ausstattung längere Zeit hin. So lieferte erst am 17. September 1743 der Oederaner Bildhauer Carl Müller einen noch ungefassten Altar ohne Mittelbild und erhielt dafür 100 Taler. Der Altarentwurf stammte offensichtlich von Johann Gottlieb Ohndorff. Danach dauerte es noch fast ein Dreivierteljahr, bis am 9. Mai 1744 der Maler Christian Friedrich Krafft und der Hainicher Bildhauer Johann Gottfried Stecher einen Anschlag für die Fassung und Vergoldung des Altars lieferten. Beiden wurde der Auftrag für 100 Taler übertragen. Am 1. September 1744 begutachtete der Amtmann deren Arbeit und erachtete sie für gut und tüchtig, so dass den beiden Meistern im Spätsommer 1744 für 110 Taler auch die Fassung und Vergoldung des Orgelprospektes übertragen wurde. Wiederum erst ein Jahr später – am 14. August 1745 – hatten diese ihre Arbeiten am Prospekt beendet, so dass nunmehr lediglich kleinere Nacharbeiten erforderlich waren.

Mehr als fünf Jahre nach Baubeginn waren damit die wesentlichen Arbeiten im September 1745 abgeschlossen, obgleich die Kirche seit der Weihe am 29. Oktober 1741 nutzbar war. Insgesamt hatte der Frankenberger Kirchenbau laut der im Februar 1750 gelegten Schlussrechnung 19.628 Taler, 21 Groschen und 3 Pfennige und damit etwa das Doppelte gegenüber dem ursprüngli-



Frankenberg, Stadtkirche, weitgehend umgesetzter Planentwurf für den Neubau, Erdgeschossgrundriss, farbige Tuschezeichnung von Johann Gottlieb Ohndorff, 1740
Staatsarchiv Chemnitz



chen Anschlag Johann Gottlieb Ohndorffs gekostet.

Damit wird man unwillkürlich an heutige „Preissteigerungen“ während der Errichtung eines größeren Bauwerkes erinnert: Abgesehen von dem offenkundig überkauerten Anschlag zur Ausbesserung der bestehenden Kirche von mehr als 26.100 Taler der Baumeister Ancke und Hennig, hatten die angefragten Baumeister jeweils weniger als 10.000 Taler Baukosten berechnet. Das war der obersten Kirchenbehörde Sachsens zu teuer, weshalb sie den Auftrag an den Freiburger Zimmermeister Johann Gottlieb Ohndorff vergab und von ihm Kosteneinsparungen forderte. Dieser sah sich dennoch außerstande, einen Entwurf zu liefern, dessen Kosten wesentlich unter denen seiner Konkurrenten lagen. Angesichts der Erfahrungen, die der zum Zeitpunkt der Auftragserteilung 38-jährige Baumeister Ohndorff bereits hatte, kann davon ausgegangen werden, dass diesem von Anfang an bewusst war, dass seine veranschlagte Bau Summe deutlich zu niedrig angesetzt war: Illusorische Vorstellungen der Bau-

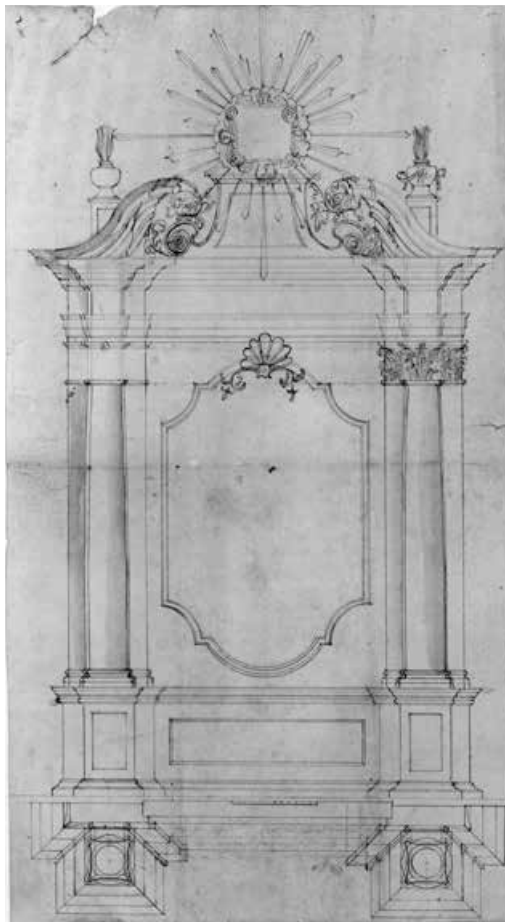


links: Frankenberg, Stadtkirche, weitgehend umgesetzter Planentwurf für den Neubau, Längsschnitt, farbige Tuschezeichnung von Johann Gottlieb Ohndorff, 1740
Staatsarchiv Chemnitz

rechts: Frankenberg, Stadtkirche, weitgehend umgesetzter Planentwurf für den Neubau, Aufriss, farbige Tuschezeichnung von Johann Gottlieb Ohndorff, 1740
Staatsarchiv Chemnitz

herren ziehen unrealistische Kostenvoranschläge der Baumeister nach sich.

Dass Ohndorff dennoch den Zuschlag zur Errichtung der Frankener Kirche erhielt, lässt sich nicht mit Kosteneinsparungen begründen, obgleich der Chemnitzer Superintendent Krüger gegenüber dem Dresdner Oberkonsistorium betonte, dass die geplante Kirche des Freiburger Baumeisters größer sei als die seiner Konkurrenten. Vielmehr muss dem Dresdner Oberkonsistorium, das dem Sachsenburger Amtmann Johann Gottlieb Ohndorff ausdrücklich empfohlen hatte, dessen Name wohl bekannt gewesen sein. Der Grund da-



links: Frankenberg, Stadtkirche, Riss von Orgelbaumeister Johann Ernst Hänel, farbige Tuschezeichnung, 1741
Staatsarchiv Chemnitz

rechts: Frankenberg, Stadtkirche, Altarriss, wahrscheinlich von Johann Gottlieb Ohndorff, lavierte Tuschezeichnung, wohl 1740
Staatsarchiv Chemnitz

- 6 Im Unterschied zu Ohndorffs Entwurf hatte beispielsweise Johann Ancke 1739 die Kanzel am südlichen Triumphbogen belassen wollen, bzw. hatten Gottfried Werner, Martin Haase, Christoph Berger und Christian Eichler die Sitzbänke auf den Emporen gegeneinander nur wenig erhöht angeordnet.
- 7 Leonhard Christoph Sturm: Vollständige Anweisung alle Arten von Kirchen wohl anzugeben, Augsburg 1718.
- 8 Ebenda, S. 4.
- 9 Ebenda, S. 28.
- 10 Ebenda, S. 29.
- 11 Heinrich Magirius: Die Dresdner Frauenkirche von George Bähr. Entstehung und Bedeutung, Berlin 2005.
- 12 Mario Titze: Der barocke Umbau der Freiburger Nikolaikirche und ihre Ausstattung, in: Andreas-Möller-Geschichtspreis 2002 und 2003. Die Begräbniskapelle im Freiburger Dom und die Nikolaikirche Freiberg, Freiberg 2004, S. 103–121, hier S. 108.
- 13 Heinrich Magirius: George Bähr und die Waisenhauskirche in Dresden, in: Die Dresdner Frauenkirche. Jahrbuch zu ihrer Geschichte und Gegenwart 24 (2020), S. 45–54.
- 14 Heinrich Magirius: Notizen zu einem wenig bekannten Kirchenbau von George Bähr in Beitsch/Biecz in der Niederlausitz, in: Die Dresdner Frauenkirche. Jahrbuch zu ihrer Geschichte und zu ihrem archäologischen Wiederaufbau 5 (1999), S. 235–243.

für ist unbekannt, da bislang keine entsprechenden Kirchenneubauten nach Entwürfen und unter Bauleitung Ohndorffs bekannt geworden sind. Er war zwar bei den Kirchenneubauten in Bärenstein (1738/39) und in Röhrsdorf bei Meißen (1737 bis 1739) ausführender Zimmermeister – aber die Entwürfe hatte in beiden Fällen der ebenfalls aus Freiberg stammende Baumeister Johann Christian Simon geliefert. Bis heute ist lediglich ein architektonischer Entwurf Ohndorffs aus der Zeit vor der Errichtung der Frankenberger Kirche bekannt geworden. Es handelt sich um die heute noch vorhandene Haube des sogenannten Petriturms, des südwestlichen Turms der Freiburger Petrikirche, für den Ohndorff im Jahre 1728 Bauzeichnungen entworfen hatte. Die über zehnjährige Lücke im Œvre des Freiburger Baumeisters zwischen diesen Entwürfen und jenen für die Kirche in Frankenberg konnte bis heute nicht geschlossen werden.

Die architektonische Handschrift Ohndorffs kann in Abgrenzung zu den Entwürfen der anderen Baumeister für die Frankenberger Kirche gut analysiert und mittels überregionaler Vergleiche in die spätbarocke Sakralarchitektur Kursachsens eingeordnet werden. Ohndorff hat einen barocken Emporensaal mit einem Binnenraum geschaffen, der durch die Emporen und die auf den Emporen Pfeilern ruhende Muldendecke gebildet wird. Die Kanzel war zentral in der Mitte der Kirche angeordnet, während Altar und Orgel im Osten ihren Platz fanden. Die Sitzbänke in den zweigeschossigen Emporen sind amphitheaterrförmig angeordnet, womit von den meisten Plätzen sowohl eine gute Sichtbarkeit auf den Prediger als auch eine gute Akustik gegeben war.⁶ Dies sind Grundprinzipien des protestantischen Kirchenbaus im Barock, die Ohndorff beispielsweise auch durch Zurückweisung der Forderung nach Einbau einer dritten Empore zu verteidigen wusste.



Frankenberg, Stadtkirche, Innenraum nach Osten mit dem 1874/75 veränderten Altarbereich und der 1894/95 entstandenen historistischen Farbfassung, Aufnahme 2008 von Waltraud Rabich

Um das zu verdeutlichen, seien einige Passagen aus Leonhard Christoph Sturms kirchenbauteoretischem Werk aus dem Jahre 1718 zitiert:⁷ „Denn das Allervornehmste / was darinnen [in protestantischen Kirchen] geschiehet / ist das Predigen / bey deme allezeit eine grosse Menge Volcks zusammen kömmt / welche alle den Prediger nicht nur gerne deutlich hören / sondern auch sehen wollen / dazu denn ordentlich eingetheilte Sitze nötig sind.“⁸ Der Altar muss „etwas erhaben seyn / daß man über zwey oder drey Stufen dazu hinauff kömmt.“⁹ Zudem habe „man in neu zu erbauenden Kirchen darauff zu sehen [...] / daß die Cantzel von dem Umkreiß der Zuhörer gleich weit abstehe / und diese sein oft übereinander Stühle bekommen müssen / damit sie den Prediger alle desto näher bleiben.“¹⁰ Das so vertretene Kirchenideal war die protestantische Zentralkirche, die in der ab 1726 errichteten Dresdner Frauenkirche George Bährs ihre bedeutendste Ausprägung erfahren hat.¹¹ Neben diesen Zentralkirchen gab es sogenannte Querkirchen, wie etwa die 1732/33 nach Entwürfen Johann Christian Simons erbaute Dorfkirche in Pretzschendorf, oder aber – wie in Frankenberg – den gerichteten Emporensaal, der bei Stadtkirchen die Hauptachse zur Kanzel und eine untergeordnete Achse zu Altar und Orgel hatte. Wichtig war dabei die Ausrichtung der Bänke im Kirchenschiff zur Kanzel und nicht zu den Prinzipalstücken im Osten: Das vom protestantischen Pfarrer zu verkündigende Wort Gottes stand im Mittelpunkt. Die Fassadengestaltung Ohndorffs lässt die edle Lisenengliederung des in der Dresdner Residenz entwickelten sächsischen Rokoko erkennen, während die Stilideale der anderen Baumeister, die Entwürfe für Frankenberg geliefert hatten, nicht mehr der aktuellen Entwicklung entsprachen. Mario Titze hatte bereits vor Bekanntwerden der Frankenberger Bauakte erkannt, dass dem Freiburger Baumeister bereits vor 1750 die Gestaltungs-ideen des Dresdner Rokoko bekannt waren.¹² Mit den Frankenberger Rissen lässt sich belegen, dass Ohndorff in dieser Beziehung bereits im Jahre 1740 auf der Höhe der für Kursachsen maßgeblichen Dresdner Architekturauffassung stand. Vor allem verdeutlicht jedoch die Gestaltung des Innenraums als barocker Emporensaal die protestantisch-spätbarocke geprägte Auffassung Ohndorffs. Er folgt damit der von George Bähr vor allem für die Dresdner Residenz entwickelten Architekturauffassung, die zunächst in kleineren Kirchen, wie der Dresdner Waisenhauskirche 1711–1713 und 1725¹³ und der Kirche in Beitsch (heute Biecz, Polen) 1716–1719¹⁴ ausgebildet und schließlich in der Dreikönigskirche der Dresdner Neustadt konsequent umgesetzt wurde, um im prächtigen Innenraum der Frauenkirche Dresdens 1726–1743 seine vollkommenste und qualitativste Ausprägung zu erfahren. Die Dreikönigskirche war von Matthäus Daniel Pöppelmann (1662–1736) seit 1731 wiederaufgebaut worden. Seine vorbildhafte Bedeutung für



Dresden-Neustadt, Dreikönigskirche,
Innenansicht zum Altar,
Aufnahme vor 1945
SLUB Dresden, Foto: Walter Möbius

den protestantischen Kirchenbau Sachsens¹⁵ erhielt dieser Sakralbau jedoch durch die ganz entscheidenden Änderungen der Innenraumgestaltung nach Entwürfen George Bährs aus den Jahren 1732 bis 1739.¹⁶ Um dies nachvollziehen zu können, sei kurz die Baugeschichte der Dreikönigskirche nachgezeichnet. Pöppelmanns Planung sah 1732 acht relativ weit in den rechteckigen Kirchenraum hineingezogene Emporen Pfeiler vor, auf denen eine Flachdecke ruhen sollte. Der Altar sollte an einer Schmalseite gegenüber der Orgel stehen, während die Kanzel an einem der mittleren Emporenpfeiler ihren Platz finden sollte. Der Bau war bereits weit fortgeschritten, als George Bähr die Ausführung übernahm und den Innenraum in bezeichnender Weise umformte. Er rückte jeweils die drei mittleren Emporenpfeiler näher an die Außenmauern, wodurch die raumbildenden Emporen ein Oval bildeten. Statt einer Flachdecke erhielt die Kirche eine tiefe hölzerne Muldendecke mit Lichtschächten. Die gute Hör- und Sichtbarkeit gottesdienstlicher Handlungen sowie eine verbesserte Lichtführung erreichte der Baumeister durch die übereinander gestaffelt angeordneten Sitzbänke in beiden Emporen.

Dieses Vorbild hat Johann Gottlieb Ohndorff sehr genau studiert, wie Heinrich Magirius feststellte.¹⁷ Die am 30. März 1740 vom Freiburger Zimmermeister gelieferten Risse für die Frankenerger Stadtkirche sind die planerische Grundlage für den ersten Nachfolgebau der Dresdner Dreikönigskirche, dem zahlreiche weitere in Kursachsen und darüber hinaus folgen sollten.¹⁸ Die außen angebrachten eingeschossigen Betstübchenanbauten an einigen von Ohndorffs Stadtkirchen wurden architekturgeschichtlich

häufig kritisch gesehen. Aus der Frankenerger Bauakte geht hervor, dass der Freiburger Baumeister eine solche Lösung zunächst nicht anstrebte und erst der Einwand des Superintendents Krüger zu dieser wesentlichen Änderung führte. Offenbar überwogen die Vorteile – einerseits mehr Platz und andererseits höhere Einnahmen für die Kirchengemeinde durch die Verpachtung der Betstübchen – die architektonischen Nachteile. Deswegen griff Ohndorff auch später immer wieder auf dieses Element zurück, wie etwa bei der Frankenerger „Schwesterkirche“, der Neuen Johanniskirche in Chemnitz. Anscheinend hatten die Zeitgenossen noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts keine grundsätzlichen Einwände gegen außen liegende Betstübchenanbauten an den Kirchen.

Der Frankenerger Kirchenbau galt über das Städtchen hinaus als beispielhafte architektonische Lösung für eine protestantische Kirche. So schätzte man in Zwickau bereits im Jahre 1742 die „Frankenbergische schöne Kirche“ als Ohndorffs „Meisterstück“.¹⁹ In Zschopau heißt es im Jahre 1752: „ein ganz geschickter Architektus neml. Herr Johann Gottlieb Ohndorff, Ratszimmermeister in Freyberg [...], der auch schon Kirchen-Gebäude insonderheit die Kirche in Frankenberg, mit allgemeinen Beyfall hat aufzuführen gewußt.“²⁰ Die Frankenerger Stadtkirche steht nach bisherigen Kenntnissen am Anfang einer Reihe von Kirchenbauten, die auf den Entwurf Johann Gottlieb Ohndorffs zurückgehen. Trotz der 1874/75 nach Entwürfen des Dresdner Architekten Christian Friedrich Arnold (1832–1890) vorgenommenen Veränderungen im Innenraum²¹ lässt sich die Architektursprache Ohndorffs auch heute noch deutlich ablesen.

15 Vgl. ausführlich Hoffmann/Richter 2008 (wie Anm. 1), S. 141–145.

16 Aus der reichhaltigen Literatur sei vor allem auf die konzise Darstellung von Hartmut Mai: Dreikönigskirche Dresden, Regensburg 1991 verwiesen. Die relevante Literatur ist vollständig bei Hoffmann/Richter 2008 (wie Anm. 1), S. 193 mit Anm. 229 genannt.

17 Heinrich Magirius: Sakralbauten in Freiberg. In: Yves Hoffmann/Uwe Richter (Hrsg.): Denkmale in Sachsen. Stadt Freiberg. Beiträge, Band I, Freiberg 2002, S. 208–241, hier S. 227.

18 Vgl. ausführlich Hoffmann/Richter 2008 (wie Anm. 1), S. 147–159.

19 Zitat nach Alfred Gottfried: Johann Christian Simon und Johann Gottlieb Ohndorff. Zwei Freiburger Barockbaumeister. Bonn 1989, S. 96.

20 Herbert Lange: Die Erbauung der St. Martinskirche zu Zschopau nach dem Stadtbrand 1748. In: Erzgebirgische Heimatblätter 1997, Heft 3, S. 26–27, hier S. 27.

21 Vgl. Hoffmann/Richter 2008 (wie Anm. 1), S. 105–108.

Autoren

Dr. Yves Hoffmann
Dresden

Dr. Uwe Richter
Freiberg

Frankenberg als Bildungsstandort

Burkhardt Fischer

1 Rüdiger Heinrich: Aus der Geschichte der Frankenger Schulen, Teil 1, in: Stadtverwaltung Frankenberg und die Interessengemeinschaft Stadtgeschichte Frankenberg (Hrsg.): Frankenberg in Sachsen. Beiträge zur Regional- und Stadtgeschichte von Frankenberg/Sachsen und Umgebung, Heft II, Frankenberg 2013, S. 25.

2 Ebenda, S. 25 f.

In der mittelsächsischen Kleinstadt Frankenberg mit ca. 14.000 Einwohnern gibt es eine Vielzahl an Bildungseinrichtungen: zwei Grundschulen, eine Oberschule, ein Gymnasium, eine Förderschule sowie die JugendKunstSchule als Einrichtung für musische, außerschulische Bildung. Begreift man die Kindertagesstätten nicht nur als Betreuungseinrichtungen für die jüngsten Frankenger Einwohner, sondern auch als Stätten der ersten Berührungspunkte mit Bildung, so bestehen in Frankenberg 13 Bildungseinrichtungen.

Diese Entwicklung kommt nicht von ungefähr. In Frankenberg hat Bildung eine sehr lange Tradition. In diesem Artikel wird zunächst kurz auf die Anfänge des Bildungsstandortes Frankenberg eingegangen. Weiterführend werden die einzelnen schulischen und außerschulischen Bildungseinrichtungen und deren Standorte in ihrer geschichtlichen Entwicklung und der aktuellen Ausrichtung im Rahmen des zur Verfügung stehenden Raumes vorgestellt.

Die Anfänge als Bildungsstandort

Eine erste Schule hat schon vor dem Stadtbrand 1450 bestanden.¹ Sie befand sich am heutigen Marktplatz am Standort der Alten Kantorei, ehemaliges Stadtarchiv. Ein Schild am Gebäude weist auf die einstige Nutzung des Vorgängergebäudes hin. Der Unterricht wurde von einem Lehrer sowie dem Kantor abgehalten, der zugleich in dem Gebäude wohnte. Das Gebäude in seiner heutigen Form existiert seit über 200 Jahren. Der Name „Alte Kantorei“ leitet sich aus der Nutzung des Gebäudes ab, da dort der Kantor wohnte, der zugleich Schullehrer war, und die Schulräume sich

im selben Gebäude befanden. Gesicherte Angaben zu den Schülern und den Unterrichtsinhalten sind nicht zu finden, jedoch dürften aufgrund des kirchlichen Umfelds und der Anwesenheit des Kantors Grundkenntnisse im Lesen, Schreiben sowie Katechismus und Grundlagen in der Musik auf dem Lehrplan gestanden haben.

Da der Platz in der Kantorei mit der Zeit nicht mehr ausreichte, wurden weitere Gebäude für den Unterricht herangezogen. Am heutigen Körnerplatz entstanden die heute nicht mehr existenten Gebäude der „Alten Mädchenschule“ sowie der Rektorschule, die später als Handelsschule genutzt wurde. Am heutigen Markt 4 existierten ab 1833 im Alten Amtshaus weitere Unterrichtsräume, die Sonntagsschule sowie die Strick- und Nähschule.²

Durch die im Jahr 1835 in Sachsen eingeführte allgemeine Schulpflicht stieg die Schülerzahl rasant an. Der Bedarf an weiteren Schulräumen und Gebäuden wuchs, und es entstanden nach und nach die heutigen Bildungsstätten der Stadt.

Die Gebäude am Martin-Luther-Platz (heutiges Martin-Luther-Gymnasium)

Mit dem Einsetzen der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs Frankenberg zu einer kleinen Industriestadt heran, was zugleich ein Wachstum der Einwohnerzahl und damit auch ein Zuwachs an schulpflichtigen Kindern zur Folge hatte. Die bisher genutzten Gebäude reichten bei weitem nicht mehr für die Vielzahl an Schülern aus. Da immer noch die kirchlichen Institutionen für die Durchführung des Schulunterrichts verantwortlich waren, wurde die Superintendentur von der Frankenger Bürgerschaft gedrängt, das Raumproblem zu lösen. Schon bald stellte sich heraus, dass ein kompletter Neubau, der den neuen Anforderungen gerecht wurde, die beste Lösung war. Dabei musste die Stadt Frankenberg finanziell wie auch organisatorisch einige Kraftakte bewältigen.

Zunächst war ein geeigneter Standort für das neue Gebäude zu finden. Es kristallisierten sich vier mögliche Standorte heraus, von denen jedoch drei aus topographischen (Hochwassergefahr) oder finanziellen Gründen ausschieden. Übrig blieb der Standort zwischen der Kirche und dem heutigen Friedenspark. Jedoch waren auch hier einige Hürden zu nehmen. Das Land befand sich zum Teil in Privatbesitz, zum Teil waren es kirchliche Liegenschaften. Mit der Kirche fand sich relativ schnell und unkompliziert eine Lösung, in dem die Kirche als Ausgleich städtische Liegenschaften an

Frankenberg, Martin-Luther-Gymnasium, Haus 1, Martin-Luther-Platz
Foto: Wikimedia
(Angelika Monika Arnold, Berlin)



anderer Stelle erhielt. Bei dem Privatgrundstück gestalteten sich die Verhandlungen schwieriger. Der Besitzerin Frau Oehme musste im Mai 1865 aus der Stadtkasse eine beträchtliche Summe gezahlt werden, um das Grundstück in städtisches Eigentum zu bringen.³

Der Bau des Gebäudes begann im Herbst 1868. Zu Beginn des Jahres 1869 fasste der Stadtrat folgenden Beschluss: „Das zu bauende Schulgebäude soll aus städtischen Mitteln als städtisches Gebäude errichtet und der Schule zur Benutzung gegen einen angemessenen Mietzins überlassen werden.“⁴

Nach nur anderthalbjähriger Bauzeit konnte das Gebäude im Oktober 1870 eingeweiht werden. Somit hatte die seit 1862 bestehende Bürgerschule ein repräsentatives Domizil. Das Gebäude war aufgeteilt nach Knaben- und Mädchenschule; insgesamt wurden in 26 Schulzimmern zu Beginn 1876 Schüler unterrichtet. Nur ein Teil der Unterrichtsräume konnte mit neuen Möbeln ausgestattet werden, der Großteil der Räume wurde mit Bestandsmobiliar aus den anderen Schulgebäuden ausgestattet, da die Stadt die notwendigen finanziellen Mittel nicht zur Verfügung stellen konnte. Das Gebäude verfügte über eine Zentralheizung, die jedoch zugleich als Ventilationsanlage für Toiletten und Zimmer funktionierte und damit im Sommer unangenehme Gerüche verursachte, die selbst König Johann bei einem Besuch im Sommer 1871 monierte. Das Problem konnte erst 1893 mit dem Einbau einer Niederdruckheizung behoben werden.⁵ Schon einige Jahre nach Fertigstellung musste das Gebäude aufgrund steigender Schülerzahlen erweitert werden: 1881 entstand der Nordflügel, 1897 der Südflügel. 1904 wurde das Lutherstandbild aufgestellt, welches während der NS-Zeit entfernt und 1983 wieder an selber Stelle aufgestellt wurde.

Mit der Gründung des deutschen Kaiserreichs wandelte sich auch die Organisation der Schulen. Kirche und Staat wurden getrennt, die Durchführung des Unterrichts und die Ausbildung und Anstellung von Lehrkräften war nun Staatsangelegenheit. Die vielzitierten „deutschen“ Tugenden waren oberstes Gebot in den Schuleinrichtungen, die bei Nichteinhalten getadelt und auch mit Prügel und Arreststrafen (Karzer) bestraft wurden. Die Umstellung des Schulsystems erfolgte in Frankenberg konkret im Jahr 1876. Es wurde eine Realschule gegründet, die sich in der Fabrikstraße 4 befand. Die Bürgerschule am Lutherplatz bestand weiter, aber es fielen nun nicht unerhebliche Schulgelder an, die sich nach dem Einkommen der Eltern richteten. Da sich viele Eltern für ihre Kinder den Besuch an einer höheren Bildungseinrichtung nicht leisten konnten, besuchten viele Frankenger Schüler die einfache Bürgerschule mit einem vergleichsweise niedrigen Schulgeld. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs entwickelten sich die Schülerzahlen gut.⁶

Die Realschule musste aufgrund der steigenden Schülerzahlen 1896 in ein neues Gebäude umziehen. Dieses entstand mit einer Bauzeit von einem



Jahr an der Humboldtstraße/Ecke Moltkestraße (heute Schulstraße, Nutzung durch das Martin-Luther-Gymnasium). Das Gebäude wurde von der Stadt für 117.000 Mark errichtet.⁷ Die Nutzung des Gebäudes durch die Realschule erfolgte bis zu ihrer Fusion mit der bestehenden Oberschule 1926. Danach wurde das Gebäude von der Bürgerschule weiter genutzt.⁸

Die Zeit während der Weimarer Republik verlief entsprechend der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung unbestet. Reformversuche des Bildungssystems im Zuge der Weimarer Reichsverfassung blieben Stückwerk. Die Machtergreifung Hitlers 1933 brachte wiederum zahlreiche Veränderungen. An den Schulen, so auch in Frankenberg, wurde das Führerprinzip nach und nach eingeführt. Das Lehrerkollegium wurde durch eine Berufskameradschaft ersetzt, der Schulleiter hatte eine große Machtbefugnis. Die Unterrichtsinhalte wurden entsprechend der NS-Ideologie angepasst, der Sportunterricht wurde ausgeweitet, andere Fächer dafür eingekürzt. Die Mitgliedschaft in den Parteiorganisationen wurde von den Schülern erwartet, ab 1939 war die Mitgliedschaft im Deutschen Jungvolk Pflicht. Mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurden bereits erste Lehrkräfte zum Militärdienst eingezogen, was bei Fortschreiten des Krieges einen immer weiter eingeschränkten Unterricht zur Folge hatte. Zum Ende des Krieges wurde das Gebäude an der Humboldtstraße 8 als Lazarett genutzt, dementsprechend fand nur noch wenig bis gar kein Unterricht mehr statt.⁹

Nach Kriegsende erfolgt am 11. Juni 1945 die Genehmigung zur Wiederaufnahme des Unterrichts durch den sowjetischen Stadtkommandanten, jedoch wurde der Schulbetrieb im August 1945 nochmals eingestellt, um endgültig im Oktober 1945 wiederaufgenommen zu werden. Am 1. September 1965 erfolgte die Teilung in die Oberschulen I und II, da ein ordnungsgemäßer Unterrichtsbetrieb in nur einer Oberschule aufgrund der hohen Schülerzahlen nicht mehr möglich war. Am

Frankenberg, Martin-Luther-Gymnasium, Haus 2, Humboldtstraße 8
Foto: Burkhardt Fischer

3 Heinrich (wie Anm. 1), S. 27 f.

4 Stadtarchiv Frankenberg/Sa., Frankenger Tageblatt, Jubiläumsausgabe 1938, zitiert nach Heinrich (wie Anm. 1).

5 Heinrich (wie Anm. 1), S. 28.

6 Ebenda, S. 29 ff.

7 Rüdiger Heinrich: Aus der Geschichte der Frankenger Schulen, Teil 2, in: Stadtverwaltung Frankenberg und die Interessengemeinschaft Stadtgeschichte Frankenberg (Hrsg.): Frankenberg in Sachsen. Beiträge zur Regional- und Stadtgeschichte von Frankenberg/Sachsen und Umgebung, Heft III, Frankenberg 2013, S. 21 f.

8 Ebenda, S. 29.

9 Heinrich (wie Anm. 1), S. 33 ff.

- 10 Vgl. <https://www.gymnasium-frankenber.de/chronik.html>.
 11 Vgl. https://schuldatenbank.sachsen.de/index.php?id=110&institution_key=4240198.
 12 Vgl. <https://www.gymnasium-frankenber.de/gebaeude.html> und <https://www.gymnasium-frankenber.de/ag-gta.html>.
 13 Vgl. https://schuldatenbank.sachsen.de/index.php?id=110&institution_key=4220265.

15. April 1978 wurden die Oberschule I in Wilhelm-Pieck-Oberschule“ und die Oberschule II in Otto-Grotewohl-Oberschule umbenannt. Nach der politischen Wende beschloss die Stadtverordnetenversammlung am 18. September 1991 die Überführung der Otto-Grotewohl-Oberschule zum Beginn des Schuljahres 1992/93 in ein Gymnasium. Dieses trägt seitdem den Namen „Martin-Luther-Gymnasium“.¹⁰

In den folgenden Jahren erfolgte schrittweise die Sanierung der beiden Gebäude am Luther-Platz. So entstand ein modernes Gymnasium. Im Schuljahr 2021/22 besuchen 518 Schülerinnen und Schüler in 22 Klassen die Klassenstufen 5-10 sowie 123 Schülerinnen und Schüler die Klassenstufen 11 und 12. Dabei wird der Unterricht von 48 Lehrkräften erteilt.¹¹

Für den Unterricht stehen insgesamt 35 Unterrichtsräume zur Verfügung, darunter Fachräume für Physik, Chemie, Biologie, Kunst, Musik und Informatik. Weiterhin können die Schüler aus einer Vielzahl an Ganztagsangeboten wählen. Hervorzuheben ist hierbei eine große Auswahl an unterschiedlichen Sportaktivitäten und Tanz, aber auch der Schulsanitätsdienst. Darüber hinaus gibt es musisch-künstlerische Angebote wie den Chor, die Kunst-AG und die Bläserklassen.¹² Die Bläserklassen stellen dabei ein Alleinstellungsmerkmal des Gymnasiums im Landkreis dar. In Kooperation mit der JugendKunstSchule erhält ein Klassenverband in den Klassenstufen 5 und 6 im Rahmen des regulären Musikunterrichts Instrumentalunterricht auf Blas- und Schlagwerkinstrumenten. Auch das Musizieren in der Gruppe in Form eines Orchesters steht dabei im Fokus. Der Instrumentalunterricht wird von den Lehrkräften der JugendKunstSchule erteilt, wobei sich das Frankenger Modell durch höheren Personaleinsatz mit einer besseren Betreuung der Schüler von anderen Bläserklassenmodellen abhebt (siehe auch Abschnitt zur JugendKunstSchule).

Frankenberg, ehemalige Post, Humboldtstraße 12, zukünftiges Domizil der JugendKunstSchule
 Foto: Burkhardt Fischer



Das Gebäude der Förderschule „Max Kästner“

In der Parkstraße 12 befindet sich heute die Förderschule „Max Kästner“. Das Gebäude wurde von Mai bis August 1948 von der Oberschule genutzt, musste jedoch aufgrund eines Brandes im August 1948 als Schulgebäude aufgegeben werden. Der Dramatiker Heiner Müller (1929–1995) legte hier sein Abitur ab. Laut Auskunft des Denkmalamtes ist die Bauakte des Gebäudes nicht verfügbar. Aus diesem Grund lässt sich die Geschichte des Gebäudes im Rahmen dieses Artikels nicht weiter rückverfolgen.

Die Förderschule „Max Kästner“ ist eine Schule mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung. Es werden 72 Kinder und Jugendliche mit geistigen Einschränkungen von 16 Lehrkräften unterrichtet.¹³ Dabei werden die Schüler in Unter-, Mittel-, Ober- und Werkstufe je nach Alter und Entwicklungsstand aufgeteilt. Es stehen geeignete Räume u. a. mit Küche und Lernwohnung zur Verfügung.

Das Gebäude der JugendKunstSchule

Eine besondere Einrichtung ist die JugendKunstSchule Frankenberg, die als außerschulische Bildungseinrichtung auf musisch-künstlerische Angebote setzt. Sie wurde 2008 vom Städtischen Musikverein Frankenberg e. V. gegründet, ging 2016 in städtische Trägerschaft über und ist seit 2021 Betriebsteil der städtischen Frankenger Kultur gGmbH. Die Angebote erstrecken sich auf die Bereiche Musik, Bildende Kunst und Darstellende Kunst, wobei der Bereich Musik mit etwa 200 Schülern im laufenden Schuljahr der größte Teil ist. Die Instrumentalunterrichte werden in den Sparten Blech- und Holzblasinstrumente, Schlagwerk, Tasteninstrumente, Zupfinstrumente und Streichinstrumente von 13 Lehrkräften durchgeführt. Hinzukommen der Ensembleunterricht, Musiklehre sowie zwei Blasorchester. Weiterhin können KiTa-Kinder die Angebote der Musikalischen Früherziehung besuchen. Der Bereich Musik ist Mitglied im Verband deutscher Musikschulen e. V. und wird vom Kulturraum Erzgebirge-Mittelsachsen institutionell gefördert.

Die JugendKunstSchule arbeitet im Ganztagsbereich (GTA) mit mehreren Frankenger Schulen, wie dem Gymnasium und der Astrid-Lindgren-Grundschule, zusammen. Das GTA Bläserklassen am Martin-Luther-Gymnasium wird seit 2012 für Schüler der Klassenstufe 5 und 6 angeboten. Dabei lernen die Schüler im Musikunterricht ein Blas- oder Schlaginstrument. Die Klasse wird dabei nach jeweiligem Instrument in Gruppen aufgeteilt, die von einer Lehrkraft der JugendKunstSchule unterrichtet werden. Weiterhin wird das orchestrale Zusammenspiel in einem kleinen Blasorchester gefördert. Die Notengebung erfolgt durch den zuständigen Musiklehrer des Gymnasiums.

Ein an das Prinzip der Bläserklassen angelehntes Projekt ist das Instrumentenkarussell „Klangerfor-

scher“ an der Astrid-Lindgren-Grundschule. Die Klangerforscher finden in der Klassenstufe 2 und 3 unmittelbar im Anschluss an den regulären Unterricht einmal wöchentlich statt. Dabei werden Kleingruppen gebildet, die im Laufe des Schuljahres verschiedene Instrumente bei unterschiedlichen Instrumentallehrern kennenlernen und so gewissermaßen „erforschen“ können. Auch dieses Projekt zeichnet sich durch eine intensive Betreuung der teilnehmenden Schüler am Instrument aus. Ziel ist die Vermittlung von ersten Eindrücken und musikalischen Kenntnissen, die nach Abschluss des Projektes im Einzelunterricht an der JugendKunstSchule vertieft werden können.

Im Bereich der Bildenden Kunst wird in Zusammenarbeit mit dem Atelier Dock4 ein kleines Kursprogramm in vielen Kunstsparten wie Druck, Malerei, Fotografie usw. angeboten. Dabei werden die einzelnen Kurse und Workshops von lokal ansässigen Künstlern durchgeführt. Die Kurse stehen allen Altersgruppen offen. Der Bereich Darstellende Kunst soll in den kommenden Jahren sukzessive aufgebaut werden.

Da die JugendKunstSchule bisher über kein eigenes Haus mit entsprechender Ausstattung verfügt und verschiedene Räume der allgemeinbildenden Schulen und Kooperationspartner nutzt, wird seit August 2020 das Gebäude der ehemaligen Post an der Humboldtstraße 12 als neues Domizil der JugendKunstSchule ausgebaut.

Das Gebäude wurde in den 1870er Jahren erbaut und bis 2006 zuletzt durch die Deutsche Post AG genutzt. Im Jahr 2015 wurde das Gebäude durch die Stadt gekauft und seit August 2020 mit Mitteln des Investitionspakts „Soziale Integration im Quartier“ zum neuen Domizil der JugendKunstSchule aus- und umgebaut. Dabei entstehen Räumlichkeiten, die auf die Bedürfnisse der von der JugendKunstSchule angebotenen Bildungsmöglichkeiten abgestimmt sind. So sind acht Einzelübungsräume, ein Schlagwerkraum und ein Probensaal (im neuen Anbau), ein Gruppenunterrichtsraum sowie ein Raum für die Musikalische Früherziehung für den Bereich Musik zu finden. Für die Kurse und Workshops der Bildenden Kunst stehen ein Atelier, ein Kursraum und ein digitales und ein analoges Fotolabor zur Verfügung. Für zukünftige Angebote der Darstellenden Kunst steht ein Tanz- und Theaterprobenraum bereit. Darüber hinaus finden sich im Dachgeschoss Verwaltungsräume, ein Lehreraufenthaltsraum, ein Archivraum sowie ein Konferenzraum.

Die Fertigstellung des Baus ist für Sommer 2022 geplant, der Bezug des Objektes durch die JugendKunstSchule soll im April 2023 erfolgen.

Das Gebäude der Erich-Viehweg-Schule

Auf der Altenhainer Straße 34 befindet sich das zwischen 1949 und 1950 errichtete Gebäude der Erich-Viehweg-Oberschule. Zunächst entstanden zwei als Pavillons bezeichnete Gebäudeteile, die

1965 um einen Neubau erweitert wurden. 1990 kam noch eine Turnhalle hinzu.¹⁴ Heute besuchen 403 Schülerinnen und Schüler in 17 Klassen die Klassenstufen 5-10. Der Unterricht wird von 27 Lehrkräften erteilt.¹⁵

Das Gebäude an der Max-Kästner-Straße (heutiges Bildungszentrum)

Analog zur Bevölkerungsentwicklung in Sachsen und damit einhergehend mit dem Anstieg der Schülerzahlen an den Schulen stieg auch der Bedarf an gut ausgebildeten Lehrkräften. Hierfür wurden im damaligen Königreich Sachsen die Lehrerseminare geschaffen. Frankenberg erhielt 1901 mit einem äußerst repräsentativen Gebäude an der Ahornstraße (heute Max-Kästner-Straße) ein solches Sächsisches Lehrerseminar. Der Gebäudekomplex mit Haupthaus, Übungsschule und Turnhalle wurde vom Architekten Adolph Canzler (1818–1903) entworfen und erhielt 1897 auf der Brüsseler Weltausstellung einen Preis für gelungene Architektur und hervorragende Funktionalität der Räume. Allerdings entstand der architektonische Entwurf nicht exklusiv für den Frankenger Standort, sondern war eine ortsunabhängige Planung, auf die sich 30 sächsische Städte bewarben, von denen Frankenberg schlussendlich den Zuschlag erhielt.¹⁶

Der Baubeginn war 1898 und die Fertigstellung im Jahr 1901, die Baukosten betrugen 820.831,12 Mark¹⁷, im selben Jahr nahm das Lehrerseminar seinen Betrieb auf.

Erster Schuldirektor war der Oberstudienrat Prof. Dr. Karl Emil Hözel. Dieser war für den ausgezeichneten Ruf des Lehrerseminars vor dem Ersten Weltkrieg verantwortlich und konnte auch viele erfahrene Lehrkräfte aus auswärtigen Einrichtungen nach Frankenberg holen. Die Unterbringung der angehenden Volksschullehrer erfolgte in dem integrierten Internat.

Ein Schwerpunkt der Ausbildung waren musikalische Fähigkeiten und Kenntnisse auf mehreren Instrumenten, deren Nachweis bereits Bestand-

14 Klaus Burkhardt: Das Kulturdenkmal Erich-Viehweg-Schule – Betrachtungen, in: Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Denkmale in Mittelsachsen. Geschichte und Gegenwart der Altenhainer Straße in Frankenberg, Freiberg 2020, S. 31 ff.

15 Vgl. https://schuldatenbank.sachsen.de/index.php?id=110&institution_key=4230678.

16 Heinrich (wie Anm. 7), S. 24 f.

17 Marion Rau: Geschichtliche Einführung, in: Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Vom Königlich-Sächsischen Lehrerseminar zum Städtischen Bildungszentrum, Denkmale Landkreis Mittelsachsen, o.O. 2010, S. 9.

Bildungszentrum Frankenberg,
Max-Kästner-Straße, ehemals
Lehrerseminar
Foto: Stadtverwaltung
Frankenberg/Sa.



- 18 Günter Sobotka: Musikinstrumente im Seminar, in: Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Vom Königlich-Sächsischen Lehrerseminar zum Städtischen Bildungszentrum, Denkmale Landkreis Mittelsachsen, o.O. 2010, S. 12.
- 19 Heinrich (wie Anm. 7), S. 29 ff.
- 20 Günter Sobotka: Die Neugründung nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Vom Königlich-Sächsischen Lehrerseminar zum Städtischen Bildungszentrum, Denkmale Landkreis Mittelsachsen, o.O. 2010, S. 17 f.

Wie Kaiser Karl Schulprüfung hält,
Historiengemälde von Georg
Müller-Breslau, 1903/04, Zustand
nach der Restaurierung
Foto: Peter Häfner

teil der Aufnahmeprüfung war. Entsprechend verfügte das Lehrerseminar über eine umfangreiche Ausstattung an Musikinstrumenten, so zum Beispiel eine Orgel der Orgelbauer Gebrüder Jehmlich aus Dresden. Diese Orgel befand sich im Festsaal. Weiterhin befanden sich verschiedene Übungsorgeln in weiteren Unterrichtsräumen. Zudem standen insgesamt zwölf Flügel verschiedener Firmen, eine Musikalienbibliothek und ein großer Fundus an Streichinstrumenten zur Verfügung.¹⁸ Entsprechend des Instrumentenfundus existierte ein Orchester, welches sich wie auch in späterer Zeit großer Beliebtheit in der Frankenberger Bevölkerung erfreute. Der Tagesablauf der Seminaristen war streng durchgetaktet, Fleiß und Disziplin waren die Grundtugenden. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges fand die gute Entwicklung des Lehrerseminars ein jähes Ende. Die Durchführung des Unterrichts wurde im Verlaufe der Kriegsjahre immer schwieriger. Im Jahr 1920 wurde der Schuldirektor Hölzel in den Ruhestand verabschiedet, seine Nachfolge trat Prof. Dr. Reinhard Dietel an. 1922 wurde das Lehrerseminar im Zuge der Umstrukturierung des Schulwesens geschlossen, die Ausbildung von Lehrern erfolgt seitdem an Hochschulen und Universitäten. Im Gebäude wurde eine Oberschule untergebracht. 1924 schuf man mit der oben erwähnten Fusion der städtischen Real-

schule mit der Oberschule die Deutsche Oberschule mit Realschulzug, ihr Leiter war Prof. Dr. Dietel. Mit der Machtergreifung der NSDAP 1933 änderten sich auch die Organisation und der Personalbestand an der Oberschule. Prof. Dr. Dietel wurde 1933 aufgrund von Widersetzungen gegen Anordnungen zum Hissen der Hakenkreuzfahne des Amtes enthoben. Die Lehrinhalte und Schulorganisation wurden ähnlich zu denen der Bürgerschule im nationalsozialistischen Sinne abgeändert. Aufgrund des hohen Lehrermangels wurde ab 1941 im Gebäude des ehemaligen Lehrerseminars eine sog. Lehrerbildungsanstalt eingerichtet, die jedoch aufgrund des Kriegsgeschehens immer schwieriger betrieben werden konnte und Ende 1944 eingestellt wurde. Schon im Mai 1943 musste die Deutsche Oberschule das Gebäude räumen und zog in das Gebäude auf die Humboldtstraße 8. Nach Kriegsende wurde das ehemalige Lehrerseminar zunächst von der Roten Armee besetzt, nach Streitigkeiten zog die Oberschule im April 1947 wieder ein, musste jedoch bereits im Oktober 1947 auf Anordnung des sächsischen Innenministeriums wieder ausziehen. Nach einer Odyssee bei verschiedener Frankenberger Unternehmen kam die Oberschule im Mai 1948 im Gebäude Freiburger Straße 14 (heute Förderschule) unter. Hier legte der bekannte Dramatiker Heiner Müller im Sommer 1948 das Abitur



ab. Aufgrund eines Brands musste das Gebäude jedoch im August 1948 wieder geräumt werden, die Oberschule kam wieder in der Humboldtstraße 8 unter.¹⁹

Im Gebäude des ehemaligen Lehrerseminars wurde auf Anordnung des sächsischen Innenministeriums 1948 eine Landesverwaltungsschule eingerichtet, die bis 1990 Bestand hatte.²⁰ Nach 1990 wurde die Landesverwaltungsschule in eine Sächsische Verwaltungsschule umgewandelt und 1996 geschlossen. Es folgten turbulente Jahre der Nutzung, die letztendlich in einer Zwangsversteigerung durch den Freistaat Sachsen im Jahr 2004 gipfeln sollten. Nun machte die Stadt Frankenberg von ihrem Vorkaufsrecht Gebrauch und brachte das Gebäude in ihrem Besitz.²¹ Es folgten die Renovierungs- und Umbauarbeiten zum heutigen Bildungszentrum mit der städtischen Grundschule „Astrid Lindgren“, der evangelischen Grundschule „St. Katharina“ sowie der KiTa „Pustebume“.

Die Astrid-Lindgren-Grundschule ist eine dreizügige Schule mit 303 Schülerinnen und Schülern, die von 18 Lehrkräften unterrichtet werden.²² Die Schüler können im Ganztagsbereich aus einer Vielzahl an altersgerechten Angeboten auswählen, die von ortsansässigen Dozenten und Kooperationspartnern (u. a. JugendKunstSchule Frankenberg) angeboten werden.

Die evangelische Grundschule „St. Katharina“ befindet sich in freier Trägerschaft eines Vereins. Insgesamt besuchen 165 Schülerinnen und Schüler die zweizügige Schule.²³ Die Schule legt den Schwerpunkt auf die Vermittlung von christlichen Werten im Rahmen des Schulunterrichts.

Das Historiengemälde im Festsaal des Bildungszentrums

Das im Festsaal des Frankenger Bildungszentrums befindliche Historiengemälde „Wie Kaiser Karl Schulprüfung hält“ hat für den Bildungsstandort Frankenberg in mehrfacher Hinsicht eine sinnbildliche und stellvertretende Funktion.

Zunächst muss jedoch auf die im Gemälde dargestellten Inhalte eingegangen werden. Das im Zeitraum von 1903 bis 1904 von Georg Müller-Breslau (1856–1911) geschaffene Wandgemälde stellt in detaillierter Art eine Sage um Kaiser Karl den Großen wieder. Karl der Große war ein kulturell interessierter und gebildeter Herrscher, an seinem Hof fanden sich namhafte zeitgenössische Intellektuelle und Gelehrte wie Alkuin und Einhard. Da Karl der Große auch auf die Bildung seiner Untertanen bedacht war, gründete er eine Hofschule, der Alkuin vorstand. Der Sage nach pflegte Karl der Große einmal die Schüler nach deren Leistungsstand auf seine linke und rechte Seite zu stellen. Die guten Schüler kamen auf die rechte Seite, die schlechten auf die linke.

Diese Sage griff Müller-Breslau im Wandgemälde auf und schmückte diese umfassend aus. Dabei werden die gesellschaftlichen Zustände, Personen und deren Beziehungen untereinander am Kaiserhof dargestellt. So finden sich die Gelehrten des Hofes hinter Karls Frau Luitgard, deren Tugenden in der höfischen Dichtung hoch gelobt wurden. Jedoch findet auch die kirchliche Macht in Form eines Bischofs und dem Kreuz auf dem Gemälde ihren Ausdruck. Einer der beiden dargestellten Mönche führt Karl die guten Schüler zu.²⁴

Das Gemälde hat zunächst eine für seine Entstehungszeit historische Dimension. Mit dem allmählichen Einsetzen der Herausbildung eines nationalen Bewusstseins in den Grenzen des ehemaligen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation im 19. Jahrhundert vollzog sich im Bildungsbürgertum auch eine Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte im Mittelalter. Dabei spielte Karl der Große mit seiner Christianisierung der Sachsen Ende des 8. Jahrhunderts eine wesentliche Rolle. Mit der Gründung des deutschen Kaiserreichs nahm das Bewusstsein und das Hervorheben der deutschen Geschichte weiter an Fahrt auf. Karl der Große wurde als deutscher Herrscher interpretiert, sein Bildungsanspruch wurde für die eigenen Bildungsideale gern als Vergleich herangezogen. Damit ist die zweite Dimension des Gemäldes erreicht, die der örtlich-zeitgenössischen Verortung im Gebäude des Lehrerseminars. Entsprechend des repräsentativen Baus fällt auch das Gemälde groß und würdig aus. Weiterhin sind die Ausgestaltung und die künstlerische Ausführung auf höchstem Niveau. Zusammen mit den leider nicht mehr existenten Lünettenfeldern an den Seitenwänden des Saals greift das Gemälde die Inhalte des Gebäudes auf. Zudem gibt die Darstellung und Gesamtkomposition den Bildungsanspruch der damaligen Zeit am Lehrerseminar wieder. Den Schülern soll in ihrem Streben nach Wissen und Bildung Kaiser Karl ein beispielhaftes Vorbild sein.

Schließlich weist das Gemälde in einer dritten Dimension in die Gegenwart. Bildung und das Streben nach Wissen sind heute wichtiger denn je. In einer von Globalisierung und Vernetzung geprägten Welt auf der einen Seite und immer weiter fortschreitender, wissenschaftlicher Erkenntnisse auf der anderen Seite bedarf es einer umfassenden und guten Bildung von Kindern und Jugendlichen, um im weiteren Lebensverlauf die mannigfaltigen Herausforderungen bestehen zu können. Hier kann Kaiser Karl mit seinem Bildungsanspruch nicht nur für die Schüler, sondern vor allem für die Politik im Großen wie im Kleinen Vorbild sein.

Der Blick in die Weltgeschichte, aber auch in die Frankenger, zeigt, dass die Investition in Bildung immer eine richtige Entscheidung war und auf lange Sicht eine positive Entwicklung in der Bevölkerung hatte.

21 Günter Sobotka: Landesverwaltungsschule nach 1990, in: Landratsamt Mittelsachsen (Hrsg.): Vom Königlich-Sächsischen Lehrerseminar zum Städtischen Bildungszentrum, Denkmale Landkreis Mittelsachsen, o.O. 2010, S. 25 f.

22 Vgl. https://schuldatenbank.sachsen.de/index.php?id=110&institution_key=4211256.

23 Vgl. https://schuldatenbank.sachsen.de/index.php?id=110&institution_key=4212973.

24 Angelica Dülberg: Das monumentale Historiengemälde von Georg Müller-Breslau im ehemaligen Königlich-Sächsischen Lehrerseminar zu Frankenberg, in: Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.): Denkmalpflege in Sachsen. Mitteilungen des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen, Dresden 2020, S. 63 f.

Autor
Burkhardt Fischer
Leiter der JugendKunstSchule
b.fischer@frankenbergsachsen.de



Gewerbe- und Industrie- geschichte der Stadt Frankenberg

Reinhard Jeromin

Matratzenherstellung in der
Fa. M. Steiner & Sohn,
Paradiesbettenfabrik, um 1900
Archiv Dr. Reinhard Jeromin

Frankenberg ist seit dem 19. Jahrhundert ein bedeutender Industriestandort. Es gab dutzende Firmen im Bereich der Textilindustrie, einige in der Metall- und Fahrzeugindustrie, aber auch vieler anderer Industriezweige. Bis ins 20. Jahrhundert wurden immer wieder Unternehmen gegründet, von denen während krisenhafter Zeiten, wie Kriegs- und Nachkriegszeiten, zahlreiche wieder eingingen.

Die Gründung eines Technikums im Jahr 1867 gab wichtige Impulse für die industrielle Entwicklung. Zwischen 1860 und 1890 entstanden zahlreiche Textilfabriken in Frankenberg und verdrängten die bis dahin dominierende handwerkliche Fertigung. Es bestand Bedarf an technisch gebildeten Fachkräften in der sich entwickelnden Industriegesellschaft. In dieser Zeit versuchte Wilhelm Heinrich Uhland mit der Gründung eines Technikums erst in Mittweida und danach in Frankenberg die Vermittlung technischer Bildung zu befördern. Im Jahre 1864 nahm der 24-jährige die ausgeschriebene Stelle als leitender Ingenieur in der Rissmannschen Maschinenfabrik Mittweida an. Seine erfolgreiche Tätigkeit ermutigte ihn zur Eröffnung der Uhlandschen Technischen Lehranstalt am 3. Mai 1865 im Theaterhaus, wo die erste Privatlehranstalt für Maschinentechniker in Deutschland mit dem Unterricht begann. Uhlands Programm umfasste eine vierjährige Ausbildung in drei Maschinenbaukursen und vorherigem Vor-

kurs. 1866 bemühte sich Uhland beim Stadtrat von Mittweida um ein Darlehen von 5.000 Talern für Erweiterungsvorhaben, dessen Ablehnung ihn sehr enttäuschte. Noch im gleichen Jahr erhielt er ein lukratives Angebot des Frankenger Bürgermeisters Meltzer zur Verlegung des Technikums. Am 24. November 1866 beschloss der Stadtrat von Frankenberg einhellig „die Beschaffung der nötigen Vorschußmittel und dessen, was sonst zur Übersiedlung des Technikums von Mittweida nach Frankenberg erforderlich schien“. Der Stadtrat von Frankenberg und vermögende Bürger stellten Uhland mehrere Gebäude an der Altenhainer, sowie der Friedrich- und der Sonnenstraße zur Verfügung und unterstützten ihn finanziell. Da das Mittweidaer Technikum jedoch weiterbestand, wirkten nun in unmittelbarer Nachbarschaft zwei nahezu gleichartige Technika. Beide Institutionen beanspruchten, das Original zu sein und beschuldigten die andere Seite, unrechtmäßige Kopie zu sein. Der Frankenger Versuch war kein Erfolg für Uhland, da sich „nicht einmal ausreichende praktische Ausbildungsmöglichkeiten für die Schüler boten“. Wegen der bevorstehenden Insolvenz stellte das Technikum Frankenberg am 1. Oktober 1878 seine Tätigkeit ein.¹

Eine weitere Chance für wirtschaftliche Ansiedlungen eröffnete sich im Jahr 1869, als nach nur fünfjähriger Planungs- und Bauzeit die neue Bahnlinie Hainichen – Niederwiesa der Öffentlichkeit

1 Jan-Peter Domschke/Hansgeorg Hofmann: Ein Technikum für die Stadt Frankenberg?, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. VI, Leipzig 2018, S. 43-60.

übergeben worden war und damit die Stadt Frankenberg Anschluss an das sächsische Eisenbahnnetz erhielt. Die Strecke dient heute nur noch dem Personenverkehr und wird von der Chemnitz-Bahn befahren. Mit deren hochmodernen Zügen können Fahrgäste bis ins Zentrum von Chemnitz und mit Umsteigen in viele Richtungen dessen Umlandes gelangen.²

Die traditionellen Betriebe, die überwiegend im 19. Jahrhundert entstanden, sind heute bis auf wenige Ausnahmen verschwunden. Einige von ihnen sollen hier vorgestellt werden.

Uhlemann & Lantzsch

Von den zahlreichen in der Stadt ansässigen Textildruckereien existiert nur noch die Fa. Uhlemann & Lantzsch. Im Jahr 1815 gründete der Frankenerberger Zeugweber Gottlob Gärtner eine Fabrik, in der Textilerzeugnisse zusätzlich bedruckt werden konnten. Da Gärtner großen Wert auf eine hohe Qualität der textilen Gewebe legte, konnten durch den Gewinn bereits im Jahr 1834 zwei große Fabrikgebäude für Druckerei und Färberei gebaut werden. Nach dem Kauf einer Dampfmaschine im Jahr 1852 entwickelte sich die Firma bis zum Jahr 1860 zu einem aus verschiedenen Abteilungen bestehenden Unternehmen: Handdruckerei, Maschinendruckerei, Bleicherei, Färberei, Maschinenbauerei, Formenstecherei, Gravieratelier und Appreturanstalten. Nach 1871 konzentrierte sich die Firma auf den profitablen Druck von wollenen Erzeugnissen. Im Jahr 1905 erfolgte der Bau eines neuen Druckereigebäudes, in welchem drei neue Druckmaschinen aufgestellt wurden: für 10-, für 8- und für 6-Farben-Druck. Geschäftsbeziehungen mit den Balkanländern, Ägypten und der Türkei brachten dem Betrieb gute Ergebnisse. In und nach beiden Weltkriegen musste der Betrieb wirtschaftliche Verluste verzeichnen, wobei es aber durch die Tüchtigkeit von Betriebsleitung und Belegschaft beide Male gelang, die Produktion wieder zu stabilisieren. Anfang 1960 wurde eine neue Walzendruckanlage aufgestellt, welche zwei Druckmaschinen aus dem Jahr 1905 ersetzte. Der Betrieb nahm 1962 eine staatliche Beteiligung auf und wurde in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt. Durch weitere staatliche Einlagen verfügten die privaten Komplementäre im Jahr 1971 nur noch über einen Kapitalanteil von 4,5 Prozent. 1972 wurde der Betrieb verstaatlicht und erhielt den Namen „VEB Wirkwarendruck Frankenberg“. In den zwanzig Jahren von 1962 bis 1989 konnten zahlreiche Anlagen erneuert und in völlig neue Technik investiert werden. Allerdings wurde wie in vielen anderen Betrieben versäumt, für die Erhaltung von Gebäuden und Installationen zu sorgen. 1990 konnte das Unternehmen reprivatisiert und in eine GmbH umgewandelt werden. 2016 übertrug die Firma ihr operatives Geschäft auf die Frankenerberger Firma Innorex Merkel & Rau GmbH.³



J. M. Müllers Erben

An die Textildruckerei J. M. Müllers Erben erinnert heute nur noch der funktionslos gewordene Mühlgraben neben der Zschopau. Im Jahr 1827 gründete Johann Michael Müller eine Manufaktur in der Schlachthofstraße 1, in welcher er per Hand wollene, baumwollene und seidene Kopf- und Trachtentücher bedrucken ließ. Später entstand am Fluss eine neue Fabrik, in der gebleicht, gedruckt und gefärbt wurde. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgte das Bedrucken von Regen- und Sonnenschirmstoffen mit Maschinen. In Zeiten großen Bedarfs konnten wöchentlich ca. 30.000 laufende Meter hergestellt werden. Im Ersten Weltkrieg kam das Unternehmen fast völlig zum Erliegen. Nach dem Krieg wurde Möbelstoff bedruckt, bis 1930 hauptsächlich als Lohndruckgeschäft. Zur Realisierung von Eigendruck beschaffte man 1926 eine Reliefdruckmaschine zum Mehrfarbendruck und 1929 eine Tiefdruck-Rouleaux-Druckmaschine zum Acht-Farben-Druck.

Bahnhof Frankenberg, Postkarte, um 1900
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

- 2 Reinhard Jeromin: Anschluß der Stadt Frankenberg an das sächsische Schienennetz, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. II, Leipzig 2014, S. 47-60.
- 3 Reinhard Jeromin: Fa. Uhlemann & Lantzsch, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. V, Leipzig 2017, S.73-94. In den Bänden der Frankenberg-Reihe sind alle den Beiträgen zugrundeliegenden Quellenangaben enthalten.

Firma J. M. Müllers Erben, 1952
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



- 4 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Chemnitz (folgend StA Chemnitz), 30110 Amtsgericht Frankenberg, Nr. 649 und 732; 31558 Deutsche Notenbank, Bezirksdirektion Karl-Marx-Stadt, Nr. 1043; 30044 Amtshauptmannschaft Flöha, Nr. N 442; Stadtarchiv Frankenberg, Nr. 4501.
- 5 Die Herausgeber danken Christa Frohburg, Ururenkelin von Carl Gottlob Roßberg und Druckereieinhaber von 1992 bis 2018, für die Informationen zur Druckerpresse.

Dafür eigneten sich besonders kunstseidene und baumwollene Gewebe. Der ständige Ausbau der Produktion ermöglichte Lieferungen in die nordischen Staaten, Lettland, Litauen, Bulgarien, Österreich und in die Türkei. Ab dem Jahr 1933 unterlag die Firma den Einfuhrbeschränkungen für die Textilindustrie und des Vier-Jahres-Planes der Nationalsozialisten. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges erfolgte die Stilllegung des Betriebes durch das Regime als „nicht kriegswichtig“. Nach dem Krieg begann ein langsamer Wiederaufbau unter schwierigsten Bedingungen. Als die Belegschaft im Jahr 1952 das 125-jährige Firmenjubiläum begehen konnte, arbeitete der Betrieb mit voller Kraft. 1959 mussten die Inhaber einer staatlichen Beteiligung zustimmen. 1972 erfolgte die Umwandlung in einen VEB. 1990 liquidierte die Treuhandanstalt den Betrieb.⁴

Druckerei C. G. Roßberg

Auch die von Carl Gottlob Roßberg gegründete Druckerei C. G. Roßberg ist bereits Geschichte. Im Jahr 1841 bewarb sich der aus Merkwitz bei Oschatz stammende C. G. Roßberg um eine Konzession für den Betrieb einer Buchdruckerei und zur Herausgabe eines Wochenblattes. Am 26. Februar 1842 erschien die erste Nummer des „Intelligenz- und Wochenblatt für Frankenberg mit Sachsenburg und Umgegend“ in einer Auflage von 300 Stück. Im Jahr 1845 bekam C. G. Roßberg die Gelegenheit, sich an einer für die Zukunft der Papier- und Druckindustrie bedeutsamen Erfindung zu beteiligen. Der Hainicher Weber und Blattbinder Friedrich Gottlob Keller erfand aus Holzschliff hergestelltes bedruckbares Papier, auf dem am

11. Oktober 1845 in Frankenberg die weltweit erste Zeitung gedruckt wurde. Benutzt wurde dafür eine Druckerpresse, die wohl in der Mitte des 18. Jahrhunderts gebaut worden war.⁵ Carl Gottlob Roßberg hatte sie gebraucht von der Firma F. A. Brockhaus aus Leipzig übernommen. Der Anachronismus, dass das technisch modernste Papier auf einer technisch längst überholten Druckpresse erstmals zu Anwendung kam, hat Friedrich Gottlob Keller in einem an Carl Gottlob Roßbergs Sohn gerichteten Brief 1892 bestätigt.

1854 wurde die Holzpresse durch eine eiserne Kniehebelpresse der Firma Alf aus Leipzig ersetzt. Dank der Weitsicht und Sorgfalt vergangener Familiengenerationen blieb die „Roßberg-Presse“ im Familienbesitz erhalten. Am 1. Oktober 1985 wurde die Presse zum technischen Denkmal erklärt. Nach dem Willen der Roßberg-Nachkommen sollte die historische „Roßberg-Presse“ auch nach der Schließung der traditionellen Druckerei C. G. Roßberg im Jahr 2018 in Frankenberg verbleiben. Heute befinden sich die „Roßberg-Presse“, der bereits erwähnte Brief Friedrich Gottlob Kellers sowie weitere Exponate der Firma C. G. Roßberg im Erlebnismuseum „ZeitWerkStadt“ der Stadt Frankenberg/Sa.

Die Eigentümer der Druckerei bemühten sich ständig um eine technische Weiterentwicklung: von der hölzernen Handdruckpresse, wie sie in Aufbau und Funktion seit Gutenbergs Zeiten bis zum 18. Jahrhundert fast unverändert geblieben war, über Schnellpressen und Setzmaschinen in den Jahren 1863 und 1916 zu Rotationsdruckmaschinen im Jahr 1918. Im Jahr 1938 begleitete das Tageblatt die 750-Jahrfeier der Stadt Frankenberg mit einer mehrseitigen Festaussage. Das Ende des Zweiten Weltkriegs mit der bedingungslosen Kapitulation brachte auch das Ende aller in Deutschland herausgegebenen Zeitungen. Die neuen Machthaber verfügten die Schließung der

links: Buchdruckerei C. G. Roßberg am Markt 8 in Frankenberg, um 1930
Archiv Christa Frohburg



rechts: Druckerpresse, Mitte 18. Jahrhundert, seit 1842 bei C. G. Roßberg in Gebrauch, später museal aufbewahrt
Archiv Christa Frohburg





Druckerei, welche erst 1947 den Betrieb wieder aufnehmen konnte. Für alle Druckerzeugnisse, ja selbst für den Druck von simplen Einladungen, musste nun eine Genehmigung von der zuständigen staatlichen Stelle beim Rat des Kreises eingeholt werden.

Die Modernisierung des Betriebes setzte sich auch in den 1960er Jahren fort. 1961 wurden ein Tiegeldruckautomat Auto-Dux im Format A3, 1967 eine weitere Setzmaschine Typograph UB und 1968 eine verbesserte Version der von Ottmar Mergenthaler bereits im Jahr 1884 erfundenen Linotype-Setzmaschine, sowie ein Zylinder-Druckautomat MAN-POLY angeschafft. Im Jahr 1987 konnte ein fabrikneuer Tiegeldruckautomat Grafopress GPE, dem 1989 und 1990 zwei weitere folgten, und dazu zwei Offsetdruckmaschinen Romajor erworben werden. Seit 1992 hielt ständig modernste Technik entsprechend der technischen Weiterentwicklung in der polygrafischen Industrie Einzug. Da die Räumlichkeiten am traditionellen Standort nicht mehr ausreichten, fiel im Jahr 1999 die Entscheidung zum Bau eines neuen Firmengebäudes am Gewerbering. Dank weiterer neuer Technik (Offsetdruckmaschine MAN Roland, buchbinderische Weiterverarbeitung, Software und Computer für Satz, Verwaltung und Digitaldruck) konnten Kundenkreis und Druckvolumen stetig ausgebaut werden. Leider spielte das im Wettbewerb mit dem Internet kei-

ne Rolle mehr. Da große Konzerne den Markt beherrschen, sind viele kleine Druckereien einem gnadenlosen Konkurrenzkampf ausgesetzt. Eine Übergabe an die sechste Familiengeneration ergab sich unter diesen Bedingungen daher nicht. Am 28. Februar 2018 wurde der letzte Auftrag auf der MAN Roland-Druckmaschine gedruckt.⁶

Zigarrenhersteller

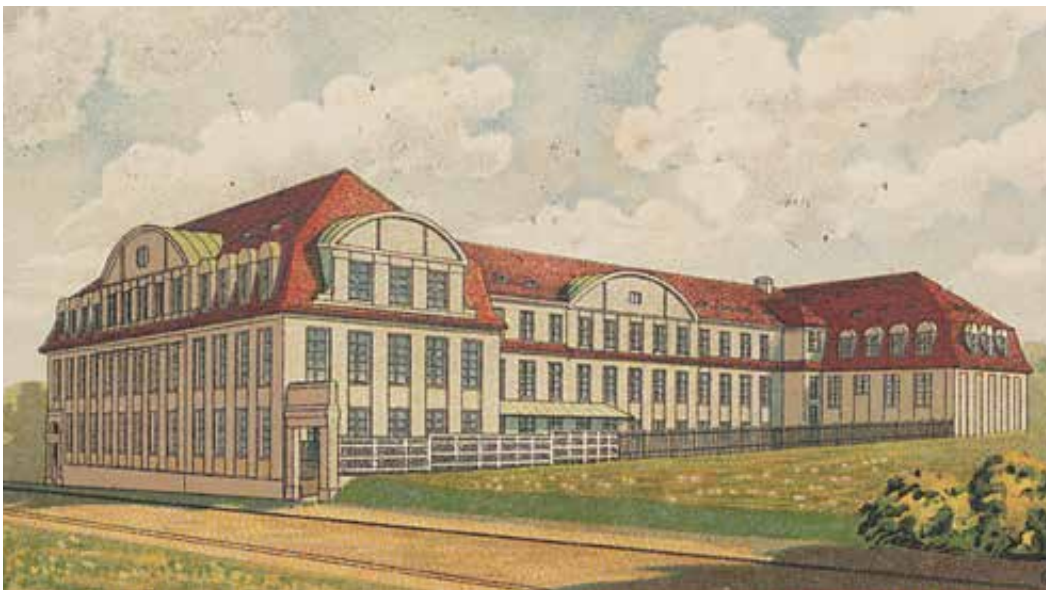
Über einen Zeitraum von rund 130 Jahren gab die Produktion von Zigarren einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung Lohn und Brot. Dabei konnte dieses Gewerbe von einer einzelnen Person mit oder ohne Unterstützung durch Familienangehörige oder in Klein- und Kleinstbetrieben von einer Handvoll bis zu einigen Dutzend Mitarbeitern ausgeübt werden. Die meisten dieser Unternehmen gingen in Krisenzeiten wieder ein, wobei sich einige wenige zu Firmen mit mehreren Hundert Beschäftigten entwickelten.

Ebenfalls im Jahr 1842 wurde in Frankenberg die Fa. Gebrüder Richter gegründet, welche später unter Richter & Schieck sowie Schieck & Sohn firmierte. Dieses erfolgreiche Vorbild regte nur sieben Jahre später zur Gründung der Fa. Eckhardt & Irmscher an, welche sich 1928 als Fa. Hermann Hunger in Liquidation befand.⁷ In all den Jahren versuchten immer wieder Einzelakteure ihr Glück, wie z. B. im Jahr 1919 der Gründer der Fa. Alfred Haubold, Frankener Tabak- und Zigarrenmanufaktur, der 1932 aufgab. Ein erneuter Versuch wurde durch den nächsten Krieg beendet.⁸ Im Jahr 1900 errichtete die Tabakarbeiter-Genossenschaft eine Fabrik mit ca. 200 Arbeitern, welche bis 1934 Zigarren produzierte. 1916 gab es 29 Produktionsstätten mit 1.601 Arbeitern. 1934 war die Anzahl der Betriebe auf neun gesunken, doch arbeiteten dort immerhin noch 1.274 Beschäftigte.⁹

Zwei Firmen verdienen auf Grund ihrer langen Existenz und ihres gemeinsamen Schicksals besondere Erwähnung. Im Jahr 1853 wurde von

Robert Knöchel und Inhaber Johannes Roßberg an Setzmaschinen, um 1975
Archiv Christa Frohburg

- 6 Stadtarchiv Frankenberg, Bsc/52, 150 Jahre C. G. Roßberg, Frankenberg/Sa. 1992, S. 3 ff.
- 7 Ernst Roßberg (sen.), Die Einführung der Zigarrenindustrie in Frankenberg, in: Heimat II (1923), S. 20-24.
- 8 StA Chemnitz, 30110 Amtsgericht Frankenberg, Nr. 0664, unfol.
- 9 Max Kästner: Frankener Heimatbuch, Frankenberg 1938, S. 219ff.



Zigarrenfabrik Frankenberg der Großeinkaufs-Gesellschaft Deutscher Consumvereine mbH, Ansicht, um 1910
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

- 10 StA Chemnitz, 30110 Amtsgericht Frankenberg, Nr. 689, fol. 1a und unfol.
 11 StA Chemnitz 30110 Amtsgericht Frankenberg, Nr. 634, fol. 1a+b, unfol.

Heinrich Ernst Wacker ein Kolonialwarengeschäft mit Zigarrenproduktion eröffnet, 1862 eine ausschließlich Zigarren produzierende Firma mit Sitz am Markt gegründet. Unter den in der DDR herrschenden Bedingungen musste die Firma im Jahr 1959 eine staatliche Beteiligung in Form einer Kommanditgesellschaft akzeptieren. 1964 trat der VEB Elektro-Feinmechanik Mittweida als Komplementär in die Gesellschaft ein, womit die Zigarrenproduktion endete.¹⁰ Im Jahr 1877 hatten Frankenger Kaufleute unter dem Namen Buchheim & Richter eine Zigarrenfabrik eröffnet. Auch diese Firma musste im Jahr 1959 eine staatliche Beteiligung annehmen, die ab 1960 an den VEB Leisniger Zigarrenfabriken ging. Dieser übertrug 1969 seinen Anteil an den VEB Vereinigte Hausschuhwerke Hartha, wodurch in Frankenberg die Zigarrenproduktion endete.¹¹

Anzeige für Steiners Paradies-
betten, um 1930
Archiv Dr. Reinhard Jeromin

MESSING-COUCH-BETTEN

STEINERS
Paradiesbetten

Nr. 841
Rein Messingrohr 30 mm □, geschlossene Bügel, im Kopfteil 3, im Fußteil 2 Querstäbe (ohne Verkleid.)
Höhen: L 28, F 40, K 60 cm
90/190, 90/190, 100/200 cm

Nr. 450 ges. gesch.
Rein Messingrohr 30 mm □, geschweißtes Kopfteil mit senkrechten Flach-Messingstäben, gerader Fußteil, oberer Balken 38/18 mm
Höhen: L 28, F 42, K 60 cm
90/190 cm

Nr. 450 F ges. gesch.
wie var., jedoch mit acht horizontalen und vertikalen Füllungen im Fußteil

Nr. 453 ges. gesch.
Rein Messingrohr 30 mm □, beide Haupter geschwält, mit senkrechten Stäben aus Flach-Messing, oberer Balken 38/18 mm □
Höhen: L 28, F 68, K 60 cm
90/190 cm

Nr. 452 ges. gesch.
Geschwält, doppelseitig verkleidete Sperrholz-Haupter (je zwei Stück), deren Kanten durch Flach-Messing 35/8 mm umrandet werden, Unterkante der Füllung gerundet, Fülle rein Messingrohr 40 mm □
Höhen: L 28, F 50, K 60 cm
90/190 cm




Abbruch der LISEMA-Gebäude,
2017
Foto: Dr. Reinhard Jeromin

M. Steiner & Sohn, später LISEMA

Einstmals weltbekannt: M. Steiner & Sohn, Paradiesbettenfabrik, später VEB LISEMA Frankenberg und zuletzt Lisema GmbH. Im Jahr 1847 eröffnete Ernst Moritz Steiner in der Freiburger Straße 3 ein Strumpfwirkergeschäft mit fünf Angestellten. Mit dem Eintritt seines Sohnes Ernst Ottomar Steiner in die Firma erhielt diese nicht nur einen tatkräftigen Mitarbeiter, sondern einen visionären Kopf. 1874 meldeten Vater und Sohn Steiner eine Fließ-, Wollen- und Steppdeckenfabrik unter der Fa. M. Steiner & Sohn an. Nachdem 1875 die Produktion von Steppdecken mit Wollwatte aufgenommen worden war, kreierte Ottomar Steiner besondere Steppdeckenarten und -stickereien, Bezugs- und Füllstoffe, Fuß- und Rückenissen, Schlummerpuffs, Kinderwagendecken, Nadelkissen und Stofftiere, wobei nun bereits zwölf Mitarbeiter für die Firma tätig waren. Im Jahr 1886 kauften die Inhaber ein Grundstück in Gunnersdorf und errichteten im Jahr darauf das erste an der Chemnitzer Straße stehende Fabrik- und Kontorgebäude. Ottomar Steiner hatte die Idee, durch Verwendung von atmungsaktiven Textilien Schimmel und Fäulnis im Bettenmaterial zu verhindern. Anstelle von Kattun, Wollstoff und Federn wurde nun der schmiegsame, dehnbare und poröse Trikotstoff in Kombination mit Krempelwolle verwendet. Ein dieses Vorhaben unterstützendes Untergestell fand man in der Verwendung von Metallbetten. Im Jahr 1897 beschäftigte die Firma bereits 90 männliche und 160 weibliche Arbeiter. 1905 erfolgte die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft mit einem Grundkapital von 810.000 Mark. Filialen der Firma bestanden in Basel, Berlin, Dresden, Hamburg, Köln, Leipzig, München und Zürich. Im 75. Jahr der Firma waren neben Direktor Nendel 600 Personen beschäftigt.

Weil ab 1933 Importe von Rohstoffen nur noch unter dem Aspekt der Kriegsvorbereitung erfolgten, trafen die stringenden Maßnahmen auch die Paradiesbettenfabrik. Da die Firma ab dem Jahr 1936 keinen Kredit zum Einkauf von Rohstoffen erhielt, mussten nun Rüstungsgüter produziert werden. Bis dem Ende des Krieges waren direkte Kriegsschäden in der Firma nicht entstanden, infolge der 1945 durchgeführten Demontage betrugen sie 85 Prozent. 1948 erfolgte die Umwandlung in den VEB LISEMA, wobei die Abkürzung für Liegen – Sessel – Matratzen steht. 1952 wurde die Produktion von Metallbetten eingestellt, die von Auflagen erhöht und die von Polstermöbeln aufgenommen, später verstärkt Polstermöbel und Matratzen gefertigt. Grundlage dafür war die Anschaffung einer neuentwickelten Taktstraße. In den Jahren von 1970 bis 1980 wurde die Produktion von Möbeln verdoppelt, der Export in die nichtsozialistischen Länder verfünffacht. Polstermöbel aus der DDR kosteten in westdeutschen Geschäften nur die Hälfte des dortigen Gestehungspreises. Infolge der demokratischen Umwälzung in der DDR konnte am 1.4.1990 die Lisema GmbH Frankenberg gegründet werden, wel-

che am 1.7.1992 privatisiert wurde. Neuer Eigentümer war die Firma Poly Products L.L.C. mit Sitz in Muscat im Sultanat Oman. Sie verpflichtete sich zu Investitionen in Millionenhöhe und zur Sicherung der Arbeitsplätze und übernahm infolge fehlerhafter Beratung Altschulden des Betriebes in Höhe von vier Millionen DM. Im September des Jahres 1993 begann auf dem Werksgelände der Bau der neuen Halle, welche bereits im Mai 1994 fertiggestellt worden war. Doch alle Hoffnungen auf einen wirtschaftlichen Bestand des Betriebes zerschlugen sich, denn die Altschulden holten das junge Unternehmen ein. Am 4. Juli 1995 erfolgte die Sequestrierung des Betriebes und am 22. Dezember 1995 die Einstellung der Produktion. Im Jahr 2016 genehmigte die Landesdirektion Chemnitz den Abbruch des Kulturdenkmals „Fabrikations- und Kontorgebäude der ehemaligen Paradiesbettenfabrik M. Steiner & Sohn (LISEMA)“. Dieser erfolgte 2017.¹²

Hofmann & Lohr

Die Firma Hofmann & Lohr war die bedeutendste Frankenerger Teppichweberei. Im Jahr 1874 gründeten Karl August Hofmann und Karl Robert Lohr die nach ihnen benannte Frankenerger Firma an der Freiburger Straße/Ecke August-Bebel-Straße. Zu Beginn wurden Halstücher in Seide und Wolle hergestellt, die überall guten Absatz fanden. Bereits 1878 machte sich eine Erweiterung des Betriebes erforderlich, da eine Produktion von Chenille-Erzeugnissen, wie Portieren und Decken, lohnend erschien. Von 1883 bis 1897 wurde der Betrieb schon wieder vergrößert, um die für Frankenberg neuartige Herstellung von Axminster-Teppichen zu ermöglichen. Die weitere wirtschaftliche Entwicklung des Betriebes vollzog sich rasch. Im Jahr 1891 erfolgte die Aufstellung von mechanischen Webstühlen im ersten Stock des bis dahin errichteten Fabrikgebäudes. 1896 wurde eine Dampfmaschine mit zwei Kesseln, welche die Energie zum Antrieb der Webstühle lieferte, aufgestellt. In den Jahren vor der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert produzierten rund 125 Arbeiter und Arbeiterinnen in den Gebäuden, sowie rund 80 Arbeitskräfte außerhalb der Fabrik. Die Firma besaß neben dem Standort Berlin zwei weitere Niederlassungen in London und Manchester. Portieren aus Chenille und Wolle, Chenille-Decken, sowie Axminster-Teppiche und -Vorleger wurden nicht nur in Deutschland verkauft, sondern auch nach England, Dänemark, Norwegen, Schweden, Holland, Belgien, in die Schweiz, nach Chile, Indien, China und Australien geliefert. Der Erste Weltkrieg unterbrach jedoch die gute Entwicklung des Betriebes. Wegen Materialmangels standen alle 45 Webstühle still. Erst mit Beginn der 1930er Jahre konnte wieder produziert werden, da sich die Weltkonjunktur erholte und die Nachfrage nach Axminster-Teppichen anstieg. Ab Mitte 1933 bis Ende 1936 produzierte der Betrieb wegen Mangels an Devisen nicht. Ein bescheidener Aufschwung ab 1937 war wiederum nicht von langer Dauer. Mit dem Beginn des



Hofmann & Lohr in Frankenberg, Schaubild, um 1890
Archiv Dr. Reinhard Jeromin

Zweiten Weltkrieges stagnierte die Bereitstellung von Wolle wieder. Zum Ende des Jahres 1941 wurde der Betrieb zwangsweise stillgelegt. Erst im Jahr 1946 konnte der Betrieb wieder selbständig arbeiten. Zu diesem Zeitpunkt begann die regelmäßige Produktion mit Grobgarn-Läufern, welche sich als gewinnbringend erwies. Nach der Gründung der DDR mussten nun 80 Prozent des Gewinns an den Staat abgeführt werden. Damit konnte der Betrieb kein Stammkapital bilden und musste ständig einen Kontokorrentkredit aufnehmen. Aus diesem Grund waren auch keine neuen Investitionen möglich. Im Jahr 1972 wurden von der Regierung der DDR die noch vorhandenen privaten Betriebe und die mit staatlicher Beteiligung verstaatlicht. Im gleichen Jahr wurde der Betrieb vom VEB Teppichweberei Frankenberg übernommen. Gegen Ende des Jahr 2011 wurden die Gebäude von der Stadtverwaltung unter dem Vorwand der Baufälligkeit abgebrochen, so dass heute nichts mehr an die traditionsreiche Firma erinnert.¹³

Leder- und Pickerfabrik Ferd. Liebschner & Sohn

Die im Jahr 1874 durch Ferdinand Liebschner in Gunnersdorf bei Frankenberg gegründete Leder- und Pickerfabrik Ferd. Liebschner & Sohn entwickelte sich schnell zu einem weithin bekannten und bedeutsamen Unternehmen. Die Firma betrieb neben der Gerberei die Fabrikation von Pickern, einem Textilmaschinenzubehör aus Leder und Kunststoff. Da sich das Unternehmen überaus gut entwickelte, begann noch vor dem Ersten Weltkrieg der Bau weiterer Produktionsgebäude. Zwar überstand die Firma die Kriegsjahre, doch durch die galoppierende Geldentwertung in den Nachkriegsjahren verloren Firma und Eigentümer ihre Barmittel. Die Inflation des Jahres 1923 dürfte die finanzielle Situation des Betriebes weiter verschärft haben. Erfolgte im Jahr 1926 nur der Bau

12 Reinhard Jeromin: M. Steiner & Sohn, Paradiesbettenfabrik – VEB und GmbH Lisema, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. VII, Leipzig 2019, S. 21-52.

13 Anne-Marie Starke: Firma Hofmann & Lohr, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. III, Leipzig 2015, S. 11-24.



Prospekt der Leder- und
Pickerfabrik Ferd. Liebschner
& Sohn, nach 1930
Archiv Dr. Reinhard Jeromin

eines Chemikalienlagers, wurde im folgenden Jahr die Firma beträchtlich erweitert. Ab Anfang der 1930er Jahre bestanden umfangreiche Geschäftsbeziehungen: Importiert wurden Büffelhäute aus China, Niederländisch-Indien und Indien; exportiert wurden Lederprodukte in die Schweiz und Österreich, nach Holland, Schweden und andere Staaten.

Die Machthaber des nach dem Krieg neugegründeten Staates DDR erkannten schnell die immense Bedeutung des Betriebes für die aufzubauende Volkswirtschaft der DDR. Bei einer im Jahr 1953 durchgeführten Betriebsprüfung dieses privaten Unternehmens wurde festgestellt, „daß die Firma Liebschner & Sohn als einzige ihrer Art in der DDR existiert und ihr eine große volkswirtschaftliche Bedeutung beizumessen ist“. Die Firma produzierte ausschließlich Spezialartikel: Treibriemenleder in besonderer Gerbung, Manschettenleder, Dichtungsleder, sämtliche Zubehörteile aus Leder bzw. Rohhaut für mechanische Webstühle. Folgerichtig drängte der Staat ab dem Jahr 1961 finanziell in den Betrieb. In den nächsten zehn Jahren verfügten Alfred und Käthe Liebschner immer über eine Anteilsmehrheit, was dem kaufmännischen Geschick Alfred Liebschner zu verdanken war. Praktisch im Handstreich erhöhte der staatliche Gesellschafter am 1971 seine Einlage durch Bareinzahlung von 20.000 Mark der DDR, womit er die Anteilsmehrheit an der Firma erreichte. Gleichzeitig wurden die Inhaber aus ihrer eigenen Firma verdrängt. Seit 1972 nannte sich der Betrieb „VEB Leder- u. Pickerfabrik Frankenberg“. Mit Einführung der D-Mark in der noch bestehenden DDR am 1. Juli 1990 wurde der Betrieb den Bedingungen des freien Marktes ausgesetzt, was nach kurzer Zeit zur Einstellung der Produktion führte. In der Folgezeit wurden die Gebäude abgerissen und die Flächen renaturiert.¹⁴

14 Reinhard Jeromin: Leder- und Pickerfabrik Ferd. Liebschner & Sohn, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. VI, Leipzig 2018, S. 61-78.

Sächs. Walzen-Gravieranstalt August Dippmann & Co. KG

Graveur-Handwerker Friedrich August Dippmann begründete 1890 im Alter von 22 Jahren in der Frankenger Leopoldstraße 4 einen Handwerksbetrieb zur Herstellung von Walzen und Gravuren für Druck und Prägung. Im Jahr 1904 zog die Firma in ein neu erbautes Firmengebäude in der heutigen Max-Kästner-Straße 17 um. Nur vier Jahre nach der Verlegung des Betriebes auf das neue Gelände waren in der Firma bereits 25 Arbeiter beschäftigt. August Dippmann hatte die Zeichen der Zeit mit einer sich rasant entwickelnden Gesamtwirtschaft erkannt. Ab 1908 firmierte der Betrieb nun als Sächs. Walzen-Gravieranstalt August Dippmann & Co. KG. Obwohl am Ende des Ersten Weltkriegs die wirtschaftlichen Folgen in Land und Gesellschaft gravierend waren, gelang es August Dippmann, schnell wieder im zivilen Sektor der Wirtschaft Fuß zu fassen. Die Produkte der Firma waren nicht nur im Inland gefragt, sondern auch im Ausland. Spätestens nach der Überwindung der Weltwirtschaftskrise im Jahr 1929 exportierte die Firma auch nach Japan, denn im Jahr 1931 ist ein Briefverkehr mit der Maschinenvertretung L. Leybold in Tokio dokumentiert. Auf diese Weise erwarben sich Frankenger und andere sächsische Maschinen durch ihre Qualität weltweit einen guten Ruf. Durch die Spezifik der Produktion bildete die Firma ihre Fachkräfte stets selbst aus. Diese blieben nach Beendigung der Lehrzeit sehr oft bis zum Eintritt in das Rentenalter in der Firma tätig. Auf Grund der Einzigartigkeit des Betriebes in der DDR, ja sogar im ganzen ehemaligen Einflussbereich der Sowjetunion, hatten die damaligen Machthaber größtes Interesse, den Betrieb unter staatliche Kontrolle zu bringen. Als ein dafür probates Mittel diente der Vorwurf der Wirtschaftskriminalität gegen den Betriebsleiter, welcher an den Folgen der Haft im Gefängnis in Bautzen starb, und den Kaufmännischen Leiter. Infolge dieser Willkürjustiz wurde der Betrieb 1952 als VEB Walzengravierwerk Frankenberg in das „Eigentum des Volkes“ überführt. Die steigende Nachfrage nach Gravur-Erzeugnissen in den osteuropäischen Staaten machte eine grundlegende Erweiterung des Betriebes notwendig. 1955 begann der Bau des neuen Produktionsgebäudes und des Sozialtrakts, sowie des Verwaltungsgebäudes, welche wenige Jahre später fertiggestellt wurden. Ab 1959 präsentierte das Werk jährlich sein Produktionsprogramm für alle Zweige der Textil-, Tapeten-, Papier- und Kunststoffindustrie auf der Leipziger Messe. Mit den Produkten konnten 20 Industriezweige der DDR und Firmen in vielen Ländern Osteuropas beliefert werden. Im Jahr 1986 waren im Betrieb 285 Mitarbeiter beschäftigt, welche eine Jahresproduktion von 27,8 Millionen Mark erwirtschafteten. Durch den Einsatz der Produkte in vielen Branchen vervielfältigte sich der finanzielle Effekt.

Am 23. Juni 1990 wurde der VEB Walzengravierwerk Frankenberg in die Sächsische Walzengravur GmbH umgewandelt. Am 11. Januar 1991 erfolgte die Privatisierung durch die Erbgemeinschaft der Familien



Sächs. Walzen-Gravieranstalt
August Dippmann & Co. KG, um 1935
Archiv Sächsische Walzengravur GmbH



links: VEB Walzengravierwerk
Frankenberg, Neubau, 1960
Archiv Sächsische Walzengravur GmbH

Meissner und Rau einerseits und der Janoschka GmbH & Co. KG Kippenheim andererseits. Viele Millionen DM waren notwendig, um die volle Wettbewerbsfähigkeit des Unternehmens herzustellen bzw. zu erhalten. Die Firma erschloss sich mit Hilfe neuer Produktgruppen neue Geschäftsfelder, womit Exportverbindungen zu über 30 Ländern entstanden.¹⁵

Kunze & Sohn

1896 eröffnete Stellmacher Ernst Emil Kunze eine Stellmacher-Werkstatt in der Frankenger Mühlenstraße 9, nachdem er seinen Beruf in Dresden bei einem „Hofchaisenbauer“ erlernt hatte. Noch in diesem Jahr erwarb Emil Kunze das Grundstück Fabrikstraße 5. In den Jahren nach der Jahrhundertwende florierte die Firma, wie deren Umsatz und Staatsanleihen des Eigentümers belegen. Zwar gelang es nach dem Ersten Weltkrieg, die Produktion der Firma zu sichern, jedoch verschlechterten sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen rapide. Viele Rechnungsbeträge gingen nicht ein, womit die Außenstände schwindelerregende Höhen erreichten. Nach der Krise konnte die Herstellung größerer Wagen in das Programm aufgenommen werden. Motorisierte Transportfahrzeuge sowie Möbel-, Verkaufs- und Wohnwagen stellten bald das besondere Kennzeichen der Firma Kunze & Sohn dar. Die Fahrzeuge wurden an Firmen in Chemnitz, Dessau, Köln, Leipzig, Metz, Trier und anderen deutschen Städten geliefert. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs musste die kleine Firma schwere Zeiten überstehen. Niedrige Tarife für die Holzverarbeitende Branche, Materialmangel und Konkurrenz durch die industrielle Produktion in den VEB-Betrieben erschwerten die Produktion. Herstellung und Reparatur von hauptsächlich hölzernen Fahrzeugen dauerten bis in die 1950er Jahre an, mussten aber nach und nach dem sich entwickelnden Metallleichtbau weichen.

Auch in den wirtschaftlich schwierigen Jahren der DDR-Zeit wurde neue Betätigungsfelder gesucht und gefunden. Ab dem Jahr 1968 fungierte die Firma als Vertragspartner des VEB Feuerwehrgerätefabrik Luckenwalde und des VEB Spezialfahrzeugbau Löbau. Damit hatten nunmehr acht Mitarbeiter alle Hände voll zu tun, um Grundinstandsetzungen, Reparatur- und Wartungsarbeiten an hölzernen und metallischen Dreh- und Anhängeleitern zu erledigen. Auf diesem Sektor entwickelte sich der Betrieb zur führenden Reparaturwerkstatt in der DDR.

Durch die Besteuerung in der DDR hatte die Firma keinen Kapitalstock anlegen können. Zudem wurden mit der Währungsunion mit der Bundesrepublik Deutschland am 1. Juli 1990 alle Kontostände halbiert. Um den Bestand der Firma sichern zu können, mussten dringend neue Arbeitsbereiche gefunden werden. 1991 erweiterte die Firma ihr Spektrum mit der Instandsetzung und Prüfung von Drehleitern und Löschfahrzeugen des Feuerlöschgerätekwerks Luckenwalde. Damit war die Firma nach der Wiedervereinigung die einzige im südlichen und mittleren Teil der neuen Bundesländer, die Drehleitern in-



Kunze & Sohn, Aufbau eines
Möbelwagens, um 1910
Archiv Dr. Reinhard Jeromin

standsetzte. Im Jahr 1993 gelang es, die Firma als Vertragswerkstatt für den führenden Feuerwehrgerätehersteller Metz in Karlsruhe zu etablieren. Die Firma Kunze & Sohn verfügt u. a. über zwei komplett ausgestattete Servicemobile für die Reparaturen an Feuerwehren. Bei größeren Reparaturen und damit Ausfall von Leiterfahrzeugen stehen sieben Ersatzfahrzeuge zur Verfügung.¹⁶

Metallwerke Frankenberg GmbH

Im Jahr 1923 gründeten die Ingenieure Jørgen Skafte Rasmussen und Richard Blau aus Zschopau sowie Paul Figura aus Frankenberg in der heutigen „Wettiner Ka-

15 Zur Firmengeschichte der letzten Jahre vgl. Beitrag „Pioniergeist“ in diesem Heft.

16 Ekkehard Weber: Fa. Kunze und Sohn, in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. IV, Leipzig 2016, S. 59-72.

Restaurierte Framo-Fahrzeuge:
LT-Dreirad und Pkw FP 200
Foto: Jürgen Rehm



17 Stadtarchiv Frankenberg, Jürgen Rehm/Heinz Schmieder: Metallwerke Frankenberg GmbH – FRAMO- und VEB Barkas Frankenberg, Historisch-Technische Datensammlung, Kasten 5, Nr. 42, S. 2-7.

serne“ die Metallwerke Frankenberg GmbH Frankenberg/Sa. zunächst ausschließlich als Zulieferfirma für die Motorenwerke J. S. Rasmussen Zschopau mit 30 Mitarbeitern. Da die Produktionspalette überwiegend Motorenteile enthielt, wurden die Erzeugnisse unter der Firmenbezeichnung Framo (Frankenberger Motorenwerke) angeboten. Die Firma entwickelte sich außerordentlich erfolgreich, so dass bereits im nächsten Jahr weitere Gebäude der ehemaligen Kaserne als Produktionsräume benötigt wurden. Im 1926 wurde im DKW-Werk Zschopau ein leichtes Transportdreirad mit der Typbezeichnung TV entwickelt. Dessen Produktion erfolgte bei Framo in Frankenberg. Der größte Teil der erweiterten Produktionsfläche diente somit der Herstellung des Transportdreirades, das technisch unkompliziert und robust aufgebaut war und sich durch niedrige Unterhaltungskosten und hohe Zuverlässigkeit auszeichnete. Ab 1931 wurden nur noch LT-Dreiräder in verschiedenen Ausführungen wie Pritschenwagen mit und ohne Verdeck oder als geschlossener Kastenwagen produziert. Dazu gesellte sich ab 1932 die Produktion des Pkw FP 200 bzw. FP 300 „Stromer“. Durch die politischen Veränderungen mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten unter Hitler und die damit verbundenen Kriegsvorbereitungen wurde Framo gezwungen, die ehemalige Kaserne in Frankenberg zu räumen. Man fand ein für das Weiterbestehen der Firma geeignetes Gelände einer ehemaligen Wollhaarkämmerei und Spinnerei im nahegelegenen Hainichen. Der Umzug war im Dezember 1933 abgeschlossen.¹⁷

Walter Hunger Fahrzeugwerke, VEB Fahrzeughydraulik Frankenberg und VEB Barkas-Werke

Die Walter Hunger Fahrzeugwerke stellten eine Besonderheit dar, wurde doch diese für den Ort Frankenberg und die damalige DDR bedeutende Firma nicht etwa aus einem bestehenden privaten Unternehmen heraus entwickelt, sondern entstand durch die unternehmerische Tätigkeit des Firmengründers aus einer einfachen Dorfschmiede.

Bereits 1946 entwickelte und baute Schmiedemeister Walter Hunger neben den alltäglichen Reparaturen aus dem Schrott des Krieges ein erstes technisiertes Produkt, das zu einem Verkaufserfolg wurde: gummibereifte Anhänger für Landwirtschaft und Transportbetriebe. Zwei Jahre später gelang ihm der Bau eines aus den Teilen von Kraftfahrzeug- und Panzerwracks montierten Lastzuges. Um die Entladung der Fahrzeuge zu

erleichtern, konstruierte Hunger aus Federbeinen von Flugzeugwracks einen Kippmechanismus für diesen und weitere Anhänger. Wegen des großen Bedarfs begann er ab 1948 in der Schmiede in Gunnersdorf mit der Fertigung eigener Hydraulikzylinder für die Kippfahrzeuge. 1950 entstand die Firma Walter Hunger, Anhänger- und Fahrzeugbau. Noch im gleichen Jahr begann die Fertigung von hydraulischen Kippanlagen und Aufbauten für den LKW vom Typ H3A von VEB Horch, Zwickau. Beschäftigte Walter Hunger im Jahr 1950 kaum mehr als ein Dutzend Arbeiter, so waren es Anfang 1952 schon 50 und stieg deren Zahl Ende des Jahres 1953 auf 82. 1954 waren es 150 Mitarbeiter, zum Ende des nächsten Jahres 256 Mitarbeiter und 1956 schon mehr als 1.000 Arbeiter und Angestellte, wodurch Walter Hunger der größte Privatunternehmer der DDR wurde. Im Jahr 1951 erteilte das Ministerium für Außenhandel der DDR der Firma erste Exportaufträge. Im Jahr 1953 entstanden bahnbrechende Neukonstruktionen: ein 3-Tonnen-Lkw H3A mit motorhydraulischer Kippvorrichtung, ein 3-Tonnen-Kippanhänger, der vom Lkw aus motorhydraulisch gemeinsam mit diesem gekippt werden konnte, der erste 8-Tonnen-Anhänger mit Bremsluftkipperwerk. Walter Hunger realisierte mit Hilfe seiner Konstrukteure alle Neuentwicklungen ohne Unterstützung staatlicher Stellen. Auf der Frühjahrmesse in Leipzig 1954 war ein 40-Tonnen-Tiefeladeanhänger ausgestellt, welcher zu diesem Zeitpunkt eine aufsehenerregende Neuheit darstellte. Es lagen bald so viele Bestellungen vor, dass die Produktion beträchtlich gesteigert werden musste. Dieser Aufschwung bedeutete für zahlreiche Menschen aus der Stadt und deren Umgebung mit einer bis dahin schwachen Industrialisierung einen attraktiven und sicheren Arbeitsplatz. Die Erzeugnisse des Werkes wurden in viele Länder geliefert.

Zu Beginn des Jahres 1956 endete der neue Wirtschaftskurs der DDR abrupt. War bereits zum Ende des vorangegangenen Jahres die Möglichkeit, 25 Prozent des Gewinns steuerfrei in den eigenen Betrieb zu investieren, genommen worden, so versuchte der Staat nun mit einem ganzen Bündel von Maßnahmen, Einfluss in privaten Betrieben zu erlangen, Besitzanteile zu übernehmen und die Verfügung des Eigentümers über seinen Betrieb einzuschränken. Es war probate Methode, aus einzelnen geringen Fehlbuchungen eine fiktive jährliche Steuerschuld zu konstruieren, mit der man einen Betrieb ruinieren oder zur staatlichen Beteiligung zwingen konnte, so auch im Fall der Firma Hunger. 1957 musste eine staatliche Beteiligung von 33 Prozent akzeptiert werden.

Das Jahr 1958 sollte dramatische Ereignisse bringen. Im Mai verlangten die staatlichen Behörden von Walter Hunger die Ablieferung seiner Patente. Seine Erfindungen und Konstruktionen sollten nun auch in staatlichen Betrieben angewendet und damit ausgenutzt werden. Der Staat drängte mit immer höheren finanziellen Einlagen in das Unternehmen. Bei einem Verbleib an der Spitze des Firma wäre der Anteil Walter Hungers in die Bedeutungslosigkeit gesunken, wobei er jedoch der allein haftende Gesellschafter geblieben wäre. Spätestens im Sommer dieses Jahres nahmen daher beim Firmenchef die Gedanken an das

Verlassen der DDR konkrete Gestalt an. Für den 22. September 1958 wurden Walter Hunger und sein Chefkonstrukteur zum Patentamt München in der Bundesrepublik Deutschland vorgeladen. Sie erhielten eine Genehmigung der staatlichen Organe der DDR zur Ausreise und nahmen die Werkspatente mit. Ebenfalls an diesem Tag verließen ihre Familienangehörigen und die leitenden Mitarbeiter mit ihren Angehörigen die DDR auf dem Weg über West-Berlin. Noch am gleichen Tag übermittelte Walter Hunger per Fernschreiber, dass er von seiner Reise in die Bundesrepublik nicht zurückkehren werde. Eine Betriebsführung sei unter „den gegebenen dogmatischen politischen Verhältnissen mit den unfähigen Partei- und Gewerkschaftsleuten“ nicht möglich und werde von ihm abgelehnt. Bereits zwei Tage später verfügte der Staatsanwalt des Kreises Hainichen die Beschlagnahme des gesamten Vermögens Walter Hungers, welches mit Urteil des Bezirksgerichtes Karl-Marx-Stadt 1959 zum Volkseigentum erklärt wurde. Noch im September 1958 begann der Neuanfang in Lohr am Main mit einem einzigen Frankenberger Mitarbeiter.

Die enteigneten Werke Hungers in Frankenberg und Karl-Marx-Stadt wurden 1961 unter den Bezeichnungen „VEB Fahrzeughydraulik Frankenberg“ bzw. „VVB Automobilbau Karl-Marx-Stadt“ in die volkseigene Wirtschaft übernommen. Im Jahr 1966 ging die Rechtsträgerschaft vom VEB Fahrzeughydraulik Frankenberg auf den VEB Barkas-Werke Karl-Marx-Stadt über. Neben der Ersatzteilproduktion für das bisherige Produktionssortiment übernahm das Werk Frankenberg die Fertigung des Rahmens sowie von Stanz- und Umformteilen für den Kleintransporter Barkas B 1000. Ab 1965 produzierte das Werk vom Grundtyp des B 1000 Pritschenfahrzeuge und Kleinbusse. 1967 wurden die Fahrzeugentwicklung und Teile der Technologie-Abteilung von Karl-Marx-Stadt nach Frankenberg verlegt.

Der Barkas B 1000 war multifunktional konzipiert und wurde in über 100 Varianten produziert: für Industrie, Handwerk, kommunale und medizinische Einrichtungen, Feuerwehr, Armee und Polizei. Im Juli 1988 begann die Produktion der Viertakt-Ottomotoren in der neuen Motorenfertigung im Werk Karl-Marx-Stadt für die Volkswagen AG, welche laut DDR-Regierungsbeschluss auch für die Fahrzeugtypen „Wartburg“, „Trabant“ und „B 1000“ einzusetzen waren. Am 31. August 1989 erhielt der B 1000 unter der Typbezeichnung „B 1000-1“ einen derartigen Viertaktmotor. Am 4. Dezember 1989 begann die Lieferung von Rumpfmotoren an die Volkswagen AG. Mit der Einführung der DM wurde der VEB Barkas-Werke in eine Kapitalgesellschaft umgewandelt, deren alleinige Anteilseignerin die Treuhandanstalt war. Das Frankenberger Werk, zu dem auch das Werk Hainichen gehörte, erhielt den Zusatz „Transporterwerk Frankenberg“. Von Februar bis April 1991 fertigte das Transporterwerk Frankenberg zehn Vorserienfahrzeuge mit dem Ziel, technische Verbesserungen etwa Oktober/November in die Serie einzuführen. Aufgrund der Beendigung der Produktion konnte dieses Vorhaben nicht mehr realisiert werden. Am 10. April 1991 musste die Produktion des B 1000-1 endgültig eingestellt werden. Der Fahrzeugbau in der Region



Walter Hunger Fahrzeugwerke, Werkstor, 1950er Jahre
Hunger Hydraulic Group



Walter Hunger Fahrzeugwerke, Spezial-Tiefladerfahrzeug, 1950er Jahre
Hunger Hydraulic Group

Frankenberg/Hainichen hörte damit auf zu existieren. Bis zum Jahr 1993 erfolgte die Demontage und anschließend die Verschrottung der Anlagen.¹⁸

1991 erhielt Walter Hunger im Rahmen des Entschädigungsverfahrens nach der Wiedervereinigung das Frankenberger Werk zurück und gründete noch im gleichen Jahr ein neues Fahrzeugwerk. Das Lieferpektrum dieser Firma umfasst die Herstellung und Weiterverarbeitung von Stanz-, Biege- und Tiefziehen nach den Wünschen der Kunden, die mechanische Fertigung auf modernsten CNC-Bearbeitungszentren zur Dreh- und Fräsbearbeitung. Ein Beispiel für Innovationen ist die neu entwickelte wartungsfreie Sattelanhängerkupplung ALU für eine Sattelast bis 3,0 Tonnen, die gegenüber herkömmlichen Sattelkupplungen 40 Prozent weniger Gewicht aufweist.¹⁹

18 Ebenda, S. 18-23.

19 Reinhard Jeromin: Walter Hunger, Fahrzeugwerke in Frankenberg/Sachs. in: Frankenberg – Geschichte in Realität, Wahrnehmung und Bewusstsein, Bd. IV, Leipzig 2016, S. 73-94.



VEB Fahrzeughydraulik Frankenberg, um 1960
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



Barkas B 1000 in Frankenberg, um 1965
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

Autor
Dr. Reinhard Jeromin



Geschichte der Wettiner-Kaserne und der Garnison Frankenberg

Martin Kaiser

Wettiner-Kaserne in Frankenberg
Bundeswehr

Die heute überwiegend durch die Panzergrenadierbrigade 37 „Freistaat Sachsen“ genutzte Liegenschaft an der Äußeren Freiburger Straße, die Wettiner-Kaserne, kann auf eine über einhundert-jährige Geschichte zurückblicken. Dabei haben im Laufe der Zeit alle in Sachsen stationierten bewaffneten Organisationen ihre Spuren hinterlassen.

Im späten Mittelalter wie auch in der Frühen Neuzeit waren militärische Bauten zumeist Festungen und Burgen. Spezielle Gebäude für die Unterbringung und Ausbildung von Soldaten wurden erst Mitte respektive Ende des 19. Jahrhunderts üblich. Bis dahin wurden Soldaten für einen mehr oder weniger langen Zeitraum bei Bauern und Bürgern in den Städten und Dörfern einquartiert. Dies war in Frankenberg nicht anders.

Zwar fanden in und um die Stadt an der Zschopau keine bedeutenden Schlachten oder Gefechte statt, dennoch waren die Auswirkungen durchaus zu spüren. So ist in der Chronik des Christian August

Bahn von 1755 überliefert, dass spanische Truppen im Jahre 1547 während des Schmalkaldischen Krieges (1546/47) den Frankenbergern „große Unkosten“ gemacht haben.¹ Im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) sind ebenda Belegungen verschiedenster Kriegsparteien belegt, welche mal mehr, mal weniger Schaden anrichteten. Beispielsweise wurde die Stadt 1632 mehrfach von kaiserlichen Soldaten „gebrandschatzt und geplündert“.² 1633 waren „bald Kayserliche, bald Schwedische, bald Sächsische Völcker zu Gästen“.³

Im 18. und 19. Jahrhundert wurden die Einquartierungen dauerhafter, sodass man nun von einer Garnisonsstadt sprechen kann. Die Grundlage hierfür bildete die „Königlich Pohnische und Chur-Fürstliche Sächsische erneuerte Ordonnanz“ aus dem Jahre 1752, welche „dasjenige, was das Land dem Soldaten, sowohl in Stand- als Marsch-Quartieren, zu seiner Subsistenz zu reichen schuldig, und wie sich auf der andern Seite

1 Marion Rau/Bernd Ullrich: 100 Jahre Garnison und Standort Frankenberg. 450 Jahre Militärgeschichte in der Stadt Frankenberg, Frankenberg 2013, S. 11.

2 Ebenda., S. 11.

3 Ebenda., S. 11.

der Soldat gegen das Land zu verhalten habe“ regelte.⁴ In verschiedenen Quellen finden sich allerlei Berichte und Klagen über die Belastungen für die Stadt. Fremde Soldaten mussten einquartiert und gepflegt werden, Rekruten waren zu stellen, und nicht zu vergessen, die Pferde der Truppen benötigten Stallungen, Futter und Stroh. Prominentester Gast war während des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) am 9. Dezember 1762 König Friedrich II. von Preußen (1712–1786), welcher im Gasthof „Roß“ jedoch nur die Pferde gewechselt bekam.⁵

Soldaten in der Stadt bedeuteten allerdings nicht nur Belastungen. Beim großen Stadtbrand im Jahre 1788 leisteten die einquartierten Soldaten laut der Fortsetzung der Bahn'schen Chronik durch Christian Gottlob Vogelsang eine große Hilfe. Sicherlich muss ebenfalls erwähnt werden, dass die Einquartierungen auch finanzielle Mittel mit sich brachten.⁶ Im April 1810 sträubte sich der Rat der Stadt noch über die Verlegung der Leib-Cürassier-Garde nach Frankenberg. Der gewährte Zuschuss aus der sächsischen Kriegskasse von über 1.630 Talern führte jedoch zu einem Meinungsumschwung bei den Honoratioren und schließlich dazu, dass im Mai desselben Jahres die erste Eskadron der Kürassiere einrückte.⁷

Eine erste feste Infrastruktur für das sächsische Militär lässt sich erst für das Jahr 1867 nachweisen. In der Gunnersdorfer Aue im Bereich der heutigen Äußeren Chemnitzstraße wurde ein Geschütz- und Exerzierplatz eingerichtet.⁸ Nach den siegreichen Reichseinigungskriegen wurden feste Kasernenbauten üblich. Eine Garnison in seiner Stadt zu haben war in erster Linie ein enormer ökonomischer Faktor und brachte im entstehenden Reichspatriotismus zudem einen erheblichen Prestigegewinn.⁹ Auch Frankenberg wollte dies zu seinem Vorteil nutzen und unterbreitete im November 1910 dem sächsischen Kriegsministerium den Vorschlag, in der Stadt Kasernenanlagen zu errichten, was zunächst abschlägig beantwortet wurde. Eine bemerkenswerte Geschwindigkeit nahm die Angelegenheit 1913 auf. Am 11. Februar erreichte die Stadt eine Nachricht des Kriegsministeriums mit der Frage, ob Frankenberg noch Interesse an einer Garnison habe. Bereits am nächsten Tag reiste der Bürgermeister, Dr. Irmer, nach Dresden in die sächsische Landeshauptstadt. Ihm wurde in Aussicht gestellt, die Stadt Frankenberg bis zum Herbst 1915 zu einer vollwertigen Garnisonsstadt zu entwickeln. Dafür müsse die Stadt dem Militär lediglich neun Hektar Grund überlassen. Schon drei Tage später, am 15. Februar, erwarb die Stadt für rund 40.400 Reichsmark die ersten Grundstücke an der heutigen Äußeren Freiburger Straße.¹⁰ Die Zusage des Königlich Sächsischen Kriegsministeriums für den Bau der Kaserne erhielt Frankenberg einen Monat später, am 17. März 1913.¹¹

Das Gebiet östlich der Eisenbahnlinie war wenig bebaut. Einziges Bauwerk auf dem zukünftigen Kasernengelände war der Bismarckturm, dessen Bau nur



Schreiben des Kriegsministeriums vom 11. Februar 1913 mit dem Angebot der Errichtung einer Garnison
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

wenige Jahre vor der Kaserne geplant wurde. Dieser ragte 17,45 Meter über der Lützelhöhe und war ein beliebtes Ausflugsziel. In den 1950er Jahren erfolgte seine Umbenennung in „Turm der Jugend“. Am 18. November 1968 wurde der aus Quarzporphyr bestehende Turm jedoch mit 80 Kilogramm Sprengstoff gesprengt. Begründet wurde dies offiziell mit seiner Bauart. Der wahre Grund für die Beseitigung dieses massiven Turms dürfte hingegen die Furcht vor militärischer Spionage aufgrund des sehr guten Blickes in das militärische Objekt gewesen sein. Paradoxerweise wurden an derselben Stelle fünfgeschossige Wohngebäude errichtet. Genau genommen gingen drei Kasernen gleichzeitig in Bau. Im westlichen Abschnitt, zur Stadtseite, wurde eine Unteroffizierschule errichtet und im

- 4 Ebenda, S. 12; Königlich Pohlische und Chur-Fürstliche Sächsische erneuerte Ordonnanz aus dem Jahre 1752, S. 6, abrufbar unter: <https://www.digital-sammlungen.de/de/view/bsb10784703?page=10,11> [letzter Zugriff: 18.05.2021].
- 5 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 15.
- 6 Ebenda, S. 17.
- 7 Ebenda.
- 8 Ebenda, S. 18.
- 9 Ebenda, S. 19.
- 10 Ebenda, S. 21 f.
- 11 Ebenda, S. 22; Chronik der Jägerbrigade 37. 1991–2006, o. O. 2006, S. 47.



Bismarckturm auf der Lützelhöhe, um 1920
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



Ansicht der Stadt Frankenberg, um 1916, aus Nordwesten mit den neu errichteten Kasernen
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

- 12 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 22.
- 13 Ebenda, S. 23; Chronik (wie Anm. 11), S. 47.
- 14 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 24-28; Chronik (wie Anm. 11), S. 48 ff.
- 15 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 28 ff.; Chronik (wie Anm. 11), S. 37, 50.
- 16 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 30; Chronik (wie Anm. 11), S. 37, 50.
- 17 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 31 ff.; Chronik (wie Anm. 11), S. 51 f.; Bundeswehr (Hrsg.): Standort Frankenberg/Sa. Panzergrenadierbrigade 37 Freistaat Sachsen – Feldjägersdienstkommando Frankenberg – Panzerartilleriebataillon 375, Kissing 1996, S. 7.

Briefkopf der Metallwerke Frankenberg GmbH (später FRAMO)
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



mittleren Teil wurden Mannschaftsgebäude und Stallungen für die Trainkaserne, also eine Logistikeinheit, geplant und gebaut. Im Osten des Geländes entstand das Garnisonslazarett. Jede der drei Kasernen hatte eine eigene Zufahrt sowie eigene Wohngebäude für höhere Dienstgrade.

Das „Frankenberger Tageblatt“ berichtete im Juli 1913, dass mit Hilfe einer Feldbahn die Arbeiten im vollen Gange seien. Im ersten Jahr waren 18 Gebäude im Bau. Dabei handelte es sich mehrheitlich um technische Gebäude, wie Stallungen, Gerätehallen und Werkstätten, die im Laufe der Zeit ihre Funktion verloren und abgebrochen wurden.¹²

Im Oktober rückten die ersten Soldaten der vierten Kompanie des Trainbataillons 19 in Frankenberg ein. Da allerdings die Unterkünfte noch nicht bezugsfertig waren, wurden die Männer im Gasthaus „Hochwarte“ auf der gegenüberliegenden Straßenseite untergebracht.¹³ Dieses Gasthaus war bis Anfang der 1990er Jahre in Betrieb, brannte 1993 ab und wurde später abgerissen.

Die noch heute erhaltenen und genutzten historischen Gebäude wurden im Jahre 1914 errichtet. Durch den Kriegsbeginn im Sommer und den damit verbundenen Arbeitskräftemangel infolge der Einberufungen war die Baugeschwindigkeit stark verlangsamt, sodass einige Gebäude erst 1915 und 1916 unter anderem mit Hilfe von etwa 400 französischen Kriegsgefangenen fertig gestellt werden

konnten. Diese aus dem Lager Golzern stammenden Gefangenen wurden hauptsächlich bei Erdarbeiten, beim Straßenbau sowie bei der Errichtung von Be- und Entwässerungsanlagen eingesetzt. So konnte die Sächsische Unteroffizierschule erst im Sommer 1916 ihren Betrieb aufnehmen. Überdies erhielt Frankenberg eine Kriegsgarnison, in der das II. Ersatzbataillon des 5. Königlich Sächsischen Infanterie-Regiments Nr. 104 „Kronprinz“ einzog, welches später, im November 1917, aufgelöst wurde. Wie bereits die Soldaten des Trainbataillons 19, so mussten auch die rund 2.000 Soldaten des II. Ersatzbataillons noch in Bürgerhäusern und öffentlichen Massenquartieren untergebracht werden. Ihm folgte im Dezember 1917 das Ersatzbataillon des Königlich Sächsischen Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 106. Die letzte Einheit des sächsischen Heeres, die in Frankenberg während des Ersten Weltkriegs stationiert war, war das Ersatzbataillon des 1. Königlich Sächsischen Fußartillerie-Regiments Nr. 12. Es traf kurz vor dem Waffenstillstand, am 15. Oktober 1918, in der Stadt ein und wurde im April 1919 aufgelöst.

Nach dem Ersten Weltkrieg bemühte sich die Stadt Frankenberg vergeblich, die Garnison zu erhalten, da sie sich hiervon einen ökonomischen Aufschwung versprach. Nach und nach wurden die Einheiten jedoch verlegt oder im Zuge der Demobilisierung aufgelöst. Von 1919 bis 1922 waren in Frankenberg das I. Bataillon des Reichswehr-Infanterie-Regiments 37, das III. Bataillon des Reichswehr-Infanterie-Regiments 38, das aus dem III. Bataillon des Infanterie-Regiments 37 hervorgegangene I. Bataillon des Infanterie-Regiments 11 sowie die Halbeskadron von Mannsbach stationiert. Die letzte Einheit der Reichswehr verließ die Garnison am 12. März 1922. Gleichmaßen wurde die Unteroffizierschule im März 1920 als Folge des Versailler Vertrages aufgelöst.¹⁴

Die Stadt mietete die gesamte Kasernenanlage, welche auf knapp zehn Hektar 27 Gebäude umfasste. Der Mietzins für diesen Komplex betrug 375.000 Mark jährlich, wobei allerdings eine Anpassung bei einer sich verändernden wirtschaftlichen Lage möglich war. Dass eine militärische Nutzung dieses Areals auch weiterhin in Betracht gezogen wurde, davon zeugt Paragraph 11 des auf zwanzig Jahre angelegten Mietvertrages. Denn dieser schrieb fest, dass nach Beendigung des Mietverhältnisses die Möglichkeit zur Wiederherstellung des Ursprungszustands gewährleistet sein musste. Während des Mietzeitraums kam es aber immer wieder zu Streitigkeiten zwischen der Stadt Frankenberg und dem Landesfinanzamt in Dresden, wobei sich der vom Land erhobene Mietzins als fortwährender Zankapfel erwies.¹⁵

In kurzer Zeit entstand durch die Weitervermietung ein bunt gemischtes Gewerbegebiet. Mehrere Metall- und Textilbetriebe, Tabakbetriebe, eine Wäscherei, eine Jugendherberge, das Gewerkschaftsheim und vieles mehr hatte sich angesiedelt. Der bedeutendste Betrieb war sicherlich die Metallwerke Frankenberg GmbH. Diese produzierte in

der ehemaligen Trainkaserne ab 1924 zunächst mit 40 Mitarbeitern Fahrzeugteile. Ende der 1920er Jahre steigerte sich die Beschäftigtenzahl auf 700, und es wurden komplette Lieferfahrzeuge der heute noch bekannten Marke „FRAMO“ hergestellt.¹⁶

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 schlug sich auch in Frankenberg und damit gleichermaßen in der Kaserne nieder. Am 2. Mai 1933 wurde der Frankenberger Gewerkschafter Hermann Fischer in die Wache der vormaligen Unteroffizierschule, direkt hinter dem Stanz- und Ziehwerk, dem heutigen Gebäude Sechs, gebracht und dort in der Nacht vom 9. zum 10. Mai von SA- und SS-Angehörigen ermordet.

Ein Jahr später setzte sich die militärische Nutzung der Anlage fort. Binnen kürzester Zeit wurde den Betrieben gekündigt und sämtliche Gebäude wurden ab dem 1. Juli 1934 innerhalb eines Jahres an die Reichswehr übergeben. Die Stadt hatte dafür zu sorgen, dass die während der gewerblichen Nutzung vorgenommenen baulichen Veränderungen zurückgebaut und dass an den vorhandenen Gebäuden verschiedene Sanierungsarbeiten durchgeführt wurden, was mit nicht geringen Kosten verbunden war. Die Reichswehr errichtete umgehend mehrere Stallungen, Fahrzeughallen und einen weiteren Exerzierplatz.

Ab Oktober 1934 rückten wieder Soldaten in die Frankenberger Garnison ein. Dabei handelte es sich zunächst um die 10. und 11. Batterie der IV. Abteilung des Artillerieregiments 4 respektive der im Oktober 1935 neu aufgestellten I. Abteilung des Artillerieregiments 40. Hinzu kam ab Januar 1936 die Ergänzungsbatterie 9, die für die militärische Ausbildung der „weißen Jahrgänge“ verantwortlich war. Von nun an war der Komplex auch wirtschaftlich wie organisatorisch eine Kaserne und nicht mehr wie noch zur Zeit ihrer Gründung drei unabhängige Anlagen. Mit dem „Gesetz über den Aufbau der Wehrmacht“ vom 16. März 1935 wurde die Liegenschaft eine Kaserne der Wehrmacht. Anfang August 1935 erhielt die Kaserne den Namen des am 2. August 1934 verstorbenen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, womit sie den Namen „Hindenburg-Kaserne“ trug.¹⁷

Schon 1936 war die Liegenschaft zu klein. Zur Unterbringung des III. SS-Totenkopfsturmbannes „Sachsen“, welcher zur Bewachung des nahegelegenen KZ Sachsenburg eingesetzt war, wurde auf der Lerchenstraße ein Gebäude einer ehemaligen Zigarrenfabrik angemietet und zur Kaserne ausgebaut.¹⁸ Nach Verlegung des Konzentrationslagers im Jahre 1937 nach Weimar-Buchenwald erfolgte eine kurze Nutzung der Liegenschaft durch den Reichsarbeitsdienst als Truppführerschule.¹⁹ Anschließend nutzte auch das in Frankenberg stationierte Artillerieregiment das Areal. Ein Kuriosum der Geschichte ist die im Jahre 1941 erfolgte Unterbringung von ehemaligen indischen Kriegsgefangenen, die als Freiwillige in der Legion „Freies Indien“ an der Seite der Wehrmacht kämpfen wollten.²⁰

Zum Ende des Zweiten Weltkrieges, Anfang Mai 1945, stand die US-amerikanische Armee auf der westlichen Seite der Zschopau in Chemnitz, Auerwalde, Oberlichtenau und Mittweida. Die Rote



Militärischer Alltag Ende der 1930er Jahre: Pferdeappell zwischen den nach 1945 abgebrochenen Ställen



Antreten des Artillerieregiments auf dem Appellplatz (heute Wettiner-Platz), Ende 1930er Jahre

Armee näherte sich Frankenberg von Osten her. Ohne nennenswerte Gefechte wurde die Stadt und damit auch die Kaserne von den sowjetischen Streitkräften besetzt. Über den Verbleib der Frankenberger Wehrmachtseinheiten ist bislang wenig bekannt. Die in der Kaserne wohnenden Familien von Wehrmachtsangehörigen waren nun gezwungen, ihre Wohnungen zu verlassen.²¹

Die Rote Armee verließ die Liegenschaft aber bereits 1946 wieder. In einem Schreiben des Landkreises Flöha an die Landesverwaltung Sachsen

18 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 34; Chronik (wie Anm. 11), S. 52.

19 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 34 f.

20 Ebenda, S. 35.

21 Ebenda, S. 36.



Hindenburgkaserne, Postkarte, um 1937/38
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



Kasernenareal in Frankenberg im Luftbild der Royal Air Force, 1945

Das Wirtschaftsgebäude
(heute Gebäude 10) wies Anfang
der 1990er Jahre einen enormen
Sanierungsstau auf



22 Ebenda.

23 Ebenda, S. 37; Chronik (wie Anm. 11), S. 53.

24 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 37 f.; Chronik (wie Anm. 11), S. 53.

25 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 38; Chronik (wie Anm. 11), S. 37, 53; Andreas Bier/Stefan Henninger (Hrsg.): Ein langer Weg. Geschichtliches und Geschichten von dem Artillerieregiment „Albert Hößler“, Frankenberg 1984, S. 42 f.

26 Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 37 f.

27 Ebenda, S. 40 f.

28 Ebenda, S. 44; Chronik (wie Anm. 11), S. 55.

wird berichtet, dass in der Kaserne sämtliches Inventar, auch Öfen, Lichtschalter, Doppelfenster, Wasserleitungen und Ähnliches entfernt und abtransportiert wurde.²²

Zunächst war nach dem Krieg eine zivile Nutzung des Grundstücks angedacht. Ab 1949 übernahm dann aber das Polizeipräsidium Chemnitz die Gebäude, um verschiedene Polizeieinheiten unterzubringen. Diese wurden in die 1952 gegründete Kasernierte Volkspolizei (KVP) eingegliedert. Die KVP ließ ein Jahr später ein Kultur- und Klubhaus bauen, das auch unter dem Namen „Erich-Weinert-Halle“ bekannt ist.²³

Nach Gründung der Nationalen Volksarmee (NVA) im März 1956 begannen für das Areal an der Äußeren Freiburger Straße umfangreiche Planungs- und Bauarbeiten. Aus den Entwürfen der NVA von 1957/58 geht hervor, dass zunächst ein Divisionsstab geplant wurde. Realisiert wurden letztlich ein Regimentsstab, eine Werkstatt und andere Gebäude. Auch errichtete die Armee Wohnungen auf der Pestalozzistraße. Die NVA stationierte in Frankenberg anfänglich das Flak-Regiment 14, welches aber bereits 1959 wieder aufgelöst wurde. Anschließend erfolgte die Nutzung der Kaserne als eine Ausbildungseinrichtung für die Offiziersschüler der Motorisierten Schützen. Von 1963 bis 1980 war der Kasernenkomplex zudem eine Ausbildungsstätte für Panzerfahrer und -kommandanten des im Süden der DDR gelegenen Militärbezirks III. Im Oktober 1963 vollzog sich schließlich die Verlegung des Artillerieregiments 7 der 7. Panzerdivision (NVA) von Zittau nach Frankenberg, wo dieser Truppenteil bis zu seiner Auflösung im März 1991 auch verblieb.²⁴

Bis etwa Mitte der 1970er Jahre blieb der Komplex an der Äußeren Freiburger Straße namenlos. Am

1. März 1974, dem Jahrestag der Gründung der NVA, erhielt sie den Namen „Albert-Hößler-Kaserne“.²⁵ Dieser war ein heute weitgehend vergessener Widerstandskämpfer aus der Region Burgstädt, welcher im Spanischen Bürgerkrieg (1936–1939) gegen die Anhänger Francisco Francos (1892–1975) kämpfte und 1937 verwundet wurde. Fünf Jahre später wurde Hößler im Rahmen einer geheimdienstlichen Mission für den sowjetischen NKWD durch die Gestapo im Zusammenhang mit der Enttarnung der Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“ verhaftet und schließlich ohne Gerichtsverfahren ermordet.

Die Kaserne an der Lerchenstraße wurde zu DDR-Zeiten zunächst von der Aufklärungskompanie 7 und später durch die Geschosswerferabteilung 7 genutzt, jedoch von der NVA im Frühjahr 1990 geräumt.²⁶ Während das Hauptgebäude dem Verfall preisgegeben ist, werden die technischen Gebäude durch das Gewerbe und den Bauhof der Stadt genutzt.

Mit dem Beitritt der Deutschen Demokratischen Republik zur Bundesrepublik Deutschland bekam die Bundeswehr die Verantwortung für die Frankenger Kaserne. Die 7. Panzerdivision (NVA) in Dresden wurde aufgelöst und die Heimatschutzbrigade 37 „Freistaat Sachsen“ aufgestellt. Nur wenige Tage nach der Außerdienststellung des Artillerieregiments 7 erfolgte am 1. April 1991 die Aufstellung des Panzerartilleriebataillons 375. Für die Gebäude und Anlagen an der Äußeren Freiburger Straße bedeutete dies eine erneute Zäsur. Unterkünfte- und Stabsgebäude wiesen einen erheblichen Sanierungsstau auf. Die technischen Anlagen entsprachen nicht mehr den militärischen Anforderungen. Auch Umweltauflagen mussten umgesetzt werden.

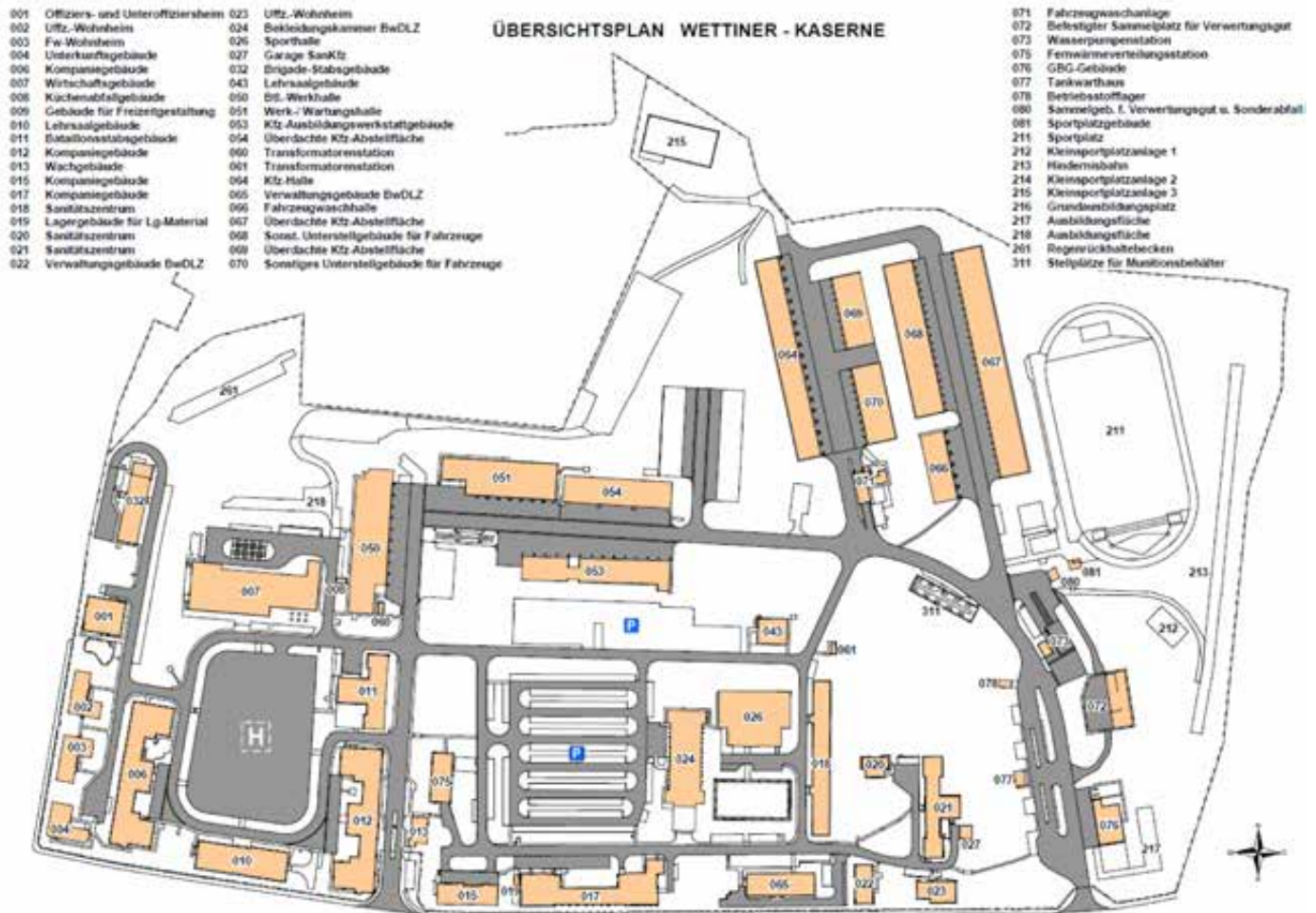
Der militärische Betrieb lief trotz aller Umbrüche weiter. Von 1991 an wurden Wehrpflichtige nach Bundeswehrstandard eingezogen und ausgebildet. Waffen und Gerät der NVA wurden nach und nach durch bundeswehreigenes Material ersetzt. Das Artilleriebataillon bekam sein Hauptwaffensystem, die Panzerhaubitze M 109, die Ausbildung daran begann unmittelbar.

Ab 1992 verwandelte sich die Kaserne in eine gewaltige Baustelle. Die historischen Gebäude aus dem Jahre 1914 erhielten eine neue Dacheindeckung, Fenster, Türen, Fußböden und sämtliche Installationen wurden erneuert. Dabei waren umfangreiche Denkmalschutzaspekte einzuhalten. Neu errichtet wurden ein Sportplatz, eine Tankstelle, eine Sporthalle mit Kleinsportfeld, ein Wachgebäude mit Toreinfahrt, ein Zentralparkplatz sowie zwei Instandsetzungshallen. Außerdem wurde das Wasserversorgungsnetz, das Abwassersystem und die Fernwärmeversorgung bei vollem Betrieb erneuert. Bis zum Abschluss der Bau- und Sanierungsmaßnahmen im Jahre 2001 wurden mehr als 70 Millionen Euro investiert.²⁷

Einen neuen Namen erhielt die Kaserne am 3. November 1992. Nach dem Sächsischen Herrscher-geschlecht trägt sie seitdem den Namen „Wettiner-Kaserne“.²⁸ Im Jahr 2000 wurde auf Betreiben des damaligen Kasernenkommandanten und heutigen Bürgermeisters der Stadt Frankenberg, Thomas Fir-

Wettiner-Stein auf dem
zentralen Platz der Kaserne





menich, auf dem zentralen Platz der Kaserne der Wettiner-Stein enthüllt. Eingerahmt von Rochlitzer Porphyr – einem vulkanischen Gestein – wird auf einer Emailletafel an die lange Geschichte des Hauses Wettin erinnert. Auf der Rückseite prangt das große Wappen des Herrscherhauses. Der große Ausbildungsplatz im Zentrum des Kasernenkomplexes erhielt gleichzeitig den Namen „Wettiner-Platz“.

Im Juni 1995 konnte der Stab der Panzergrenadierbrigade 37 und die dazugehörige Stabskompanie von Dresden kommend, frisch sanierte Gebäude in Frankenberg beziehen.²⁹ Am ursprünglichen Standort, der Albertstadt-Kaserne in Dresden, zog die Offizierschule des Heeres ein, weshalb der Brigadestab wie auch die Stabskompanie schlussendlich weichen mussten.

Seit 1991 waren in der Wettiner-Kaserne außerdem noch weitere militärische Dienststellen beheimatet, welche allerdings nicht originär zur Brigade 37 gehörten. Dies waren die 4. Kompanie des Feldjägerbataillons 701, das Kraftfahrausbildungszentrum, der Fernmeldesystembezirk 702/2, das Standortsanitätszentrum sowie die Sportfördergruppe Frankenberg.³⁰ Im Herbst 2004 wurden Pläne bekannt, wonach im Rahmen einer Bundeswehrreform ein Standort in Sachsen geschlossen werden sollte. Auch für Frankenberg stand die Ampel lange Zeit auf „Gelb“. Zum Erhalt des Standortes hat sicherlich eine sehr schnell organisierte Demonstration auf dem Frankenger

Marktplatz beigetragen. Am 3. November demonstrierten laut dem Frankenger Amtsblatt rund 1.500 Bürger der Stadt für den Erhalt des Bundeswehrstandorts.³¹ Auf der Kundgebung sprach auch der damalige sächsische Ministerpräsident, Prof. Dr. Georg Milbradt. Für Frankenberg hatte sich der Einsatz gelohnt, denn schlussendlich fiel die Garnison Schneeberg der Reform zum Opfer und wurde geschlossen.

Eine so komplexe bauliche Anlage wie die Wettiner-Kaserne muss sich ständig den aktuellen Bedürfnissen anpassen. So wurde 2006 ein völlig neues Wirtschaftsgebäude mit Truppenküche errichtet. Im Technischen Bereich entstanden neue Hallen zur Unterbringung von Fahrzeugen und Gerätschaften. In den 2010er Jahren wurden die Unterkunftsgebäude, die bereits in den 1990er saniert wurden, erneut zum aktuellen Unterkunftsstandard umgebaut. Gegenwärtig ist für eine Stabsabteilung der Panzergrenadierbrigade 37 ein komplett neues Gebäude in Bau.

Die Verbundenheit der Stadt Frankenberg mit der Bundeswehr erfuh im Jubiläumsjahr der Brigade eine besondere Würdigung. Auf Beschluss des Stadtrats verließ der sächsische Innenminister Prof. Dr. Roland Wöllner der Stadt am 19. Juli 2021 im Beisein der Bundesministerin der Verteidigung, Annegret Kramp-Karrenbauer, des sächsischen Ministerpräsidenten Michael Kretschmer sowie ehemaliger Brigadekommandeure als erster Stadt Deutschlands den offiziellen Beinamen „Garnisonsstadt“.

29 Claus Heinrich Gattermann: Von Sachsen an den Hindu-kusch. Die Geschichte der Panzergrenadierbrigade 37, Norderstedt 2013, S. 38 f.; Rau/Ullrich (wie Anm. 1), S. 44 f.; Chronik (wie Anm. 1), S. 55.

30 Standort Frankenberg/Sa. (wie Anm. 17), S. 7.

31 Frankenger Amtsblatt vom 12. November 2004.

Autor

Hauptmann Martin Kaiser
Panzergrenadierbrigade 37
Wettiner-Kaserne
Frankenberg/Sa.
martin4kaiser@
bundeswehr.org



Frankenberg in der NS-Zeit

Mykola Borovyk

SA-Sturm vor der besetzten Radfahrralle des Arbeiter-Rad- und Kraftfahrerbunds „Solidarität“ in Frankenberg, März 1933
Archiv LAG KZ Sachsenburg

Am Vorabend der nationalsozialistischen Machtübernahme unterschied sich Frankenberg in politischer Hinsicht kaum von anderen provinziellen Industriestädten in Sachsen. Die Stadt kämpfte mit den Auswirkungen der Wirtschaftskrise, viele lokale Betriebe schlossen, die Arbeitslosigkeit erreichte katastrophale Ausmaße, und die Kassen der Stadt waren leer. Berichte von Stadtratssitzungen 1931 und 1932 spiegeln die generelle gedrückte Stimmung in der Stadt und noch düsterere Erwartungen wider. Die Krise führte zu einer politischen Radikalisierung, von der die extremen Parteien profitierten, indem sie einfache radikale Lösungen anboten und sich als Alternative zu den „bankrotten alten Eliten“ und als „Wahl der letzten Hoffnung“ positionierten.

Die 1924 gegründete NSDAP-Ortsgruppe blieb lange Zeit eine marginale Organisation ohne nennenswerten Rückhalt in der Wählerschaft der Stadt. Es dauerte sechs Jahre, bis die Nationalsozialisten ihren ersten Wahlerfolg feiern konnten. Bei den Reichstagswahlen erhielt die Partei von mehr als 700 Frankenbergern Unterstützung. Und bei den Wahlen im Juli 1932 wurden die Nationalsozialisten die stärkste Partei der Stadt. Ihr Wahlergebnis in der Stadt lag jedoch weit unter dem

Durchschnittsergebnis der NSDAP in Sachsen, das eine der Haupthochburgen der Nationalsozialisten deutschlandweit war. Wie überall in Sachsen entbrannte damals in den Straßen der Stadt der politische Kampf zwischen den Radikalen, den Nationalsozialisten einerseits und vor allem den Kommunisten andererseits. Die Konfrontation eskalierte oft in offener Gewalt – Schlägereien, bewaffneten Zusammenstößen und sogar Morden. Der Einfluss der Nationalsozialisten in Frankenberg hat sich jedoch im Gegensatz zu vielen anderen sächsischen Städten nie durchgesetzt. Bei den Reichstagswahlen im Oktober 1932 verloren die Nationalsozialisten 443 Wähler und erhielten nur noch 22,8 Prozent der Stimmen. Während sie in Sachsen im Durchschnitt von 43 Prozent der Wählerschaft unterstützt wurden. Bei den Stadtratswahlen, die im November desselben Jahres stattfanden, verlor die NSDAP insgesamt die politische Führung an die SPD.

Nach der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler veränderte sich die Situation dramatisch. Mit den Hebeln der Staatsmacht begannen die Nationalsozialisten mit Terror und Repressionen gegen ihre politischen Gegner vorzugehen. Besonders nahm die Verfolgung nach den Reichs-

tagswahlen am 5. März 1933 massiv zu. SA- und SS-Einheiten durchsuchten mit Unterstützung der Polizei die Zentralen linker politischer Parteien, beschlagnahmten Zeitungsredaktionen, Sportvereine und nahmen willkürliche Verhaftungen vor. Der NS-Terminus bezeichnete solche außergerichtlichen Gefangennahmen als „Schutzhaft“. Für die Unterbringung von Opfern der willkürlichen Verhaftungen, deren Zahl die Kapazitäten der staatlichen Gefängnisse und Untersuchungsanstalten schnell überstieg, begannen sie neue Haftorte zu schaffen. In den meisten Fällen entstanden solche spontan geschaffenen Haft- und Folterorte in SA-Sturmlokalen, Kasernen, Turnhallen, stillgelegten Fabrikgebäuden und leerstehenden Schlössern. Dort wurden die Inhaftierten gefoltert und misshandelt. In vielen Fällen hatten solche Verfolgungen den Charakter der persönlichen Rache.

In Frankenberg wurden die ersten sechs kommunistischen Funktionäre auf Anordnung des sächsischen Innenministeriums bereits am 4. März 1933 polizeilich festgenommen. In den folgenden Tagen nahmen örtliche SA-Einheiten zusammen mit der Polizei mehr als drei Dutzend Aktivisten linker politischer Parteien fest. Die Verhaftungen erfolgten unter der Leitung des NSDAP-Ortsgruppenführers Erhart Weichelt. Die große Mehrheit der Festgenommenen war damals im Amtsgerichtsgefängnis in Frankenberg untergebracht. Weitere Arrestzellen befanden sich in den SA-Wachlokalen der Wettiner Kaserne. Ein anschauliches Beispiel für diese Art von Repressionen war das Schicksal eines Frankenberger Gewerkschaftsaktivisten und führenden Sozialdemokraten Hermann Fischer. Er wurde bereits am 9. März 1933 erstmals verhaftet und kurze Zeit später entlassen. Doch schon am 2. Mai wurde Fischer erneut festgenommen und im Wachlokal inhaftiert. Dort wurde er brutal misshandelt und nach acht Tagen Haft erhängt in seiner Zelle aufgefunden.

Im Laufe der Zeit begannen jedoch die NS-Behörden, diese Welle politischer Gewalt in kontrollierte Bahnen zu lenken. Kleine improvisierte Haft- und Folterorte sollten geschlossen und Häftlinge, die nicht entlassen wurden, in größere, vom NS-Staat überwachten Einrichtungen überführt werden. Das sächsische Landeskriminalamt regte damals an, ein „großes Konzentrationslager bzw. Arbeitsdienstlager für den Raum Chemnitz“ zu schaffen. Die endgültige Entscheidung, ein „Schutzhaftlager“ für mehr als 2.000 Schutzhäftlinge mit 100 Mann Bewachung auf dem Gelände der stillgelegten Spinnerei Sachsenburg nahe der Stadt Frankenberg zu errichten, wurde am 12. April 1933 getroffen. Wie viele andere Unternehmen in der Region hatte diese Fabrik die Weltwirtschaftskrise nicht überstanden und war Anfang 1930 geschlossen worden. Mehr als 250 Arbeiter verloren damals ihren Arbeitsplatz. Die neueste Ausrüstung der Spinnerei war verkauft worden und das Fabrikgebäude stand lange Zeit leer. Ende April 1933 wurde die Fabrik durch die damalige

Eigentümerin der Firma Textillia Herold „für die Errichtung eines Schutzhaftlagers“ dem sächsischen Staat unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Die ersten Arbeitskommandos der Schutzhäftlinge, die ab dem 2. Mai 1933 mit dem Ausbau der Fabrik für die Unterbringung der Häftlinge begannen, kamen aus dem Konzentrationslager Plaua bei Flöha sowie aus den Polizeigeftängnissen und aus dem Amtsgerichtsgefängnis in Chemnitz. Vorübergehend wurden sowohl die Häftlinge, die das Lager errichten sollten, als auch die SA-Wachmannschaften im Schloss Sachsenburg untergebracht. Der Umzug des Lagers in das Gebäude der Spinnerei erfolgte vermutlich am 15. Mai 1933. Am 2. Juni wurde laut einem Häftlingerinnerungsbericht der erste Lagerappell abgehalten. Dieses Datum gilt als „offizielle Einweihung“ des Lagers durch die NS-Funktionäre.

Das Lager in Sachsenburg unterstand zu dieser Zeit dem Sächsischen Ministerium des Inneren, wobei das Landeskriminalamt die Obergewalt führte. Die wirtschaftliche Betreuung des Lagers wurde durch die Amtshauptmannschaft Flöha durchgeführt. Offiziell wurde das Lager in Sachsenburg zunächst als Arbeitsdienstlager und ab August 1933 als Schutzhaftlager bezeichnet. Parallel dazu hat man dieses Lager, wie andere ähnliche Einrichtungen auch, sowohl informell als auch im offiziellen Schriftverkehr als Konzentrationslager bezeichnet. Seit seiner Gründung nahm das Konzentrationslager Sachsenburg eine zentrale Position im Netzwerk der politischen Haftorte in Sachsen ein. Mit der planmäßigen Auflösung der umliegenden, kleineren Lager kamen die Häftlinge der Lager nach Sachsenburg. Von November 1934 bis zu seiner Auflösung im Sommer 1937 war Sachsenburg das einzige Konzentrationslager in Sachsen.

Obwohl das Lager in einiger Entfernung von Frankenberg/Sa. lag, war seine Präsenz in der Stadt immer spürbar. Insbesondere war das Lager wirtschaftlich zunehmend präsent. Viele lokale Firmen profitierten von der Lieferung von Lebensmitteln oder Waren für das Lager oder von der Erfüllung anderer Aufträge. Lokale Unternehmen und Bau-

SA-Wachkommando im Konzentrationslager Sachsenburg
Archiv LAG KZ Sachsenburg





Frankenberg, Heldengedenntag
1935
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

ern aus den umliegenden Ortschaften wetteiferten um die Möglichkeit, Bestellungen aus dem Lager zu erhalten. Oft appellierten sie dabei an ihre Verdienste um die nationalsozialistische Sache. Die Zwangsarbeit der Gefangenen wurde auch verwendet, um verschiedene Arbeiten in und um die Stadt auszuführen. Sie waren beteiligt am Bau einer Siedlung für SA-Angehörige im Stadtteil Lützelhöhe, bauten Straßen, arbeiteten an der Fluss- und Bachregulierung, verrichteten andere schwere Arbeiten. Die Ausmärsche der Häftlingsarbeitskommandos aus dem Lager, als sie gezwungen wurden, in Formationen und mit Liedern zu marschieren, wurde zu einem völlig neuen Phänomen im Leben der städtischen Gemeinschaft.

Generell veränderte sich die Stadt unter der Herrschaft der Nationalsozialisten nicht nur politisch (Oppositionsparteien wurden verboten und ihre Vertreter aus dem Stadtrat ausgeschlossen), sondern auch visuell. Die neuen Herrscher änderten die Namen der Straßen – schon im März 1933 erscheinen in Frankenberg eine Adolf-Hitler- und

Neues Tor zum Konzentrationslager Sachsenburg mit Wache und Kommandanturgebäude
aus: Günter Morsch (Hrsg.): From Sachsenburg to Sachsenhausen. Pictures from the photograph album of a concentration camp commandant, Berlin 2007, S. 218



eine Horst-Wessel-Straße. Darüber hinaus wurde die Stadt von Jahr zu Jahr immer uniformierter. Die Uniformen der SA-Angehörigen, nicht nur aus Frankenberg, sondern auch aus dem benachbarten Chemnitz und Flöha, deren SA-Einheiten regelmäßig durch die Straßen von Frankenberg marschierten, wurden später durch die Uniformen von SS-Wachtruppen ergänzt, die seit 1934 die Überwachung des Lagers Sachsenburg übernahmen. 1934 kehrten auch Reichswehr bzw. Wehrmachtseinheiten in die Stadt zurück und besetzten die Wettiner Kaserne erneut. Und mit Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde der Mensch in Uniform zum dominierenden Element der visuellen Stadlandschaft.

Immer mehr militarisiert sahen auch die von den Nationalsozialisten organisierten Massenveranstaltungen aus, die auch häufiger und massiver wurden. Der Tag der Arbeit am 1. Mai, Erntedankfest, Heldengedenntag, die in der Zeit des Bestehens des KZ Sachsenburg immer mit der Beteiligung der Lagerwachtruppen durchgeführt wurden, sollten die Einheit der „Volksgemeinschaft“ und die Erfolge der nationalsozialistischen Regierung inszenieren. Solche Veranstaltungen wurden jedoch nicht von allen Einwohnern immer echt enthusiastisch aufgenommen. Ein Beispiel dafür ist das Schicksal des Bauern Kurt Helmut Schubart. Er weigerte sich, seine Pferde für die Prozession zum Erntedankfest zur Verfügung zu stellen und fand sich im Lager Sachsenburg wieder. Dort wurde er am 11. November 1933 vermutlich von SA-Wachmännern getötet, sein Tod wurde jedoch als Selbstmord dargestellt.

Da das Lager vor allem im ersten Jahr seines Bestehens nicht vollständig von der Außenwelt abgeschnitten war – bis Herbst 1934 durften Angehörige die Häftlinge im Lager besuchen – mussten solche Geschichten zu den Bewohnern der Stadt gelangen. Dadurch erfüllte das Lager seine indirekte repressive Funktion. Seine bloße Existenz beeinflusste, was Menschen als normal erachteten und wie sie sich verhielten. Die Konzentrationslager schufen eine völlig neue Wahrnehmung von Gewalt und von der Zulässigkeit staatlicher Eingriffe. Das bloße Vorhandensein derartiger Orte schüchterte die Gesellschaft ein: Auch wer selbst nicht unmittelbar von Repression betroffen war, zog es angesichts des Schicksals der Gefangenen vor, fortan zu schweigen. Andere identifizierten sich mit der absoluten Macht, die das Lagerregime repräsentierte und mit den Gewalttaten, die angeblich im Interesse der Mehrheit begangen wurde.

Es ist auch wichtig zu beachten, dass sowohl die meisten Häftlinge als auch die Wachmannschaften aus der unmittelbaren Umgebung kamen, gehörten den gleichen sozialen Schichten an und kannten einander häufig zuvor. Außerhalb des Lagers konnten ihre Familien zudem in der gleichen Nachbarschaft leben. Dies führte dazu, dass der Terror und die Folgen der Ausgrenzung Andersdenkender immer mehr Teil des Alltags der Stadtgemeinde wurden.

Die Haftbedingungen im Lager waren im ersten Jahr seines Bestehens vor allem von dem ersten Lagerleiter Max Hähnel geprägt, der zuvor Standartenführer der Flöhaer SA-Standarte 182 gewesen war. Als Obersteuersekretär im Finanzamt Zschopau wurde Hähnel eigens für die Lagerführung von seiner Stelle beurlaubt. Obwohl die frühen Konzentrationslager von Anfang an vor allem dazu dienten, politische Opposition durch physische und psychische Gewalt einzuschüchtern, wurden sie aber offiziell als Einrichtungen zur „Umerziehung“ der Menschen präsentiert, die „durch marxistische Verhetzung in der Vergangenheit sittlich verwildert“ worden seien. Hähnel nahm offensichtlich das Konzept der „Umerziehung“ wörtlich und glaubte, er könne durch eine demonstrativ „menschliche“ und „gerechte“ Haltung gegenüber den Häftlingen loyale Bürger für den neuen Staat und neue Mitglieder der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ gewinnen. Deswegen waren nach Ansicht einiger Häftlinge die Haftbedingungen in Sachsenburg zu dieser Zeit im Vergleich zu den anderen ähnlichen Einrichtungen im Allgemeinen relativ mild.

Gleichzeitig teilten die SA-Wachmannschaften nicht immer die Position des Lagerleiters und befolgten nicht immer seine Anweisungen. Misshandlungen und moralischer Terror seitens der Wachmänner waren ein fester Bestandteil des Lebens der Häftlinge. Ein weiteres Mittel moralischen Drucks war der Entzug des persönlichen Raums. Die Häftlinge waren in Produktionshallen der Fabrik, die mit dreistöckigen Kojen ausgebaut wurden, untergebracht. In jedem der Säle konnten gleichzeitig bis zu 600 Häftlinge untergebracht werden. Auch die sanitären Einrichtungen waren für so viele Menschen völlig unzureichend. Neben dem Entzug des Rechts auf Privatsphäre war die Ungewissheit über die Zeit, die die Häftlinge im Lager verbringen mussten, besonders moralisch belastend. Die Gefangenen im Lager wurden ohne Einhaltung gesetzlicher Verfahren inhaftiert, standen unter der vollen Macht ihrer Folterer, und die Dauer ihres Aufenthalts im Lager war nicht festgelegt.

Die Situation in dem Lager wurde noch schlechter, als das Lager der SS unterstellt wurde. In Folge der sogenannten Röhm-Aktion wurde auch Hähnel verhaftet und die Wachmannschaft der SA wurde abgezogen. Die offizielle Übernahme durch das SS-Sonderkommando Sachsen erfolgte am 13. August 1934. Unmittelbar danach wurde das Lager durch den Inspekteur der Konzentrationslager Theodor Eicke reorganisiert. Im September 1934 wurde die Aufsicht über KZ Sachsenburg den sächsischen Behörden entzogen und das Lager der ausschließlichen SS-Verwaltung unterstellt. Die Übernahme bedeutete unter anderem die Anwendung der „Dachauer Lagerordnung“ und die Einführung einer einheitlichen Organisationsstruktur für alle Lager, bestehend aus fünf Abteilungen: Kommandantur, Politische Abteilung (Lagergestapo), Schutzhaftlager, Verwaltung, Lager- oder

Standortarzt sowie Wachtruppe. Allerdings handelte es sich hier weniger um eine organisatorische Neuordnung, sondern mehr um eine Machterweiterung der SS.

Der Wechsel des Lagers zur SS hatte drastische Auswirkungen auf die Haftbedingungen: die Besuchszeiten wurden aufgehoben, die Lebensmittelendungen verboten, die Arbeitszeiten verlängert. Auch die Disziplinarmaßnahmen wurden verschärft. Zur Anwendung kamen die sogenannten Hausstrafen, wie bis zu 42 Tage Haft im Bunker, in der Dunkelzelle oder das Krummschließen in der Zelle. Ab dem 1. April 1935 wurde die Prügelstrafe offiziell eingeführt. Laut dem Bericht des Häftlings Hugo Gräf starben von August 1934 bis Ende 1935 20 Häftlinge durch Folter und 350 erlitten schwere Körperverletzungen. Außerdem versuchten in dieser Zeit 35 Gefangene, sich das Leben zu nehmen.

Um Fluchten zu verhindern, ließ die Lagerleitung die Häftlinge ständig bewachen und das gesamte Gelände der Fabrik von der Außenwelt noch stärker abschotten. Ende 1936 war das Lager mit Wachtürmen und einem zweieinhalb Meter hohen Stacheldrahtzaun umgeben, der unter Strom stand und an dem sich alle 40 Meter ein Wachposten befand. Für Widerstand und Selbstbehauptung ließen die Haftbedingungen sehr wenig Raum. Es ist aber bekannt, dass sich viele Häftlinge zumindest durch Manifestationen gegenseitiger Unterstützung oder durch kleine Gesten bemühten, den Protest gegen das im Lager etablierte System der Willkür und Gewalt zu äußern.

Eine besondere Spezifik des KZ Sachsenburg unter der SS-Kontrolle liegt darin, dass die militärische Ausbildung der Wachmannschaften von Anfang an eine besondere Rolle spielte. Während bis August 1934 die Stärke der SA-Wachmannschaften im Lager nie mehr als 250 Personen betrug, war diese Zahl bis Januar 1935 auf 380 Wachleute gestiegen und hat sich ein weiteres Jahr später nochmals nahezu verdoppelt. Ab dem 1. April 1936 stabilisierte sich die Zahl auf rund 500 Wachleute. Zuweilen überstieg die Anzahl der im Lager stationierten Wachmannschaften die Anzahl der Häftlinge.

Von Anfang an wurden die SS-Wachmannschaften zu einem wichtigen Bestandteil der lokalen Gesellschaft Frankenburgs. Sie waren gern gesehene Gäste bei Theateraufführungen und Tanzabenden, und der Musikzug der SS-Wachtruppen aus dem Lager nahm regelmäßig an Straßenmassenveranstaltungen teil. Die im Archiv erhaltenen SS-Wachtruppenbefehle zeigen jedoch, dass die Kommunikation zwischen SS-Angehörigen und lokalen Anwohnern nicht immer konfliktfrei war. Diese Dokumente enthalten Berichte über Verzögerungen bei der militärischen Begrüßung der SS durch Polizei- oder Wehrmachtssoldaten, Verbote für SS-Wachmänner bestimmte Lokale zu besuchen, deren Besitzer gegenüber SS-Angehörigen nicht genug freundlich eingestellt waren, und Konflikte mit den Eltern junger Mädchen, die

Beziehungen zu SS-Wachmännern hatten. Gleichzeitig sahen solche Konflikte nie nach politischem Protest aus, sondern eher als persönlicher Streit oder als Kampf um Prestige.

Die Häftlingszahlen schwankten während der Zeit des Bestehens des Lagers in Sachsenburg stark. Der erste Höhepunkt erreichte die Zahl der Gefangenen im Sommer/Herbst 1933. So waren in Sachsenburg Ende August 1933 bereits 1.380 Menschen inhaftiert. Im September 1934 zählte das Lager jedoch nur maximal 181 Inhaftierte. Im Oktober/November 1935 folgte ein neuer Anstieg auf 1.400 Insassen, vor allem aufgrund der von Heinrich Himmler angeordneten sogenannten „Präventivmaßnahmen“ gegen Kommunisten und „übrige marxistische Staatsgegner“. Anschließend sanken die Zahlen bis Juni 1936 wieder auf 463, um dann wieder anzusteigen. Bei der Auflösung des Lagers im Sommer 1937 zählte man etwa 700 Häftlinge. Die genaue Zahl von Häftlingen, die seit seiner Gründung im KZ Sachsenburg inhaftiert waren, ist unbekannt. Sie kann jedoch auf etwa 10.000 geschätzt werden. Bislang sind von ihnen 7.200 namentlich bekannt.

Die Zusammensetzung der Häftlinge in Sachsenburg verbreiterte sich hinsichtlich ihrer regionalen und sozialen Herkunft. Man findet unter Inhaftierten vor allem Arbeiter, aber auch ehemalige Beamte, Lehrer, Rechtsanwälte, Pfarrer beider Konfessionen, Ärzte, Kaufleute, Handwerker und Bauern. In regionaler Hinsicht bestand die Häftlingsgesellschaft des Lagers in den ersten Jahren seines Bestehens fast ausschließlich aus Schutzhäftlingen aus der unmittelbaren Umgebung oder aus Sachsen. In den Jahren 1935/36, als im ganzen Reich nur sechs Konzentrationslager existierten, erlangte Sachsenburg gesamtdeutsche Bedeutung. Die regionale Herkunft der Gefangenen erweiterte sich erheblich. Nun kamen vermehrt Häftlinge aus Berlin und aus dem heutigen Nordrhein-Westfalen. Selbst ausländische Staatsbürger wurden hier interniert.

Diese Schwankungen in der Zusammensetzung der Häftlingsgesellschaft spiegeln die Richtungsänderungen der nationalsozialistischen Repressionspolitik und die Haupttrends in der Entwicklung des nationalsozialistischen KZ-Lagersystems der Vorkriegszeit wider. Da die Funktion der frühen Konzentrationslager in erster Linie die Ausschaltung der inneren Opposition war, bestand die überwiegende Mehrheit der Inhaftierten, insbesondere in der ersten Phase des Lagers, aus politischen Häftlingen. Dies waren hauptsächlich Funktionäre und einfache Mitglieder linker politischer Parteien, in erster Linie Kommunisten. Von den Häftlingen, deren Personaldata bisher erfasst wurden, stammten ca. 55 Prozent aus dem kommunistischen Umfeld und von diesen mehrheitlich direkt aus der KPD. Hierzu gehörten der reichsweit bekannte KPD-Reichstagsabgeordnete Hugo Gräf und die später berühmten Schriftsteller Bruno Apitz und Walter Janka.

Als zweitgrößte Gruppe der Häftlingsgesellschaft rangierte deutlich hinter den Kommunisten die Gruppe der Sozialdemokraten und Sozialisten. Zu den bekanntesten im KZ Sachsenburg inhaftierten

Sozialdemokraten zählten der Chemnitzer SPD-Reichstagsabgeordnete Bernhard Kuhnt und der Geschäftsführer der SPD-Landtagsfraktion Otto Nebrig. Von November 1935 bis August 1936 wurde in Sachsenburg auch der Jugendleiter der Chemnitzer SPD und der spätere SED-Funktionär Erich Mückenberger inhaftiert.

Die dritte große Gruppe der politischen Häftlinge in Sachsenburg bildeten Funktionäre der durch Nationalsozialisten zerschlagenen freien Gewerkschaften. Prominenteste Mitglieder waren hier der Vorsitzende des Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV), Alwin Brandes, und der Bezirksleiter des Verbandes in Sachsen, Richard Teichgräber.

Ab 1935 wandelten sich die Konzentrationslager zunehmend von einem Mittel zur Unterdrückung der politischen Opposition in ein Instrument, mit dem die Nationalsozialisten die Gesellschaft nach ihren Vorstellungen umformen wollten. Neue Opfergruppen gerieten jetzt in den Blick, und dementsprechend änderte sich die Zusammensetzung der Häftlinge im Lager Sachsenburg. Politische Gründe blieben die Hauptursache für die Inhaftierung. Die größten neuen Gruppen der politischen Häftlinge waren Geistliche der beiden Konfessionen, vor allem aber die Zeugen Jehovas, die bis zu zehn Prozent der Lagerhäftlingsgemeinschaft bildeten.

Gleichzeitig wurde hier eine wachsende Zahl von Menschen eingeliefert, die aufgrund sozialer oder rassistischer Merkmale aus der NS-„Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen werden sollten. Die neuen Häftlingsgruppen, die nach Sachsenburg kamen, umfassten Homosexuelle sowie „Kriminelle“ und „Asoziale“, deren Anteil an der Häftlingsgesellschaft sich in den letzten Monaten der Lagerexistenz besonders bemerkbar machte. Eine ganz besondere Häftlingsgruppe, die am stärksten verfolgt wurde, waren Juden. Die Häftlinge jüdischer Herkunft, die zuerst wegen ihrer Zugehörigkeit zu politischen Organisationen in Haft genommen worden waren, wurden in den späteren Jahren des Bestehens des Lagers immer mehr Opfer der nationalsozialistischen Rassenpolitik. Unabhängig von den formellen Gründen ihrer Verhaftung wurden die jüdischen Häftlinge von der SA, erst recht später von der SS, als Juden und damit deutlich schlechter als andere Häftlingsgruppen behandelt.

Die ersten bekannten antijüdischen Maßnahmen in Frankenberg wurden durch die NSDAP-Fraktion in dem Stadtrat schon im März 1933 initiiert. Damals ging es über das Verbot, jegliche städtische Aufträge an die jüdischen Unternehmer zu übergeben. Damals hatte diese Initiative jedoch keine offiziellen Folgen. Es ist auch bekannt, dass im Laufe der Nazi-Machtergreifung in Frankenberg Anfang März 1933 zusammen mit den Aktivisten der linken politischen Parteien auch den Geschäftsführer des Kaufhauses Schocken, Riesenfeld, der jüdischer Herkunft war, festgenommen und von den lokalen SA-Leuten bestialisch misshandelt worden ist.

Die nächsten bekannten Aktionen fanden im August 1935 in Frankenberg statt. Die erste Initiative kam

„von unten“ – von den Herausgebern der Lokalzeitung „Frankenberger Tageblatt“, die ankündigten, keine kommerziellen Anzeigen für jüdische Unternehmer zu veröffentlichen. Die Initiative der Zeitung wurde vom Bürgermeister Weichelt unterstützt. Bei einer Sitzung des Stadtrates am 19. August 1935 wurde ein Erlass verabschiedet, der jegliche Finanzierung aus dem Stadthaushalt für diejenigen verbot, die jüdische Ärzte besuchten, in jüdischen Geschäften einkauften oder Juden auf andere Weise unterstützten. In Korrespondenz an der zuständigen Amtshauptmannschaft teilte der Bürgermeister mit, dass diese Maßnahmen bei den Einwohnern der Stadt sehr gut ankamen und erfolgreich waren. Gemessen daran, dass bei Nichtbeachtung des Erlasses mit diversen Strafen bis hin zur Kündigung gerechnet werden musste, war diese Begeisterung damals noch nicht einstimmig. Wenige Tage nach dem Erlass wurde versucht, Besucher zu registrieren, die Kaufhaus Schocken besuchten, das im Eigentum jüdischer Unternehmer war. Der Versuch löste einen spontanen Protest von etwa 250 Menschen aus, das sich vor dem Kaufhaus versammelten. Die Versammlung wurde von der Polizei aufgelöst. Das Kaufhaus blieb noch mehrere Jahre in Betrieb. Es ist bekannt, dass dieses Geschäft während des Novemberpogroms 1938 das Hauptziel der Randalierer in Frankenberg war. Im gleichen Jahr wurde das Unternehmen „arisiert“.

Die Auflösung des KZ Sachsenburg wurde aufgrund der unzureichenden Erweiterungsmöglichkeiten beschlossen. Die Zukunft des nationalsozialistischen Lagersystems bildeten große Lager, die aus eigens errichteten Baracken bestanden. Das neue, wesentlich größere Konzentrationslager Buchenwald, das später in der Nähe von Weimar errichtet wurde, sollte auch die Lager Sachsenburg und Lichtenburg bei Prettin (damals Provinz Sachsen) ersetzen. Für den Bau des KZ Buchenwald wurde ein Teil der Häftlinge sowie die Ausrüstung aus Sachsenburg dorthin verlegt. Die offizielle Auflösung des KZ Sachsenburg erfolgte am 12. Juli 1937. Die Überführung der Häftlinge und Geräte nach Buchenwald zog sich jedoch länger hin. Die letzten Häftlinge verließen Sachsenburg erst am 9. September 1937.

Nach der Auflösung des Lagers wurde die Fabrik an einen Kaufmann aus Chemnitz verkauft. Bis Kriegsende wurde sie als eine Zwirnerei betrieben. Der neue Eigentümer baute die Fabrik zu einem nationalsozialistischen Musterbetrieb aus, der die Sorge der nationalsozialistischen Regierung um die Arbeiter und die Vorteile der NS-Lebensweise demonstrieren sollte. Für die Fabrikarbeiter wurden ein Freibad und ein modernes Ledigenhaus gebaut. Ein großer Teil des Fabrikgeländes wurde als ein gemütlicher Park angelegt. Während des Krieges erhielt das Unternehmen Gewinne aus Rüstungsaufträgen. Die Fabrik beschäftigte, wie die überwiegende Mehrheit der anderen Frankenbergischen Unternehmen, viele ausländische Arbeitskräfte, darunter auch Zwangsarbeiter aus der ehemaligen Sowjetunion, meist aus der Ukraine. Die Fabrik war bis April 1945 in Betrieb, als ihr Gebäude durch Artilleriefeuer der US-Armee beschädigt wurde.



Kurz darauf, am 7. Mai 1945, wurde Frankenberg zunächst von den sowjetischen und später von den amerikanischen Armeen besetzt. Für viele, wenn nicht für die allermeisten Frankenberger, war dieser Ausgang des Krieges eine echte Demütigung und ein Schock. Für viele war das Kriegsende jedoch auch eine Erleichterung. Obwohl die Stadt wenig unter feindlichen Angriffen gelitten hatte und kaum bombardiert worden war, bedeuteten die ständigen Fliegeralarme der letzten Kriegsmonate, dass die Stadtbewohner einen Großteil ihrer Zeit in Luftschutzbunkern verbringen mussten. Auch die Lebensbedingungen hatten sich deutlich verschlechtert. Damals hielten sich viele Flüchtlinge in der Stadt auf – Deutsche aus Osteuropa, die vor der heranrückenden sowjetischen Armee flohen, sowie Bewohner von Großstädten, die durch Bombenangriffe der Alliierten ihr Zuhause verloren hatten. Die überwiegende Mehrheit von ihnen wurde in den Häusern untergebracht. Auf 14.000 Einwohner Frankenburgs kamen 12.000 Flüchtlinge, abgesehen von denen, die in provisorischen Lagern untergebracht wurden. Auch die Ernährungssicherung wurde mit der Zeit immer schwieriger, obwohl das Kartensystem der Normalverteilung bis zur deutschen Kapitulation recht gut funktionierte.

Der Einmarsch der Sowjetarmee in Frankenberg war, anders als in vielen anderen deutschen Städten, nicht von Massengewalt gegen die Anwohner begleitet. Auch in Frankenberg gab es damals mehrere Lazarette, in denen Hunderte verwundete Wehrmachtssoldaten behandelt wurden. Nach dem Eintreffen der alliierten Truppen wurden die Lazarette weiter betrieben. Wie der Krieg noch lange seine Opfer sammelte, zeigt der Frankenbergische Stadtfriedhof, der noch heute Gedenktafeln mit Todesdaten deutscher Soldaten trägt, die weit über die Kriegszeit hinausgehen.

Die ersten Versuche, das Gelände der Spinnerei Sachsenburg als einen Ort der Erinnerung an das ehemalige nationalsozialistische Konzentrationslager zu kennzeichnen und seiner Opfer zu gedenken, fanden bereits in den ersten Monaten nach dem Kriegsende statt. Schon 1945 wurde die erste Gedenktafel zur Erinnerung an zwei Kommunisten, die

750-Jahrfeier Frankenburgs 1938
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



Erich Mückenberger spricht zur Einweihung des Denkmals in Sachsenburg, 7. September 1968
Freie Presse vom 11. September 1968

im KZ Sachsenburg ermordet worden waren, an der ehemaligen Spinnerei angebracht. Danach fanden jedoch lange Zeit offenbar keine derartigen Ereignisse in Sachsenburg statt.

In den 1950er Jahren wurde der Antifaschismus als Staatsdoktrin und führende Legitimationsideologie des SED-Systems etabliert. Der Höhepunkt dieser Politik war die Eröffnung der „Nationalen Mahn- und Gedenkstätten“ in Buchenwald (1958), Ravensbrück (1959) und Sachsenhausen (1961). Eine Manifestation dieser Politik auf lokaler Ebene war die Eröffnung des ersten „Ehrenmals für die Opfer des Faschismus“ auf dem Gelände des ehemaligen KZ Sachsenburg im September 1957. Nach etwas mehr als zehn Jahren, im September 1968, wurde das erste Ehrenmal durch ein neues Mahnmal ersetzt, das bis heute erhalten ist.

Im November 1974 wurde auch ein Traditionskabinett – das „Gedenkzimmer für die antifaschistischen Widerstandskämpfer des ehemaligen KZ Sachsenburg“ – im Gebäude der ehemaligen Spinnerei (damals VEB Zwirnerei Sachsenburg) eingerichtet. Ein Lehrer der örtlichen Schule und Mitglied der Geschichtskommission der SED-Kreisleitung Hainichen, Gottfried Weber, hatte die ehrenamtliche Leitung der Gedenkstätte bis 1989 inne. Die große Mehrheit der Besucher des Gedenkraums waren Teilnehmer verschiedener Pflichtveranstaltungen, insbesondere Schülerklassen und FDJ-Gruppen. Bis 1989 besuchten etwa 135.000 Menschen die Gedenkstätte.

1990 stellte die Fabrik ihre Produktion ein. Auch der Gedenkraum wurde geschlossen. Viele frühere DDR-Bürger haben solche Erinnerungsorte vor allem als Teile der kommunistischen Propaganda wahrgenommen. Nun wurde daher von manchen sogar bezweifelt, dass es sich bei dem Lager tatsächlich um ein KZ gehandelt habe. Die Initiative zur Wiedereinrichtung einer KZ-Gedenkstätte in Sachsenburg wurde seitdem lange Zeit vor allem von ehemaligen Häftlingen gefördert. Doch erst als sich Anfang der 2000er Jahre das Spektrum der gesellschaftlichen Initiativen, die das Projekt unterstüt-

zen, erweiterte und auch institutionelle Akteure einbezogen wurden, nahm das Projekt an Fahrt auf. Im Dezember 2005 fasste der Stadtrat Frankenburgs einen ersten Beschluss zur Gestaltung der Gedenkstätte KZ Sachsenburg. Seitdem stand dieses Thema sechsmal auf der Tagesordnung des Stadtrates. Während dieser Zeit wurde die Liegenschaft mit den Gebäuden der ehemaligen Kommandantur und der Kommandantenvilla für die Errichtung der Gedenkstätte erworben. Am 16. Dezember 2012 nahm der Sächsische Landtag die geplante Gedenkstätte KZ Sachsenburg in den Kreis der Institutionen auf, die laut Sächsische Gedenkstättenstiftungsgesetz institutionell von der Stiftung Sächsische Gedenkstätten im Auftrag des Landes gefördert werden.

Diese Fortschritte wären ohne die Aktivitäten neuer gesellschaftlicher Initiativen vor Ort nicht möglich gewesen. 2009 gründeten Bürger aus Frankenberg, Chemnitz und Umgebung die „Lagerarbeitsgemeinschaft KZ Sachsenburg“ (LAG). Die Gründung der LAG markierte den Übergang der Erinnerungsarbeit von den Zeitzeugen zu der nachfolgenden Generation. Der jüngste gesellschaftliche Akteur ist die „Initiative Klick“, die 2010 gegründet wurde und maßgeblich von Anna Schüller getragen wird. Ihre Teilnehmer haben die Idee des Gedenkprojektes und die Vermittlung des Wissens über die Geschichte des KZ Sachsenburg für ein breites Publikum wesentlich vorangetrieben und pädagogische Formate entwickelt. Im Mai 2018 gründeten sie den gemeinnützigen Verein „Geschichtswerkstatt Sachsenburg“.

Die Interaktion zwischen der Stadt und den gesellschaftlichen Initiativen verlief nicht immer reibungslos. Die Kontroversen entzündeten sich insbesondere daran, welchen Umfang die geplante Gedenkstätte einnehmen und wie schnell sie entstehen sollte. Die Initiativen waren der Ansicht, dass das Tempo des Projektfortschritts nicht ausreichte. 2018 stellte die Stadt Frankenberg einen Antrag auf Projektförderung nach der Gedenkstättenkonzeption des Bundes bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM). Grundlage des Antrags war das Konzept der Gedenkstätte, das im Auftrag der Stadt von Anna Schüller vorbereitet wurde. Dieser Antrag wurde abgelehnt, jedoch mit der Empfehlung versehen, nach der fachlichen Überarbeitung des Konzepts einen zweiten Antrag zu stellen. 2021 erarbeitete die Stadt Frankenberg ein neues Konzept der Gedenkstätte, auf dessen Grundlage ein neuer Antrag auf die Bundesgedenkstättenförderung gestellt wurde. Dieser Antrag wurde von der BKM weitestgehend bewilligt, und nun steht die Stadt vor der Aufgabe, weitere praktische Schritte zur Realisierung des Projektes umzusetzen. Nach diesem Konzept soll die Hauptausstellung der Gedenkstätte im Gebäude der ehemaligen Kommandantur des Lagers untergebracht werden. Zum Gebäudekomplex der Gedenkstätte gehören auch die Baureste der Kommandantenvilla, die laut Projekt teilweise erhalten und musealisiert werden sollen. Bei erfolgreicher Umsetzung ist die Eröffnung der Gedenkstätte für 2024 geplant.

Autor

Dr. Mykola Borovyk
m.borovyk@frankenberg-sachsen.de



Frankenberg vom Kriegsende bis 1989

Andreas Klöden

Nachdem die Stadt Frankenberg am 7. Mai 1945 durch den Chefarzt des Krankenhauses Dr. Ulrich Wolff und Schulhausmeister Josef Schauer – beide waren den von Hainichen her vorrückenden Einheiten der Roten Armee mit einer weißen Fahne entgegen gegangen – kampfflos übergeben wurde, trafen sich einen Tag später, am 8. Mai, Amerikaner und Angehörige der Roten Armee auf dem Frankenger Markt, um gemeinsam die bedingungslose Kapitulation Deutschlands zu feiern. Damit war für Frankenberg der Zweite Weltkrieg vorbei.

Zunächst bildete die Zschopau die Trennlinie zwischen amerikanischen und sowjetischen Besatzungstruppen. Die Amerikaner zogen sich schon am 19. Mai 1945 endgültig aus der Stadt und ihrer Umgebung zurück. Bereits fünf Tage vorher war in Frankenberg ein sowjetischer Stadtkommandant namens Molotov eingesetzt worden. Dieser ernannte am Tag des amerikanischen Abzugs Walter Herwig zum Bürgermeister der Stadt. Am 3. Juni 1945 bezogen Einheiten der Roten Armee die Kaserne der Stadt und drei Tage später das ehemalige Lehrerseminar.

Nachdem gemäß Befehl Nr. II der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) politische Parteien wieder zugelassen waren, bildete sich am 18. Juli 1945 ein kommissarischer Stadtrat, bestehend aus je vier Mitgliedern von KPD, SPD und LDP sowie nach deren Gründung der CDU. Bereits einen Monat vorher war Bürgermeister Walter Herwig seines Amtes schon wieder enthoben worden. Neues Stadtoberhaupt war nun Oberingenieur Richard Dirks. Aber auch dessen Amtszeit währte nicht lange. Er wurde bereits am 8. Oktober 1945 durch Fritz Helbig aus Oederan ersetzt. Am Jahresende 1945 setzt sich das Frankenger Ratskollegium wie folgt zusammen: Bürgermeister Fritz Helbig, seine Stellvertreter Piepenbreier und Frisch sowie je vier Stadträte der KPD, LPD, CDU. Die SPD stellte drei Stadträte. Die monatlichen Sitzungen des Gremiums fanden im damaligen „Haus der Parteien“, dem früheren Herrenhaus des Ritterguts Frankenberg-Neubau, statt.

Die Zusammenarbeit zwischen Stadtverwaltung und sowjetischer Besatzungsmacht in Frankenberg wurde als von gegenseitigem Vertrauen geprägt dar-

Maidemonstration in Frankenberg, frühe 1970er Jahre
Stadttarchiv Frankenberg/Sa.

Frankenberg, Herrenhaus des Ritterguts, nach dem Krieg „Haus der Parteien, dann Heimatmuseum, 1955
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek,
Foto: Walter Möbius



gestellt. Schon bald nach dem Einzug der sowjetischen Besatzungstruppen kam es zu Erleichterungen des täglichen Lebens, zum Beispiel durch die Genehmigung, wieder Kinoveranstaltungen durchzuführen. Allerdings bestanden in den folgenden Monaten, wie überall in der Sowjetischen Besatzungszone, Schwierigkeiten, die Bevölkerung mit Nahrungsmitteln, Energie und Brennstoffen zu versorgen. Die Probleme wurden durch den steten Zuzug von Vertriebenen verstärkt. Um die begrenzte Transportkapazität zur Versorgung effektiv ausnutzen zu können, wurde von der Stadtverwaltung eine Fahrbereitschaft eingerichtet und deren Fahrten koordiniert. Insbesondere bei der Kartoffel- und Brotversorgung gab es dennoch permanent Schwierigkeiten. Vor allem Koks zur Heiz- und Kochgasgewinnung war äußerst knapp. Besser stand es um die Versorgung mit Kohle, speziell Braunkohle. Hierbei bewährte sich eine damals bestehende Partnerschaft mit der Gemeinde Plessa in Brandenburg. Die am Kriegsende schwer zerstörte Gemeinde lieferte aus in deren Nähe befindlichen Braunkohlegruben im Tausch gegen Baumaterial und vor allem Zigarren den wertvollen Brennstoff. Obwohl die Frankenger Stadtwerke ohne größere Kriegsschäden geblieben



Frankenberg, ehemaliges Ballhaus „Stadtpark“, um 1960
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

ben waren, kam es durch Betriebsschwierigkeiten der Zulieferwerke Gröba und Chemnitz zu häufigen Stromsperrern.

Angespannt war auch die Wohnungssituation in der Stadt. Ungefähr 2.570 Vertriebene blieben in der Stadt, für die zusätzlicher Wohnraum geschaffen werden musste. Der allgemeine Gesundheitszustand der Bevölkerung wurde vom Chefarzt des Krankenhauses, Dr. Simon, als nicht gut beschrieben. Ausschlaggebend hierfür waren vor allem Mangelernährung und die soziale Lage, aber auch Wohnungsnot, daraus resultierende mangelhafte hygienische Bedingungen sowie die weit verbreiteten Geschlechtskrankheiten.

Gemäß Befehl Nr. 124 der SMAD vom 30. Oktober 1945 wurden in der Stadt Frankenberg 25 Betriebe unter Zwangsverwaltung gestellt und später enteignet. Demontiert wurden zwei Betriebe. Im Jahr 1945 waren in der Stadt Frankenberg ca. 2.400 Personen in der Industrie beschäftigt.

Um die allgemeine Not in der Stadt zu mindern, wurde auch hier die im Oktober 1945 in Dresden gegründete Hilfsorganisation „Volkssolidarität“ tätig. Neben Geld- und Sachspendensammlungen, der Einrichtung einer Volksküche mit einer Kapazität von immerhin fast 6000 Portionen im Jahr, der Patenschaft für die bereits erwähnte Gemeinde Plessa und damit verbundener Brennstoffbeschaffung, gestaltete die Hilfsorganisation die erste „Volkssweihnacht“ nach dem Krieg. Für rund 3.400 Kinder im Alter von 2 bis 14 Jahren wurden hierfür vor allem Kuchen und Spielzeug zur Verfügung gestellt.

Mit der Bodenreform wurde das Rittergut Frankenberg-Neubau der Familie von Sandersleben enteignet. Die Flächen befanden sich überwiegend im Frankenger Stadtgebiet. Sie wurden an fünf Neubauern, acht landarme Bauern und einige Kleinsiedler aufgeteilt.

Am 21. April 1946 wurden im Ballhaus „Stadtpark“ auch in Frankenberg KPD und SPD zwangsvereinigt und sieben Tage später erfolgte in der Aula der Volksschule II die Gründung der Ortsgruppe der Freien Deutschen Jugend (FDJ).

Im gleichen Jahr beschlossen die Stadtverordneten eine neue Hauptsatzung für die Stadt, und umgeben von umfangreicher Agitation und Propaganda fand am 30. Juni 1946 der Volksentscheid zum „Gesetz über die Übergabe von Betrieben von Kriegs- und Naziverbrechern in das Eigentum des Volkes“ statt. Dabei stimmten 8.008 Bürger für und 993 Bürger gegen das Gesetz, weitere 421 abgegebene Stimmen waren ungültig.

Im Jahr 1947 wurde in Frankenberg erstmals wieder eine Jugendweihe durchgeführt, und die Stadtverwaltung, Volkssolidarität und Parteien starteten den Aufruf „Rettet unsere Kinder!“. Hintergrund der Aktion war die immer noch weit verbreitete Unterernährung von schulpflichtigen Kindern. Im Rahmen dieser Aktion konnte die Zahl der verabreichten Portionen Schulspeisung zwar von 100 auf 500 gesteigert werden, der Großteil der Kinder blieb aber vorerst weiter unterernährt, erhielt oft nicht einmal ein Mittagessen.

Für die Durchführung des Befehls Nr. 201 der SMAD vom 16. August 1947 – er beinhaltete die „Richtlinien zur Anwendung der Direktiven Nr. 24 und Nr. 38 des Kontrollrates über die Entnazifizierung“ – wurde in der Stadt Frankenberg die Bildung einer Entnazifizierungskommission für den Landkreis Flöha, zu welchem die Stadt damals gehörte, bekanntgegeben. Im heutigen Ortsteil Sachsenburg richtete man im gleichnamigen Schloss einen Jugendwerkhof ein, der bis 1967 bestand. Aus dem Gebäude des ehemaligen Königlich Sächsischen Lehrerseminars wurde 1948 die Landesverwaltungsschule Sachsen. Hier referierte am 19. Mai des Jahres Walter Ulbricht vor führenden Funktionären über das Thema „Die nächsten Aufgaben der Verwaltungen“. In dieser Einrichtung wurden bis zum Ende der DDR Staatsfunktionäre und Bürgermeister aus- und weitergebildet. 1990 endete diese Ära mit dem Beschluss zur Abwicklung. Doch damit war die Geschichte der für Frankenberg bedeutenden Einrichtung nicht beendet.

Herausragendes Ereignis des Jahres 1949 war auch für die Stadt Frankenberg die Gründung der DDR am 7. Oktober. In deren Folge übergab am 15. November 1949 der zuständige Kommandant der sowjetischen Militärverwaltung, Oberst Shevtshuk, die Verwaltung in die Hände des Landkreises Flöha.

Mit dem 1. Juli 1950 wurde Ortelsdorf nach Gunnersdorf eingemeindet, die Gemeinde Gunnersdorf schließlich am 1. Oktober 1961 nach Frankenberg. Damit vergrößerte sich die Stadt westlich der Zschopau bis an die Ortsgrenze von Lichtenwalde.

Im gleichen Jahr gründeten sich Ortsgruppen der National-Demokratischen Partei Deutschlands (NDPD) und der Demokratischen Bauernpartei Deutschlands (DBD). Damit waren alle Parteien der DDR mit Ortsgruppen in Frankenberg vertreten.

Im darauffolgenden Jahr 1951 wurde die Erich-Viehweg-Schule eingeweiht. Mit der Namensgebung würdigte man die Verdienste des Pädagogen für das sächsische Schulwesen in der Zeit der Weimarer Republik und nach dem Ende des Dritten Reiches. Durch die für damalige Verhältnisse sehr fortschrittlichen und dadurch zweckmäßigen Architektur des Gebäudekomplexes, erhielt die Stadt ihre für lange Zeit modernste Schule.

Im Zuge Verwaltungsreform von 1952 kam Frankenberg, bisher zum Kreis Flöha gehörend, in den neu gebildeten Kreis Hainichen.

Das seit dem 2. Januar 1950 für ca. 3,5 Millionen DDR-Mark sanierte Krankenhaus wurde im Juli 1953 übergeben. Es verfügte zu dieser Zeit über acht Stationen mit 284 Betten. Ärztlicher Direktor war zunächst Medizinalrat Dr. Wolff. Mit dessen Eintritt in den Ruhestand übernahm Obermedizinalrat Dr. Schneider 1963 diese Funktion. Auf ihn folgten 1981 Dr. Eisold und später Dr. Aisch. Im benachbarten ehemaligen Amtsgericht richtete man eine moderne Großwäscherei ein.

Der Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 verlief in Frankenberg relativ ruhig. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juni wurde die Dienststelle der Kasernierten Volkspolizei in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt. Die Staatssicherheit ordnete im gesamten Bezirk Karl-



Marx-Stadt an, die Sicherung der Sirenen zu entfernen, damit durch diese keine Signale der aufständischen Arbeiter weitergegeben werden konnten.

Frankenbergs erste Kinderkrippe öffnete 1954 in der Dr.-Wilhelm-Külz-Straße. In der gleichen Straße baute man 1958 die ehemalige Villa Richter zum Feierabendheim für 40 Rentner um. 1958 wurde durch die Zusammenlegung von sechs Betriebssportgemeinschaften die BSG Turbine Frankenberg gegründet. Einer der bekanntesten Lebensmittelläden der Stadt, der Konsum an der Ecke Humboldtstraße/ Straße der Befreiung (Markt), wurde 1959 als erster Selbstbedienungsladen der Stadt eingerichtet.

Mit dem Bezug der ersten zwölf Wohnungen auf der Lützelhöhe, der erste Spatenstich dazu erfolgte am 9. April 1957 durch Bürgermeister Häuptner, begann der Neubau von Wohnungen in größerem Umfang. In den folgenden Jahren wurden allein auf der Lützelhöhe 586 Wohnungen neu errichtet. Dafür musste allerdings 1968 der 18 m hohe Bismarckturm weichen. Dieser stand ungefähr an der Stelle der heutigen Richard-Wagner-Straße 14 bis 16. Ausschlag gebend für den Bau des ersten Neubaugebietes in Frankenberg war der Mangel an modernem zweckmäßigem Wohnraum. Die Wohnungen wurden durch die Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft, kurz AWG und Eigenleistungen der Mitglieder errichtet. Das Ziel, bereits damals ausreichend Wohnraum für alle Werktätigen zur Verfügung zu stellen, wurde während der gesamten Zeit des Bestehens der DDR trotz vielfältiger Anstrengungen nie erreicht.

Durch Brandstiftung geriet 1960 ein Teil des Dachstuhls von Schloss Sachsenburg in Brand. Im Rahmen des Wiederaufbaus suchten Kreisdenkmalpfleger zunächst nach Bauunterlagen, mussten aber bald feststellen, dass in Archiven und Heimatmuseum keine mehr aufzufinden waren. Dennoch gelang es, durch Vermittlung des VEB Hochbauprojektierung Karl-Marx-Stadt einige für den Wiederaufbau brauchbare Unterlagen zu erhalten. Empörung herrschte unter den Fachleuten jedoch über den Umgang mit der historischen Bausubstanz im Inneren des Schlosses. Für die Wiederherstellung des originalen Bauzustandes fehlte es jedoch an Baukapazität und vor allem finanziellen Mitteln.

Frankenberg, Erweiterungsbau des Krankenhauses, Postkarte, 1953
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

Prospekt der Walter Hunger KG,
vor 1960
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



Blick zur alten Hammertalbrücke,
Postkarte, um 1960
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



Am 1. Mai 1960 schlossen sich die Altbauern Vogel-sang, Braune und Uhlig aus Ortelsdorf zur LPG Typ 1 mit dem Namen „8. März“ zusammen. Frankenberg und damit der gesamte Kreis Hainichen waren nun „vollgenossenschaftlich“.

Der Bau der Berliner Mauer 1961 wurde von der hier erscheinenden „Volksstimme“ im Sinne der SED-Propaganda gewürdigt. Stimmen, die den Mauerbau befürworteten kamen vor allem aus folgenden Betrieben der Stadt: VEB Barkaswerke, VEB Fahrzeughydraulik, VEB Steppdecken und Bettenfabrik, VEB (K) Bau sowie der FDJ-Grundorganisation des VEB Walzengravierwerk. Es gab auch Einwohner aus Frankenberg, die wegen der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse die DDR verließen, genaue Zahlen sind jedoch nicht bekannt. Als bekanntestes Beispiel darf die Flucht des Unternehmers Walter Hunger gelten. Der Hydraulikfabrikant hatte es durch bahnbrechende Erfindungen und Patente geschafft, seine Firma zu einem marktführenden Unternehmen in den Bereichen Kipphydraulik, Tieflader für Schwertransporte und sogar Planiertrauben zu entwickeln. Vor dem Hintergrund immer stärker werdender staatlicher Eingriffe in den Vertrieb seiner Produkte sowie verschärfter Steuergesetze, vor allem aber wegen der drohenden Verstaatlichung seines Unternehmens setzte er sich

Autor
Andreas Klöden
Frankenberg/Sa.

mit seiner Familie und einigen Mitarbeitern in die Bundesrepublik ab.

Die Verwaltungsschule wurde 1968 in Fachschule für Staatswissenschaft, Außenstelle „Dr. Kurt Fischer“ umbenannt. Im darauffolgenden Jahr erfolgte die Eingliederung in die Fachschule für Staatswissenschaften Weimar. Mit der Schließung der Dittersbacher Schule 1970, mussten deren Schüler nun die Bildungseinrichtungen der Stadt Frankenberg besuchen. Der Schülertransport erfolgte, wie damals üblich, mittels Schulbussen oder privat. Direkt neben dem Bahnhof wurde 1971 ein neuer Busbahnhof übergeben und so eine Schnittstelle für den Personennahverkehr geschaffen. Weitreichende Folgen für die Fauna in und an der Zschopau hatte 1976 eine schwere Havarie mit Chemikalien im Motorradwerk Zschopau. Diese führten von Zschopau bis zur Mündung in die Mulde zu einem Fischsterben, von dem sich der Fluss erst Jahre später erholte. Im wahrsten Sinne des Wortes verendeten dabei Fische, deren Vorkommen in der Zschopau auch so mancher Angler nicht für möglich hielt, „tonnenweise“.

Am 9. August 1979 begann die Sanierung des Hammertalviadukts. Denkmalschützer hatten sich bemüht, hierbei irgendwie das Aussehen der alten Brücke zu erhalten. Das Problem war jedoch die dadurch wesentlich längere Bauzeit über ein Jahr hinaus. Also wurde aus „volkswirtschaftlichen“ und Gründen der Landesverteidigung, die ortsansässige Garnison der NVA benötigte die Bahnstrecke zum Transport von Bewaffnung und Personal, eine nüchterne, relativ schnell zu bauende Betonbrücke errichtet. Die alte Brücke wurde gesprengt.

Zur Verbesserung der Essensversorgung Frankenger Schüler baute man 1981 an der Friedrich-Engels-Straße eine zentrale Schulküche. Deren Vorläuferin in der Humboldtstraße wurde 1982 zu einer Poliklinik umgebaut.

Der Marktbrunnen, auch „Nackter Mann“ genannt, wurde 1983 rekonstruiert und spendete nun wieder Wasser. Für das Neubaugebiet Äußere Freiburger Straße legte man den Grundstein. Bereits ein Jahr später, 1984, stellte man eine kombinierte Kinder-einrichtung (Kinderkrippe und -garten) sowie eine neue Schule fertig. Daneben entstand eine Kaufhalle. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden 1.651 Wohneinheiten gebaut. Damit versuchte man das Wohnungsbauprogramm der DDR, beschlossen auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 unter dem Motto „Jedem seine Wohnung“, umzusetzen. Allerdings beschränkte man sich dabei größtenteils auf die Errichtung von Neubaugebieten auf der „grünen Wiese“, die Altbau-substanz wurde sträflich vernachlässigt.

Nach sechsjähriger Innenrenovierung weihte man 1986 die Frankenger Kirche wieder ein. Der Höhepunkt im städtischen Leben der 1980er Jahre war die 800-Jahrfeier vom 23. bis zum 26. Juni 1988. Die Frankenger Bürger und tausende Besucher von außerhalb feierten das Jubiläum der Stadt mit einem großen Festumzug und vielen anderen Vergnügungen. Zu diesem Zeitpunkt ahnte noch keiner, dass bereits ein Jahr später Ereignisse stattfanden, die unsere Stadt und unser Land völlig verändern sollten.



Frankenberg von 1989 bis heute

Aspekte des Wandels

Andreas Klöden

Ende der 1980er Jahre wurden die politischen, ökonomischen und ökologischen Probleme der DDR immer sichtbarer. Der Alltag war geprägt von politischer Gängelung, Unterdrückung und Mangelwirtschaft. Bereits vor den Kommunalwahlen am 7. Mai 1989 wurden vielerorts Aussprachen über diese Probleme geführt, bei denen die Missstände aufgezeigt und angeprangert wurden. Auch kam es zu Unmutsäußerungen über das bestehende Wahlsystem. Als das Ergebnis der Wahl dann veröffentlicht wurde, es war trotz aller Manipulation und Fälschung, das schlechteste je erreichte in der gesamten DDR, kam es bald darauf zu Demonstrationen und Protesten. In Frankenberg blieb es jedoch relativ ruhig. Lediglich in kirchlichen Kreisen gab es eine „Bewegung von unten“. Im Sommer 1989 überschlugen sich dann die Ereignisse. Tausende DDR-Bürger nutzen die Sommerferien, um über Ungarn in den Westen zu fliehen oder begaben sich mit gleichem Ziel in die bundesdeutschen Botschaften in Prag, Warschau oder Budapest. Als diese Bürger dann ausreisen durften, bestand die DDR-Führung darauf, Sonderzüge mit den Botschaftsflüchtlings aus Prag noch einmal über DDR-Territorium fahren zu lassen.

Tausende ausreisewilliger Bürger versuchten, auf den Zug in Richtung Freiheit aufzuspringen oder diesen gar zu stoppen. So kam es zu den bekannten Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht rund um den Hauptbahnhof Dresden. Eine Folge dieser Ereignisse war, dass man die nächsten Züge mit ausreisewilligen Botschaftsflüchtlings über Ausweichstrecken leitete. Dadurch fuhren auch Züge über die Strecke Roßwein – Niederwiesa und gelangten so durch Frankenberg. Hier wurden alle Brücken, Langsamfahrstellen sowie Bahnübergänge durch Sicherheitskräfte kontrolliert und überwacht, um ein Aufspringen auf die Züge zu verhindern. Nachdem sich zum 40. Jahrestag der Gründung der DDR deren Führung noch einmal kräftig feiern ließ, kam es überall in Stadt und Land zu massiven Protesten. Auch in Frankenberg nahm die Zahl derer, die sich nicht mehr mit den herrschenden Zuständen abfinden wollten stetig zu. Eine herausragende Rolle spielte während dieser ereignisreichen Zeit, besonders auf dem Land und in Kleinstädten wie Frankenberg, die Kirche. Pfarrer in der Evangelisch-Lutherischen Kirchgemeinde Frankenberg war seit 1983 Reinhard Pappai. Er organisierte maßgeblich die Ge-

Frankenberg, Brücke zwischen Stadtzentrum und Landesgartenschau­gelände, 2019
Foto: Stadtverwaltung Frankenberg/Sa.

sprächsrunde vom 30. Oktober 1989 in der St. Aegidienkirche. Bereits vor Beginn der Gesprächsrunde war die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt, und vor dem Gotteshaus standen noch einmal ca. 3000 Menschen. Im Präsidium der Veranstaltung hatte neben den Vertretern aus Kirche und Opposition auch der amtierende Bürgermeister Unger Platz genommen. Die Stimmung war gereizt und drohte zu eskalieren. Erst als der Moderator, Pfarrer Reinhard Pappai, auf das drohende Chaos hinwies, beruhigte sich die Lage.

Ein zweites Forum fand am 9. November ebenfalls in der St. Aegidienkirche statt. Kurz vor Beginn der Veranstaltung wurde die Grenzöffnung bekanntgegeben. Aus diesem Anlass wurde kurzfristig eine Demonstration durch die Stadt organisiert, die mit einer Kundgebung auf dem Dammpfad endete. Das Motto dieser Kundgebung lautete: „Auf neuen Wegen, aber nicht in alten Schuhen“. In verschiedenen Redebeiträgen wurde der Wunsch der Bürger nach Neugestaltung und mehr eigenständiger Verantwortung geäußert. Die häufige Unterbrechung der Rede des Bürgermeisters durch Zwischenrufe und Pfiffe zeigte, dass man kein Vertrauen in die alten Strukturen mehr hatte. Anfang Dezember fand ein weiteres Bürgerforum im Saal des Volkshauses statt, an dem neben Bürgermeister Unger auch Vertreter des Rates des Kreises Hainichen teilnahmen. Hier ging es vor allem um die Veränderungen in der DDR. Von Wiedervereinigung war noch nicht die Rede! Jedoch wurden bald Rufe danach laut und immer lauter.

Zunächst fanden aber am 18. März 1990 die erste, gleichzeitig auch die letzte freie Wahl zur Volkskammer der DDR statt. Diese waren wegen der sich überstürzenden Ereignisse rund um die beiden deutschen Staaten vom ursprünglich geplanten Termin 6. Mai, vorverlegt worden. Gleichzeitig wählten die Frankenger Bürger ihr erstes freies Stadtparlament, welches am 6. Juni im Volkshaus zur ersten Sitzung zusammentrat.

Bereits am 1. Februar wurde der erste Städtepartnerschaftsvertrag mit Frankenberg/Eder in Hessen geschlossen – der Beginn einer äußerst fruchtbaren und wirkungsvollen Zusammenarbeit beider Kommunen.

Ein weiteres einschneidendes Ereignis war die Währungsunion am 1. Juli 1990. Vor dem Gebäude der Sparkasse auf dem Kirchplatz bildeten sich lange Schlangen. Die Wartezeit betrug oft mehr als eine Stunde.

Mit dem Vollzug der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 wurde Frankenberg Standort der Bundeswehr.

Tiefgreifende Veränderungen gab es in der Bildungslandschaft der Stadt. Aus der Wilhelm-Pieck-Oberschule und der Otto-Grotewohl-Oberschule wurde mit der Eröffnung am 20. Dezember 1992 das Haus I des Gymnasiums Frankenberg. Das Gebäude der ehemaligen Er-

weiterten Oberschule „Ernst Schneller“ wurde Haus II. Seit 1998 trägt die Schule den Namen „Martin Luther“. Allerdings gibt es bis auf die Statue des Reformators, 1904 gestiftet und aufgestellt, anlässlich seines 500. Geburtstages 1984 restauriert und danach am heutigen Standort wiedererrichtet, keinen direkten Bezug zum Namensgeber. Am Haus II des Gymnasiums verweist seit 2018 eine von Ulrich Eißner geschaffene Büste, rechts neben dem Haupteingang, auf Heiner Müller. Einer der wichtigsten deutschen Dramatiker ging hier in den 1940er Jahren zur Schule. Als Bildungsstandort beherbergt Frankenberg heute fünf Schulen und sieben Kindergärten. Zuletzt erfolgte die Gründung einer Jugendkunstschule, die zukünftig im ehemaligen Postgebäude in der Humboldtstraße ihren Sitz haben soll.

1994 wurden die bis dahin selbständigen Gemeinden Altenhain, Langenstrieß und Sachsenburg-Irbersdorf nach Frankenberg eingemeindet. Mit der Gemeinde Mühlbach bestand seit diesem Jahr eine Verwaltungsgemeinschaft bis zur Eingemeindung 1998. Die Gemeinde Dittersbach kam 1995 zur Stadt.

In den folgenden Jahren fanden in Frankenberg umfangreiche Baumaßnahmen statt. 1993 erfolgte die Grundsteinlegung zur Sporthalle an der Erich-Viehweg-Oberschule. Im Juni 1996 begann die Sanierung des Rathauses. Dafür wurde über der gesamten Dachfläche des Gebäudes ein Notdach errichtet. 1997 wurde das sanierte und teilweise neu errichtete Sparkassengebäude eingeweiht. Ihm folgte im September das dahinter gelegene Parkdeck.

Um die Innenstadt vom hohen Verkehrsaufkommen zu entlasten, baute man zwischen Zschopau und Stadtzentrum in Verlängerung des Verlaufes der B 169 die Umgehungsstraße. Dafür mussten allerdings Teile der dort befindlichen Kleingartenanlage weichen. Freigegeben wurde sie am 5. September 1997. Am Tag der Deutschen Einheit 2000 weihte man den neugestalteten Kirchplatz ein. Die dort errichtete Plastik wurde vom ortsansässigen Architekten Olaf Sporbert geschaffen.

Am 12. August 2002 wurde Frankenberg, wie so viele Städte und Gemeinden, vom bisher schwersten Hochwasser heimgesucht, das bis dahin dokumentiert wurde. Ausgelöst durch eine sogenannte „Vb-Wetterlage“, begann ein langanhaltender Dauerregen, der die Zschopau und ihre Nebenbäche über die Ufer treten ließ. Der zuständige Krisenstab der Stadt traf sich am 12. August um 13.00 Uhr erstmalig. 20.18 Uhr löste das Landratsamt Mittweida Katastrophenalarm aus. Am nächsten Tag wurde die Frankenger Innenstadt gesperrt. Die Mitteilung darüber erfolgte über Lautsprecheransagen der Polizei da es infolge der Katastrophe zum Stromausfall im gesamten Stadtgebiet gekommen war. Mittlerweile stand das Wasser teilweise bis 2,20 m im Stadtgebiet, rund um das Landhotel am

Dammpfatz wurden sogar 2,40 m gemessen. In ihren Häusern eingeschlossene Bürger rettete man mit Hubschraubern der Bundeswehr und des Bundesgrenzschutzes und flog sie in ein erstes Notaufnahmeflager, eingerichtet in der Turnhalle der Neubauschule. Besonders schlimm hatte es Häuser und Betriebe entlang der B 169 getroffen, so auch den Gasthof „Wiesengrund“, der durch hochgiftigen Ölschlamm kontaminiert wurde, dessen Beseitigung und Entsorgung sich in der Folge als sehr schwierig erwies.

Mit dem Rückgang des Hochwassers zeigte sich die ganze Wucht der Zerstörung. Schwer beschädigt waren die Hängebrücke über die Zschopau in Sachsenburg, ein Teilstück der Hermann-Fischer-Straße, der Durchgang unter der Autobahn A 4 zum Schilfteich sowie große Bereiche des Ufers, seiner Befestigung entlang des Flusses und seiner Nebenbäche. Als die Einwohner begannen, die entstandenen Schäden zu beseitigen, säumten zunächst riesige Müllberge die betroffenen Straßen. Der Dammpfatz fungierte als Zwischenlager bis zum Abtransport des Mülls. Zum Glück gab keine schweren Verletzungen oder gar Todesfälle. 36 Bürger waren obdachlos geworden, 1.300 bis 1.400, die genaue Zahl lässt sich nicht mehr nachvollziehen, waren mehr oder weniger geschädigt. Es wurden 200 Anträge zur Schadensbeseitigung gestellt. Hilfskräfte mussten ca. 100 Keller auspumpen und wurden zu 20 Havarien mit Heizölaustritt gerufen. Die Spendenbereitschaft für die Betroffenen war groß. Auf einem extra eingerichteten Spendenkonto kamen 115.000 Euro zusammen. Der Gesamtschaden in der Stadt Frankenberg wurde auf ca. 36 Millionen Euro geschätzt.

Im Katastropheneinsatz standen zuerst die Kameraden der Freiwilligen Feuerwehr Frankenberg und den Ortsteilen. Viele Kameraden waren eigentlich selbst vom Hochwasser betroffen, halfen aber selbstlos bei der Bekämpfung und Beseitigung der Folgen. Unterstützt wurden sie dabei von Feuerwehren aus Hartmannsdorf und Mittweida, von Einheiten der Bundeswehr, dem Bundesgrenzschutz, dem Technischen Hilfswerk, der Schnellen Einsatzgruppe des Deutschen Roten Kreuzes Hainichen, der Bereitschaftspolizei Chemnitz sowie vielen freiwilligen Helfern.

Eine besondere Rolle in der Entwicklung der Stadt Frankenberg nahm das Krankenhaus ein. Bereits von 1990 bis 1992 erfolgte eine Sanierung der Einrichtung für ca. 9 Millionen DM. Die Berg- und Talfahrt der Einrichtung begann, als 1996 der Kreistag des damaligen Landkreises Mittweida die Gründung der Krankenhaus GmbH beschloss und das Frankenger Haus in diese eingegliedert wurde. Im Rahmen dieser Maßnahme verlagerte man die Station für Gynäkologie und Geburtshilfe nach Mittweida. Von vielen Frankenger Bürgern wurde die Maßnahme äußerst skeptisch gesehen. 2001 ging ein neu errichteter OP-Trakt mit Intensivstation in

Betrieb. Die Kosten hierfür beliefen sich auf 7,8 Millionen Euro. Als bekannt wurde, dass am 1. April 2003 die Chirurgie im Frankenger Krankenhaus geschlossen und ebenfalls nach Mittweida verlegt werden sollte, befürchtete nicht nur der Stadtrat eine Schließung des gesamten Krankenhauses, zumal die Maßnahme seitens der kaufmännischen Geschäftsleitung mit einer hoch defizitären Situation begründet wurde. Im November 2002 wurde seitens des Stadtrates zum Widerstand gegen diese Pläne aufgerufen. Die Chirurgische Station wurde zwar, wie angekündigt, zum 1. April 2003 geschlossen, gleichzeitig mietete sich jedoch die Klinikum Chemnitz gGmbH hier ein und betrieb die Chirurgie zunächst weiter. Nachdem die Lokalpresse ab 2010 immer wieder auf die unklare Situation bezüglich des Krankenhauses hinwies, das Klinikum Chemnitz den Mietvertrag für die Chirurgie kündigte und deswegen immer mehr Bedenken an dessen Weiterbestand aufkamen, wurden Stadtverwaltung und Bürger erneut aktiv. Allein 15.000 Unterschriften für den Erhalt der Klinik, Demonstrationen und Vorschläge für den Weiterbetrieb reichten nicht aus. Am 25. September 2013 beschloss der Kreistag des Landkreises Mittelsachsen die Schließung des Frankenger Krankenhauses. Dessen Versorgungsauftrag endete am 1. Januar 2014.

Ein wichtiger Schritt zur Verbesserung des kulturellen Angebots der Stadt war im Januar 2004 die Eröffnung des Kulturzentrums „Stadtpark“ im Hammertal. Endlich konnten in einem modern ausgestatteten Saal, Veranstaltungen, Konzerte, Tagungen und Empfänge durchgeführt werden. Das Gebäude selbst hatte dabei eine lange gastronomische Tradition. Es wurde jedoch seit seiner Errichtung immer wieder auch zweckentfremdet genutzt, unter anderem als Schießstand, Kino und Turnhalle. Seit 1994 stand die Immobilie schließlich leer. 2002 bis 2004 entstand ein moderner Ergänzungsbau. Die bestehende Bausubstanz wurde saniert und

Veranstaltungs- und Kulturzentrum „Stadtpark“, 2009
Foto: Stadtverwaltung Frankenberg/Sa.





Haus der Vereine im ehemaligen
Bahnhofsgebäude
Foto: Stadtverwaltung
Frankenberg/Sa.

entsprechend den neuen Erfordernissen umgebaut. Am 23. Januar 2004 erfolgte die offizielle Einweihung als kulturelles Zentrum der Stadt. Während anderswo für Demilitarisierung und Abrüstung demonstriert wurde, fand im gleichen Jahr in Frankenberg eine Demonstration für den Erhalt des Bundeswehrstandortes statt, gilt doch die Bundeswehr als wichtiger Wirtschaftsfaktor an jedem Standort. An dieser nahmen 1.500 Bürger und sogar der damalige Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, Georg Milbradt, teil.

Die Entwicklung der Stadt Frankenberg als Bildungsstandort wurde stetig weiterbetrieben. Im Januar 2009 endet die Sanierung der Viehwegschule, die im Jahr darauf ihr 60-jähriges Bestehen feierte. 2010 entschied der Stadtrat, das Bahnhofsgebäude als soziokulturelles Begegnungszentrum umzunutzen. Das Gebäude wurde saniert und bereits im darauffolgenden Jahr fand die Schlüsselübergabe statt. 15 Vereine bezogen ihr neues Domizil.

2011 nahm das Bildungszentrum im Gebäude der ehemaligen Verwaltungsschule seinen Betrieb auf. Als neue Nutzer bezogen die Astrid-Lindgren-Grundschule, die Evangelische Grundschule, Kinderbücherei und zunächst die Jugendkunstschule das sanierte Gebäude. Gegenüber dem Bildungszentrum wurde 2013 eine weitere moderne Sporthalle eingeweiht. Damit wurde der markante Gebäudekomplex einen Verwendungszweck zugeführt, der fast an seinen Beginn erinnerte. Wurden hier zunächst Lehrer ausgebildet, später Funktionäre und Bür-

germeister linientreu geschult, erlernten dann Beamtenanwärter für den mittleren Dienst im Sinne der freiheitlich demokratischen Grundordnung ihr Handwerk. Nachdem auch diese Epoche endete, sind es nun Lehrer und Erzieher die Kinder in den Grundschulen auf ihren weiteren Bildungsweg vorbereiten.

Seitens der zuständigen Träger wurde seit der Wiedervereinigung sehr viel in den Straßenbau investiert. Mit dem sechsspurigen Ausbau der Autobahn A 4 erhielt Frankenberg eine neue Anschlussstelle an der B 169.

Die Eisenbahnstrecke von Chemnitz über Niederwiesa nach Hainichen, an der Frankenberg liegt, wurde nach mehrjähriger Sanierung am 11. Dezember 2004 durch die Chemnitzer Citybahn für den Personenverkehr wiedereröffnet. Auf der Strecke bis Chemnitz Hbf verkehrten zunächst Dieseltriebwagen vom Typ VT 515. Mit der weiteren Verwirklichung des „Chemnitzer Modells“ kamen ab 2016 moderne Fahrzeuge vom Typ „Citylink“ der Firma Vossloh zum Einsatz. Nun waren Fahrten ins Chemnitzer Zentrum und weiter bis zur Haltestelle Technopark ohne Umsteigen möglich.

Im Juni 2013 wurde Frankenberg erneut von einem schweren Hochwasser betroffen. Zwar stieg das Wasser nicht ganz so hoch wie 2002 und auch die Schäden waren etwas geringer, trotzdem musste auch diese Flut mit der Bezeichnung „Jahrhundertflut“ bedacht werden. Seitdem wurde entlang der B 169 viel in die Errichtung von Bauten für den Hochwasserschutz investiert.



Vor dem Haus Freiburger Straße 1 wurden 2014 Stolpersteine zum Gedenken an die Eheleute Sielmann und deren Tochter – sie lebten 25 Jahre in Frankenberg – verlegt. Gefeierte wurde in diesem Jahr auch das 25. Jubiläum der Städtepartnerschaft mit Frankenberg an der Eder. Aus diesem Anlass besuchte der hessische Ministerpräsident Volker Bouffier die Stadt und sprach im Veranstaltungszentrum „Stadtpark“ vor Gästen.

Nach mehreren Anläufen erhielt Frankenberg am 21. Dezember 2014 den Zuschlag zur Ausrichtung der 8. Sächsischen Landesgartenschau. Damit wurde die Chance ergriffen, mit relativ geringen städtischen Eigenmitteln vor allem durch großzügige Förderung durch den Freistaat Sachsen eine grüne Oase mitten in der Stadt und deren Randgebiet zu verwirklichen. Herzstücke wurden der Naturerlebnisraum Zschopauaue und die Paradiesgärten Mühlbachtal. Von einem Teil der Bevölkerung kritisiert wurde hierbei das Verschwinden des markanten Rundturmgebäudes der ehemaligen Firma LISEMA im Rahmen des am 5. Oktober 2016 genehmigten Totalabbruchs. Erhalten blieb eine ehemalige Halle der Firma, die während der Landesgartenschau als Blumenhalle mit wechselnden Ausstellungen diente und danach zum Erlebnismuseum „ZeitWerkStadt“ umgebaut wurde. Im Rahmen der Gartenschau wurden neue Sport- und Freizeitmöglichkeiten geschaffen und Spielplätze angelegt. Das Mühlbachtal gestaltete man zu einer grünen Oase mitten in der Stadt um. Das Motto der Schau

lautete folgerichtig „Natürlich mittendrin“. Insgesamt besuchten über 400.000 Besucher die 8. Landesgartenschau des Freistaates Sachsen vom 20. April bis 6. Oktober 2019.

Zu einem Großbrand kam es am 31. März 2017 in der Firma Color Textil. Dabei wurde der größte Teil der Produktionshallen vernichtet. Am 21. September gaben daraufhin die Eigentümer der Firma deren Schließung bekannt. Alle Bemühungen, die Produktion irgendwie wieder aufzunehmen, waren gescheitert.

Die Eröffnung des Erlebnismuseums „ZeitWerkStadt“ im Juli 2021 bildete einen Höhepunkt der kulturellen Entwicklung Frankenburgs. Im September 2022 sollte der Tag der Sachsen in Frankenberg stattfinden, für den die Stadt nach ihrer Bewerbung den Zuschlag erhalten hatte. Allerdings bewilligte der Stadtrat am 19. Januar 2022 nicht die benötigten städtischen Eigenmittel, so dass das Volksfest abgesagt werden musste.

Zusammenfassend sei gesagt, dass Frankenberg nach der Wiedervereinigung die Probleme aller ostdeutschen Städte hatte. Trotz Bevölkerungsschwund, der aus verschiedenen Gründen bis heute anhält, wurde seit der Wiedervereinigung viel getan, um die Stadt modern, attraktiv und lebenswert in allen Bereichen zu machen. Dass dabei nicht alles sofort zu verbessern ist, Rückschläge nicht ausbleiben und nicht immer jeder Bürger den Sinn der getroffenen Maßnahmen durchschaut und damit einverstanden ist, liegt im Wesen unserer Demokratie.

8. Sächsische Landesgartenschau in Frankenberg, Bereich Zschopauaue, 2019
Foto: Stadtverwaltung Frankenberg/Sa.

Autor
Andreas Klöden
Frankenberg/Sa.



Nachhaltige Fluss- und Auengestaltung

Die 8. Sächsische Landesgartenschau in Frankenberg

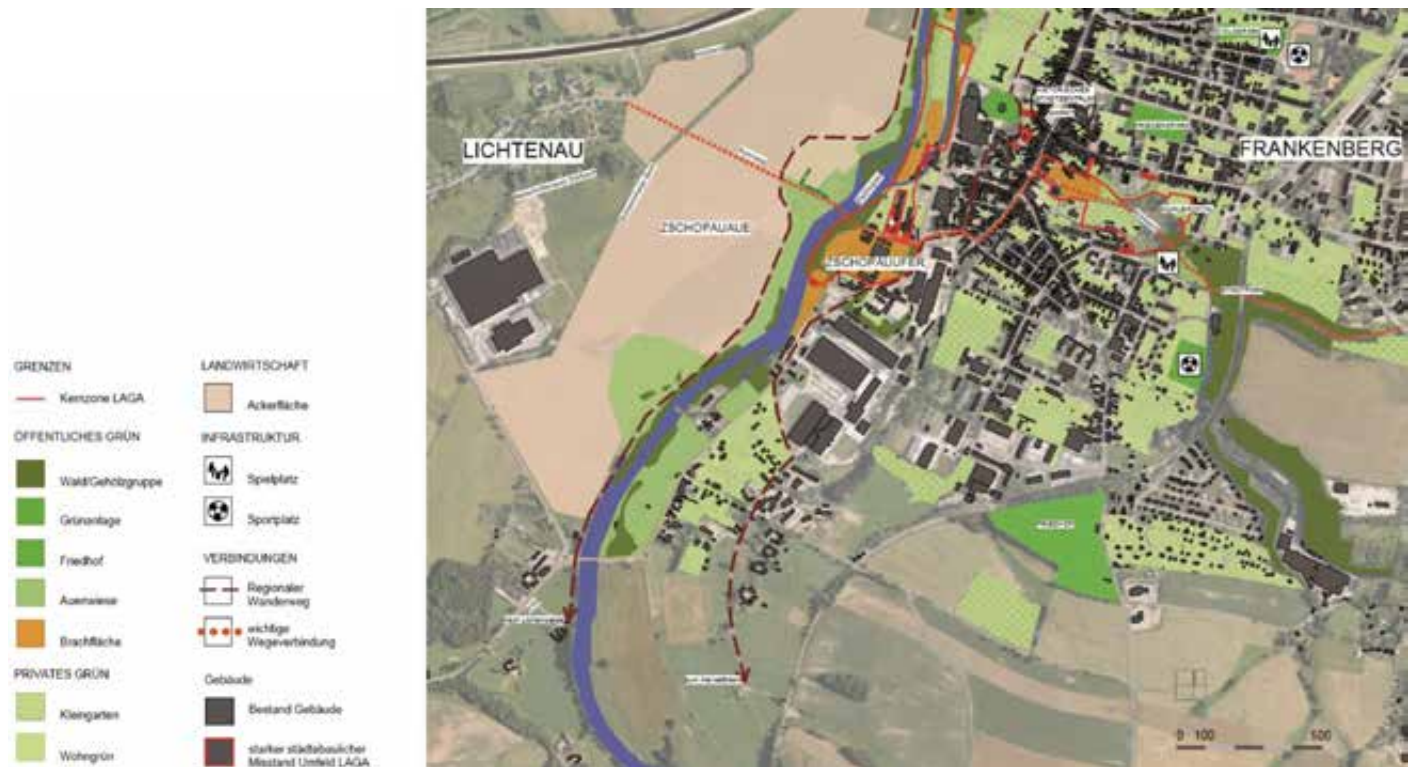
Matthias Häusler

8. Sächsische Landesgartenschau,
Paradiesgärten im Mühlbachtal
Foto: Stadtverwaltung
Frankenberg/Sa.

Jede Kommune kann sich in Sachsen für eine Landesgartenschau bewerben. Gleichwohl ist die Bewerbung an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Die sächsischen Landesgartenschauen verfolgen vor allem ein Ziel: sie sollen sowohl die Infrastruktur als auch die Lebens- und Umweltqualität kleiner und strukturschwacher Städte nachhaltig verbessern. Aus diesem Grund wird die Landesgartenschau nur an Klein- oder Mittelstädte vergeben, die in der Regel besonders vom demografischen Wandel und den damit einhergehenden

Folgen betroffen sind sowie ebenso über zahlreiche Altlasten verfügen. Die sächsische Regierung möchte dem Trend durch bessere Voraussetzungen und einen größeren Bekanntheitsgrad aktiv entgegenwirken.

Tiefgreifende sowie umfassende ökologische und infrastrukturelle Veränderungen sind an gewisse finanzielle Rahmenbedingungen bzw. Voraussetzungen geknüpft. Frankenberg investierte im Zuge der 8. Sächsischen Landesgartenschau 24,01 Millionen Euro in die beiden Veranstaltungsorte, den



Naturerlebnisraum Zschopauaue und die Paradiesgärten Mühlbachtal, sowie in Straßen, Plätze und Brücken. Ein Großteil des Betrags kam aus Fördermittelprogrammen des Bundes und der Europäischen Union. Die sächsische Landesregierung beteiligte sich mit einer Kofinanzierung in Höhe von 3,85 Millionen Euro.

Geografische Gegebenheiten des Landesgartenschaugebietes

Die Zschopau ist in Frankenberg ein siedlungstangierter Fluss, d. h. die Flusslandschaften sowie die dazugehörigen Auen befinden sich in Randgebieten von Kommunen. Das Abflussverhalten und die Wasserqualität ist nur wenig durch die Siedlungslage beeinträchtigt. Trotz allem wird aufgrund der Stadtnähe und dem Sicherheitsbedürfnis der Bevölkerung Einfluss auf die morphologische Ausgestaltung genommen. Obwohl es zu Eingriffen seitens des Menschen kommt, unterscheidet sich die Flora und Fauna nur geringfügig von den freilaufenden Gewässerabschnitten.

Obgleich der Mühlbach, wie es schon der Name verrät, nur ein kleiner Bach ist und in keiner Relation zur Wassermenge der Zschopau steht, besitzt er eine große Bedeutung für die Stadt. Wie bereits erwähnt, befindet sich das Mühlbachtal zentral in Frankenberg und ist somit in das komplette Stadtgebiet eingebettet.

Der letzte Abschnitt, also bevor der Bach in die Zschopau mündet, ist stark siedlungsdominiert geprägt, dies bedeutet, das Fließgewässer wird entscheidend durch die morphologischen, hydraulischen und chemischen Eigenschaften des Siedlungs- bzw. Nutzungsraums bestimmt. Im Ver-

gleich zu anderen Fließsektoren ist die Umgebung dieses Bereiches eher artenarm und von urbanen Elementen beeinflusst. Der vorletzte Bachabschnitt befindet sich ebenso im Stadtzentrum und wurde im Zuge der Landesgartenschau wieder renaturiert. Durch die Entfernung von Gartensparten sowie leerstehender Gebäude erhielt der Bach weitestgehend seinen natürlichen bzw. historischen Verlauf zurück. Darüber hinaus war es möglich, den Lebensraum der Flora und Fauna durch die Schaffung neuer Überflutungsgebiete und einer entsprechenden Bepflanzung nachhaltig zu verbessern. Aus diesen Gründen ist dieser Teilbereich, obwohl er innerhalb der Stadt liegt, eher siedlungstangiert statt -dominiert.

Durch die Kofinanzierung und die höheren Fördergelder ließen sich viele Industriebrachen schneller zurückbauen und die entsprechenden Gebiete renaturieren als gewöhnlich. Normalerweise dauert die flächendeckende Umwandlung von Industrie- oder Siedlungsflächen in natürliche Systeme Jahrzehnte. Aus diesem Grund ist die zusätzliche Unterstützung des Freistaates Sachsen ein sinnvolles und nachhaltiges Konzept, da es sowohl die Infrastruktur verbessert als auch enorm zur Renaturierung und somit zum Naturschutz beiträgt.

Ein weiteres für die Stadt und deren Genese bedeutsames Ereignis war die Jahrhundertflut 2002. Die Zschopau und der Mühlbach überfluteten große Teile der Stadt und richteten Schäden in Höhe von ca. 37 Millionen Euro an. Aufgrund dessen begann die Stadt bzw. die Region in den folgenden Jahren mit der Planung und dem Bau von Hochwasserschutzanlagen. Es wurden neue Hochwassermauern errichtet, die alte Deichmauer abgetra-

Stadtkarte Frankenberg mit Kartierung städtebaulicher Missstände
Gabriele Seelemann, 2014

gen und Überflutungsflächen geschaffen. Darüber hinaus entwickelte die Stadt mit den entsprechenden Fachleuten ein landschaftspflegerisches Konzept, welches weitreichende Ausgleichsplantungen und Ersatzmaßnahmen vorsah.

Konzept der Landesgartenschau

Zentrale Zielsetzung der Landesgartenschau war es, strukturelle und ökologische Defizite nachhaltig zu verbessern oder vollständig zu beseitigen. Eine langfristige und zukunftsorientierte Gestaltung der verschiedenen Stadträume und freien Nutzungsangebote war Voraussetzung, um die Lebensqualität nachhaltig zu steigern. Zusätzlich zur Aufwertung bereits existierender Strukturen sollten neue naturnahe Erlebnisorte bzw. Räume kreiert und die Gewässerufer der Mühlbach und der Zschopau für die Bevölkerung als vielfältige Freizeitangebote weiter erschlossen werden. Außerdem war es das Ziel, die verschiedenen Stadtteile durch grüne Spazierwege und ein erweitertes Geh- und Radwegnetz miteinander zu verbinden, um die Infrastruktur zu erhöhen.

Schlangenbrücke im Landesgartenschau Gelände
Foto: Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



Neben den städtebaulichen Aspekten war es der Stadt und den Planern ein wichtiges Anliegen, die ökologische Vielfalt der Tier- und Pflanzenwelt durch den Rückbau bzw. den Abriss von Industriebauwerken sowie anderen Gebäudeformen und geeigneten Pflanzungen bzw. Ansaaten zu sublimieren. Da die Landesgartenschau 2019 in zwei Stadtgebieten stattfand und somit unterschiedliche Gegebenheiten und Faktoren bei der Planung eine Rolle spielten, wird im Folgenden zwischen dem Konzept der Zschopauaue und dem des Mühlbachtals differenziert.

Das Landesgartenschau Gelände der Zschopauaue befand sich innerhalb der städtischen Grenzen und umfasste eine Fläche von 6,1 Hektar. Bereits einige Jahre vor dem eigentlichen Planungsbeginn begann die Stadt Frankenberg/Sa. mit dem Ankauf entsprechender Flurstücke sowie dem Abriss der baufälligen und ungenutzten Gebäude, was eine anschließende Verwilderung der Flächen zur Folge hatte. Das Gelände des ehemaligen VEB LISEMA wurde bereits während der abschließenden Konzeptionierung in Absprache mit dem Landesamt für Denkmalpflege rückgebaut, da eine Sanierung nicht finanzierbar gewesen wäre. Trotz allem sollte ein Teil des ehemaligen Möbelproduktionsstandorts in Form der Halle zukünftig erhalten bleiben.

Das Mühlbachtal liegt im Zentrum der Stadt und ist durch eine natürliche Topografie charakterisiert. Es umfasst eine Fläche von 4,7 Hektar. Das Tal stellt für Frankenberg eine bedeutsame naturnahe Verbindung der historischen Altstadt und dem Neubaugebiet im Osten Frankenburgs dar. Zum Zeitpunkt der architektonischen Planung und der Konzeptionierung war der Mühlbachtalabschnitt, in dem die Landesgartenschau stattfand, von einer brachliegenden und überwiegend verwilderten Kleingartensparte gekennzeichnet. Die Gartenanlage stellte eine massive Beeinträchtigung des Ökosystems sowie eine undurchdringliche Barriere beim Durchschreiten des Mühlbachtals dar. Darüber hinaus wäre es unter den Gegebenheiten nicht möglich gewesen, diesen städtischen Freiraum zur Naherholung für die Bürger nutzbar zu machen. Außerdem verhinderte ein brachliegendes Wohnhaus, dass das Wasser nicht in seinem historischen und natürlichen Bachlauf fließen konnte, wodurch die Entwicklung der Flora und Fauna zusätzlich beeinträchtigt wurde.

Aufgrund dieser Voraussetzungen und Gegebenheiten war es das Ziel, ein artenschutzfachliches Konzept zu erstellen, welches die Bedeutung und die Notwendigkeit eines nachhaltigen Naturschutzes verdeutlicht. Auf dieser Basis war es möglich, konkrete Renaturierungs- und Umgestaltungsmaßnahmen zu initiieren und den Standort Mühlbachtal natürlich und zukunftsorientiert zu entwickeln.

Umsetzung und Nachhaltigkeit

Im Zuge der Landesgartenschau wurden im Areal der Zschopauaue neue Freiräume geschaffen, die die Lage der Stadt und des Flussraumes betonen.

Ein entscheidendes Charakteristikum der Auen- bzw. Flusslandschaft ist die lineare Struktur, welche sich zudem in den geschaffenen Anlagen widerspiegelt. Die Rückbebauung der brachliegenden Industriegebäude erfolgte in mehreren Phasen, wodurch sich eine gezielte Renaturierung der Gebiete ergab. Durch diese Maßnahmen war es möglich, die natürliche sowie ökologische Fluss- und Auenlandschaft, trotz der neuen Hochwasserschutzmauern, in das Landesgartenschau Gelände zu integrieren. Insofern in Zukunft weitere Gebäude abzureißen sind, lässt sich die Verfahrensweise der linearen Freiräume entlang des Flusses bzw. der Aue weiterhin nutzen.

Die neu konstruierten Hochwasserschutzanlagen der Landestalsperrenverwaltung ließen sich unverändert in das Konzept miteinbeziehen. Die entstandenen Deiche ließen sich als Promenade in das Gelände der Laga integrieren und sind so von den Bewohnern dauerhaft nutzbar.

Darüber hinaus präsentierte die Landesgartenschau in der Zschopauaue ab dem 20. April 2019 zahlreiche Freizeit- und Lernangebote. Dies betrifft zum einen die verschiedenen Spielstätten oder das heutige Erlebnismuseum „ZeitWerk-Stadt“, das während der Laga als Blumen- und Cateringhalle fungierte.

Das Angebot der Zschopauaue verteilte sich über das komplette Areal, wodurch sich Zentrierungen vermeiden und Weitläufigkeit erzeugen ließen. Der Themenkomplex „Sport und Spiel“ wurde in der Zschopauaue vollständig umgesetzt. Innerhalb des Geländes ließen sich verschiedene Spiel- und Sportstätten errichten und mit naturnahem Raum verknüpfen.

Der „Sparkassen-Kletterpark“ ist ein Niederseilklettergarten. Er vereint mehrere aufeinanderfolgende Elemente aus Seilen, Holz, Podesten und Stelzentritten und schafft damit unterschiedliche Balancier- und Kletterbereiche mit differenten Schwierigkeitsgraden für alle Altersgruppen. Der „Physikalische Spielplatz“ behandelt physikalische Phänomene sowie Gesetze und steht mit dem Erlebnismuseums „ZeitWerk-Stadt“ in Verbindung. In Zusammenarbeit mit den Schülern des Martin-Luther-Gymnasiums wurde ein Konzept entwickelt, welches die physikalischen Teilbereiche der Optik, Akustik, Energie und Mechanik aufgreift. Mit Hilfe von Wippen, Tampenschaukeln, Schaukästen, einem begehbaren Kaleidoskop, einem Schauglas mit Blasebalg und einem Schwerkraftüberwinder können Kinder im Alter von sechs bis dreizehn Jahren die Physik mit dem eigenen Körper erleben. Der dritte Spielbereich steht für die sogenannte „envia-Kraftstrecke“, die in die natürliche Umgebung eingebettet ist. In unmittelbarer Nähe zum Betriebsgelände des Energieunternehmens enviaM befindet sich ein Fitnessparcours mit verschiedenen Turn- bzw. Klettergeräten und einem Hindernislauf zum Training von Kraft, Ausdauer, Beweglichkeit sowie Koor-



dination. Durch die Nähe zu enviaM besitzt der Spielplatz einen industriellen bzw. „energieumwandelnden“ Charakter. Die letzte Spielstätte trägt den Namen „Nord“, da sie, wie es sich vermuten lässt, im Norden des Zschopauaue-Geländes liegt. Sie greift die in der Nähe befindliche Konstruktion der Fuß- und Radwegbrücke „Schlange“ auf und setzt diese Form durch einen abstrakten und kleinen Maßstab mit Sandeimern plus Zugketten, Holzrinnen und Sandrutschen um. Der Spielplatz eignet sich für verschiedene Altersgruppen.

Neben diesen Spielplätzen gab es auf diesem Teil der Landesgartenschau ein größeres Veranstaltungs- und Gastronomieareal. Das Gelände ist so konzipiert, dass nicht nur während der Landesgartenschau Konzerte, Shows usw. stattfanden, sondern es dauerhaft für Veranstaltungen nutzbar ist. Außerdem befinden sich auf diesem Gartenschau Gelände eine Tennisanlage, die vom ortsansässigen Verein betrieben wird, ein Beachvolleyballfeld sowie drei Streetballfelder. Die Baumaßnahmen beeinträchtigten die Natur-

Physikalischer Spielplatz

Foto: Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



„Park-Ballon“ mit Blick in die Paradiesgärten

Foto: Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

lichkeit und die ökologische Vielfalt nicht, vielmehr boten die Veränderungen eine große Chance für den Artenreichtum der Flora und Fauna. Die gezielte Renaturierung dieses Raumes ermöglicht ein Zusammenspiel von Kultur und Natur. Durch die Rückbebauung, die neuen Gestaltungselemente sowie die unterschiedlichen Bepflanzungen ist es zweifellos gelungen, die Stadt nachhaltig zu entwickeln.

Das Landesgartenschau Gelände Mühlbachtal stellt durch die Umbaumaßnahmen einen natürlichen und erfahrbaren Landschaftsraum mit einem einzigartigen Charakter dar. Durch seine zentrale Lage verschönert er das Stadtbild, trägt zur Ökologisierung der Innenstadt bei und ist von allen Generationen gleichermaßen nutzbar. Seine verschiedenen topographischen Merkmale als auch die vielfältigen Vegetationsformen ließen sich in die Konzeptionierung integrieren. Zusätzliche Bepflanzungen ergänzen und erweitern das Mühlbachtal und tragen aktiv zur Besserung des Lebensraums der Flora und Fauna bei. Wie erwähnt, war es praktikabel, den Mühlgraben in seinem historischen Bachlauf als offenes Gerinne wiederherzustellen. Der fast rechtwinklige Bachverlauf ist nicht auf natürlichem Wege entstanden, sondern war eine Folge der Besiedlung und des wachsenden Wohnraumbedarfs. Neben der Instandsetzung des historischen Bachlaufs lag der Fokus auf dem Ausbau eines Nebenverlaufs. Der entstandene Zwischenraum dient in der Zukunft als Überflutungsfläche. Diese beiden Landschaftselemente schaffen zusätzliche ökologische Nischen und verbessern die Biodiversität des Gebietes.

Der Themenkomplex „Sport und Spiel“ fand auch in diesem Gartenschau Gelände Beachtung. Durch den Bau eines Wasserspielplatzes war es möglich, die innerstädtische Infrastruktur zu

kultivieren und das Mühlbachtal für Familien mit Kindern attraktiver zu gestalten. Die Wasserspielstätte verwendet einen Frischwasseranschluss. An verschiedenen Stationen können die Kinder mit Wasser spielen, experimentieren, Behälter befüllen oder den Wasserlauf durch entsprechende Geräte beeinflussen. In unmittelbarer Nähe befindet sich eine weitere Spielanlage, die kreisförmig konzipiert ist. Zur Veranschaulichung werden die Kinder durch eine kleine Holzbrücke in den Kreis geführt. Dieser Spielplatz besteht ausschließlich aus abwechslungsreichen und insbesondere ökologischen Spielgeräten, da er einen elementaren Bestandteil des geschaffenen Naturraums darstellt.

Eine weitere markante Komponente in diesem Geländekomplex ist der sogenannte „Park-Balkon“. Ausgehend von der Freiburger Straße ist die Stadt durch eine Treppe mit dem Mühlbachtal verbunden. Am Ende der Treppe fungiert der „Park-Balkon“ als Aussichtspunkt über das gesamte Areal und lädt zum Verweilen ein. Darüber hinaus eignen sich das „Grüne Klassenzimmer“, Schautafeln, Klanghölzer oder das Bienenhaus als naturnaher Bildungsraum.

Der Mühlgraben bzw. das innerstädtische Mühlbachtal wurden im Zuge der Landesgartenschau grundlegend verändert und renaturiert. Die ursprüngliche Zielsetzung, die städtische Zone nachhaltig zu entwickeln, ist vollauf gelungen. Durch die Rückführung des Bachlaufs, die Herstellung eines Nebenlaufs und die daraus resultierenden Überschwemmungsgebiete fördern die Vegetation und verbessern die Lebensgrundlage für die Flora und Fauna. Darüber hinaus ermöglichen die Paradiesgärten den Einwohnern der Stadt Frankenberg kurze Verbindungswege, Spiel- und Freizeitangebote, also einen zentralen Naherholungsbereich.

Wie das Zschopauauengelände ist das Mühlbachtal ein exemplarisches Beispiel für eine nachhaltige Stadtentwicklung in Zeiten der Globalisierung und des demografischen Wandels. Das Mühlbachtal schafft eine intensive Verbindung aus Natur und Kultur und beweist damit, dass Ökosysteme und menschliches Wirken unter der Berücksichtigung gewisser Parameter mit einander vereinbar sind.

Der Bereich „Pflanzen“ stand verständlicherweise in beiden Gebieten im Fokus. Dauerhafte und jahreszeitlich abhängige Bepflanzungen, großflächige Aussaaten und Einzelblüten in der Blumenhalle bestimmten die einzelnen Sektoren und verschafften den Besuchern damit ein natürliches farbenfrohes Bild. Insgesamt pflanzten die Organisatoren vor und im Laufe der Laga ca. 500 Bäume, 15.000 Sträucher, 2.000 Rosen, 10.000 Heidepflanzen bzw. Stauden und setzten rund 150.000 Blumenzwiebeln.

Des Weiteren ließen sich künstlerische Elemente in die Landesgartenschau einbinden. Im innerstädtischen Raum befanden sich verschiedene Alltagskunstwerke von Heiko Ohrtmann, die



„Kaffeemühle“ von
Heiko Ohrtmann
Foto: Matthias Häusler



einen thematischen Bezug zur Laga besaßen und aus recycelten Materialien bestanden. Die Kunstwerke dienten der Akzentuierung und Verschönerung freier Flächen, womit sie als Verbindungsfunktion zwischen den einzelnen Gartenschaulandgeländen fungierten.

Zusätzlich zu dieser Aktion konnten Jugendliche des Gymnasiums an einem Graffiti-Projekt mitwirken. Das Energieunternehmen enviaM unterstützte dieses Vorhaben, da es verdeutlicht, dass ein Graffiti als ein gelungenes Gestaltungselement innerhalb einer Stadt dienen kann. Die Kinder und Jugendlichen konnten eigene Vorstellungen zur Gestaltung der zur Verfügung gestellten Wand äußern und diese mit Hilfe von entsprechenden Graffiti-Künstlern umsetzen. Das entstandene Bild bzw. Kunstwerk orientiert sich an der Landesgartenschau und trägt entscheidend zur Verschönerung des Stadtbildes bei. Das große Graffiti-Gemälde befindet sich an der Bundesstraße 169 und in unmittelbarer Nähe zum Landesgartenschaulandgelände Zschopauaue.

Neben den Schülern konnten sich die Bewohner bei der Planung und Gestaltung, insofern ein eigenes Bestreben vorlag, aktiv einbringen. Die Mitwirkung im Förderverein, die Übernahme von Baumpatenschaften oder die Ausbildung zum Gästebetreuer stellte nur einen Teil der gesamten Möglichkeiten dar.

Generell stand die Landesgartenschau unter dem Aspekt Nachhaltigkeit. Die Materialien wurden deshalb bewusst unter Berücksichtigung der Kosten, Langlebigkeit und eines geringen Pflegebedarfs ausgewählt. Außerdem blieben die geschaffenen Flächen und kulturellen Erzeugnisse bis auf geringfügige Umstrukturierungen erhalten. Die Veränderungen betrafen in erster Linie die Wechselbepflanzungen in den Paradiesgärten und in der Zschopauaue, da sie auf Dauer nicht ökologisch und finanzierbar gewesen wären. Als Ersatz dafür dienen blütenreiche Kräuterpflanzen, die die Lebensgrundlage der Insekten darstellen. So gesehen ist dieses Konzept wieder eine Win-Win-Situation für alle Parteien. Die Stadt spart sich die regelmäßigen Kosten, und die Insekten finden ausreichende Nahrungsquellen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Landesgartenschau in Frankenberg das Thema Nachhaltigkeit in differenten Formen und Arten umsetzte. Insbesondere die Berücksichtigung der ökologischen Fluss- und Auenlandschaften sowie die zukunftsorientierte Gestaltung der Stadt steigern die Standortqualität und die Potenziale Frankenburgs für die Zukunft. Es muss nicht immer heißen: entweder Stadtentwicklung oder Naturschutz. Gerade die Kombination ermöglicht Frankenberg eine langfristige Perspektive in Zeiten des demographischen Wandels, der Energiewende und der Globalisierung.

Graffiti-Projekt

Foto: Matthias Häusler

Autor

Matthias Häusler
Frankenberg/Sa.
m.haeusler@
frankenberg-sachsen.de



Zum Erlebnismuseum ZeitWerkStadt, seinen Franken- berger Vorläufer-Museen und ihren Sammlungen

Tobias U. Müller

Blick auf den Eingangsbereich des
Erlebnismuseums ZeitWerkStadt
© ZeitWerkStadt

Im Juli 2021 wurde das Erlebnismuseum ZeitWerkStadt in Frankenberg/Sa. für seine BesucherInnen neu eröffnet. Auf den ersten Blick scheinen auch Gebäude und Ausstellung vollkommen neu zu sein. Jedoch gab es in Frankenberg schon viel länger museale Präsentationen, ebenso hat die heutige Ausstellungshalle bereits wechselvolle Zeiten erlebt. Der vorliegende Beitrag wird deshalb einen Überblick über die Geschichte der örtlichen Museen mit ihren Sammlungen geben, auch den Industriestandort in der Zschopau etwas näher betrachten und natürlich das tatsächlich neue Erlebnismuseum beschreiben.

Frankenberger Stadtgeschichte im Museum

Das in der Stadtbevölkerung vorhandene Interesse an historischen Ereignissen und Gegenständen,

sogenannten „Alterthümern“, zeigte sich 1900 beim Heimatfest in einer Ausstellung, zu der Frankenberger Bürger mehrere Hundert kultur- und stadtgeschichtliche Exponate zur Verfügung stellten. Daraus erwuchs die durchaus zeittypische Idee, in Frankenberg ein Museum zu gründen. Zur Umsetzung dieses Vorhabens schlossen sich angesehene Frankenberger Bürger – Schuldirektoren, Lehrer, Geschäftsleute und andere wichtige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der Stadt – zu einem „Verein für Volkskunde und Heimatgeschichte“ zusammen. Jene Dinge, die in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten zum Alltagsleben gehörten, sollten durch ihn für spätere Generationen gesammelt und bewahrt sowie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Erneut war die Bereitschaft der Frankenerger und der Bewohner der umliegenden Ortschaften groß, auch die Museumsgründung mit Schenkungen und Leihgaben zu unterstützen. Deren Bandbreite reichte von wertvollen Stücken wie Silbergefäßen und Gemälden bis zu Alltagsgegenständen. Mitte des Jahres 1909 konnte damit dann im Haus Schloßstraße 41 das erste Museum der Stadt Frankenberg eröffnet werden. Der Eintritt kostete damals für Erwachsene zehn und für Kinder fünf Pfennige, geöffnet war sonntags von 10:30 bis 12:30 Uhr.¹

Der vom ersten Museumsleiter, Lehrer Max Trümper-Bödemann, verfasste Museumsführer gewährt noch heute einen Einblick in die Ausstellungsräume: Im Hausflur wurde die Wetterfahne des alten Rathauses gezeigt, die Vorhalle im ersten Stockwerk präsentierte Waffen und andere Relikte aus der Zeit Napoleons, es gab einen Kirchenraum mit einer Kanzel der Frankenerger Stadtkirche St. Aegidien, einen Raum für Stadtgeschichte und Innungswesen, Frankenergers lange Tradition als Leineweberstadt bezeugte eine Weberstube, hinzu kamen ein Raum für Heimatkunst sowie eine kleine Schlafstube mit bemaltem Kleiderschrank.² Das Museum musste allerdings bereits 1920 aufgrund der damals herrschenden Wohnungsnot aus seinen Räumen ausziehen, die Bestände wurden verpackt und eingelagert, dann in weiteren Interims-Räumlichkeiten untergebracht.

Die Geschehnisse der noch jungen Institution versteckte nach dem Zweiten Weltkrieg Max Kästner, Heimatforscher und Verfasser des „Frankenerger Heimatbuches“.³ Er setzte sich bei der sowjetischen Militärverwaltung dafür ein, die Bestände des Museums in das Herrenhaus des Rittergutes Frankenberg einzufügen. Zugleich sollte das Gebäude mit seinem Inventar musealen Zwecken zugeführt werden. 1949 wurden der historisch gewachsene Inventarbestand des Rittergutes und der museale Bestand vereint.

Das Herrenhaus des Rittergutes ist das älteste erhaltene Bauwerk der Stadt Frankenberg. Seine Errichtung wurde im Jahre 1553 durch Caspar von Schönberg begonnen und nach dessen frühem Tod von seinem Bruder Christoph von Schönberg vollendet.⁴ Wie durch ein Wunder blieb das Gebäude von den beiden verheerenden Stadtbränden 1712 und 1788 verschont.⁵ Nachdem sich das Rittergut zuletzt mehr als 130 Jahre im Besitz der Familie von Sandersleben befunden hatte, wurde es nach dem Zweiten Weltkrieg enteignet und ist seitdem Eigentum der Stadt Frankenberg.

Das unter Denkmalschutz stehende Renaissancegebäude birgt in seinem Inneren einige architektonische Kostbarkeiten wie original erhaltene Fenster- und Türgewände sowie profilierte Balkendecken. Das ehemalige Museum Rittergut bot hier seinen Besuchern über mehrere Stockwerke⁶ Einblick in die mehr als 800-jährige Geschichte Frankenergers. Die Räume zeigten dabei eine in der Region einzigartige Darstellung der Lebens- und Wohnverhältnisse von Adel und Bürgertum des



17. bis 20. Jahrhunderts mit dem authentischen Mobiliar und sollten den Eindruck vermitteln, als seien die Bewohner nur kurz nach draußen gegangen.

Framo, Barkas und das Fahrzeugmuseum Frankenberg

Das andere Vorgängermuseum der ZeitWerkStadt verdankt sich der Frankenerger Fahrzeuggeschichte. Diese wurde angestoßen durch einen gebürtigen Dänen: Jørgen Skaft Rasmussen sah in Deutschland bessere Voraussetzungen für seine Zukunft als in Dänemark und studierte deshalb am Technikum Mittweida und an der Ingenieurschule Zwickau.⁷ Nach dem Studienabschluss wurde Rasmussen unternehmerisch tätig und mit den Zschopauer Motorenwerken (DKW) sehr erfolgreich. Für diese Motorenwerke und ihre Motorradproduktion war eine umfangreiche Zulieferindustrie notwendig. In diesem Zusammenhang gründete er auch die Metallwerke Frankenberg GmbH. Von 1923 bis 1926 ausschließlich Zulieferbetrieb für DKW, begann hier 1927 unter dem Markennamen Framo (Frankenerger Motorenwerke) die Fahrzeugproduktion mit einem bei DKW entwickelten Dreirad, dem TV 300. Weitere Drei- und Vierradfahrzeuge folgten, nach dem Umzug von Framo nach Hainichen, in den Jahren ab 1934.⁸ Bis zur zwangsweisen Umstellung der Produktion auf kriegswichtige Erzeugnisse ab Oktober 1943 lag der Schwerpunkt der Fahrzeugproduktion auf dem Bau von Transportfahrzeugen. Die vollständige Demontage nach dem Krieg zog schwere Jahre des Wiederaufbaus nach sich, bis 1949 wieder Fahrzeuge des Typs V 501/2 gebaut werden konnten, mit dem die Fahrzeugproduktion 1943 aufgehört hatte.⁹ Die Folgejahre brachten die Umbenennung in VEB Barkas-Werke Hainichen 1957 und ab Anfang der 1960er Jahre die Produktion eines völlig anders konzipierten Transporters, des Barkas B 1000, der über mehrere Jahrzehnte – immer wieder technisch verbessert – produziert wurde und schließlich ab September 1990, ausgerüstet mit

Ehemaliges Museum Rittergut, Blick von der Gartenseite
Foto: Stadt Frankenberg/Sa.

- 1 Dana Brode: Frankenergers erstes Museum in der Schloßstraße Nr. 41, in: Denkmale. Landkreis Mittelsachsen. Die Schloßstraße in Frankenberg, Chemnitz 2013, S. 33-35.
- 2 Max Trümper-Bödemann: Führer durch das Museum des Vereins für Volkskunde und Heimatgeschichte zu Frankenberg i. Sa., Frankenberg 1909, S. 3-8.
- 3 Max Kästner: Frankenerger Heimatbuch. Aus dem Leben einer kleinen Stadt (Bilder aus der Geschichte der Stadt Frankenberg i. Sa.), Frankenberg 1938.
- 4 Ebenda, S. 66.
- 5 Ebenda, S. 131.
- 6 Hinzu kommen vier Dachböden sowie die Kellergewölbe, die allerdings nur im Rahmen von Sonderführungen bzw. -ausstellungen zugänglich gemacht wurden.
- 7 Manfred Kiese: FRAMO + BARKAS 1923 – 1993. Betrachtungen jenseits von Hubraum und PS, Hainichen 2015, S. 11.
- 8 Historisch-Technische Datensammlung des Fahrzeugmuseums Frankenberg, unveröffentlicht, S. 8 ff.
- 9 Manuskript Museumsbrochure Fahrzeugmuseum Frankenberg, unveröffentlicht, S. 3.



Ehemaliges Fahrzeugmuseum
Frankenberg
Foto: Stadt Frankenberg/Sa.

Viertaktmotor, unter der Typbezeichnung B 1000-1 die Werkhallen verließ. Bereits im April 1991 führten jedoch die politischen und wirtschaftlichen Veränderungen in der DDR zur Einstellung der Produktion.

Und hier beginnt die Geschichte des Fahrzeugmuseums Frankenberg: Erste Restaurierungen von vier Framo-Fahrzeugen hatte es 1967 im Zuge des Jubiläums „40 Jahre Transporterbau“ gegeben.¹⁰ Mit dem Ende von Barkas drohte nun der Verlust der historischen Sachzeugen, inzwischen um weitere Fahrzeuge und Fahrzeugteile angewachsen. Die Stadt Frankenberg/Sa. erkannte den Wert, erwarb die Sammlung und entschloss sich, mit einigen der arbeitslosen ehemaligen Barkas-Werker in Frankenberg, der Wiege von Framo und einer der Barkas-Standorte, ein Fahrzeugmuseum aufzubauen.¹¹ Die notwendigen Restaurierungsarbeiten an den historischen Fahrzeugen und weiteren Sachzeugen begannen 1992 zusammen mit der Bearbeitung der entsprechenden Dokumentationen. Vier Jahre später konnte das Fahrzeugmuseum eröffnet und die Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Der Fahrzeug- und Fahrzeugteilebau der Framo- und Barkas-Produktion zwischen 1923 und 1991 wurde dort durch eine Vielzahl an historischen Fahrzeugen, Fahrzeugmodellen, historischen Motoren, Fahrzeugteilen und technischen Schautafeln vermittelt. Die Arbeit des gemeinnützigen Fördervereins Fahrzeugmuseum Frankenberg/Sa. e. V. hatte entscheidenden Anteil daran.

Vom Industriestandort über die Industriebrache zum Erlebnismuseum ZeitWerkStadt

Seitens der Stadt Frankenberg/Sa. wurde jedoch an beiden oben beschriebenen Standorten, Rittergut und Fahrzeugmuseum, seit Jahren Optimierungsbedarf gesehen, nicht zuletzt hinsichtlich moderner Anforderungen an die Aufarbeitung his-

torischer Entwicklungen in musealen Ausstellungen, die Gebäudestandards, die Präsentation und den Betrieb.¹² Hinzu traten Überlegungen für ein zentrales Ausstellungskonzept, das zusätzliche Themen und Exponate aufnehmen sollte – so Kunstlaube (Blumen-Müller), Textilindustrie (Sächsische Teppichmanufaktur, Uhlemann & Lantzsch), Druckwesen (Druckerei Roßberg) sowie bis heute ansässige Unternehmen (Sächsische Walzengravur). Dadurch sollten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft publikumswirksam verbunden werden.

Um die genannten Überlegungen realisieren zu können, fiel 2016 die Entscheidung, sie in die Konzeption der für 2019 geplanten Landesgartenschau einzubeziehen und eine Nachnutzung von Ressourcen zu ermöglichen. In einem beschränkten Ausschreibungsverfahren wurde dafür die leisu-reworkgroup aus Hamburg als Partner ausgewählt und beauftragt. Die von ihr zu realisierende Einrichtung sollte Kulturgut zur prägenden Industriekultur Frankenbergs sowie stadtgeschichtliche Fakten erhalten, Handwerk vermitteln und Geschichte greifbar machen, dabei verschiedene historische Phasen miteinander verbinden. Auch der Name ZeitWerkStadt greift das auf: Die Zeit, die mit ihren historischen Erscheinungen Gegenstand musealer Arbeit ist, das Werk, das einen Bezug zur Industriegeschichte herstellt und zum „Mitmachen“ und „Anfassen“ einladen möchte sowie die Stadt (Frankenberg), deren Geschichte und Besonderheiten von der Besiedlung bis in die Gegenwart dargestellt werden.

Als Ort des zu schaffenden Museums wurde ein traditionsreicher Industriestandort in der Zschopauaue ausgewählt. Hier hatte die vor über 170 Jahren gegründete Paradiesbettenfabrik M. Steiner & Sohn ihren Firmensitz. Von 1847 bis 1995 nahm durch sie die Produktion von Betten und den dazugehörigen Utensilien einen bedeutenden Platz in der Industrielandschaft der Stadt Frankenberg ein.¹³ In Spitzenzeiten waren in diesem Betrieb mehrere Hundert Arbeitskräfte beschäftigt und verkörperte die Frankenberger Paradiesbettenfabrik mit exklusiven Niederlassungen in repräsentativen Lagen vieler deutscher und europäischer Großstädte die moderne Schlafkultur.¹⁴ Nach 1945 wurde die Firma unter dem Namen VEB LISEMA¹⁵ bzw. nach der Wende als LISEMA GmbH weitergeführt, bis 1995 die Produktion endete. Damit verlor auch das erst kurz zuvor in Stahlskelettbauweise als Fertigungshalle für die LISEMA errichtete Gebäude seinen Zweck – das gesamte Areal wurde eine von vielen Industriebrachen in den neuen Bundesländern.

Umgestaltet zum Naturerlebnisraum Zschopauaue sollte hier nun die Verbindung des modernen mit dem traditionellen Standort hergestellt werden: Mit der Bewerbung um die Landesgartenschau 2019 wurden die Aufwertung und Begrünung auch der Zschopauaue und des LISEMA-Geländes geplant. Die zuletzt erbaute Produktionshalle sollte für die Landesgartenschau umfassend ertüchtigt

10 Kiese (wie Anm. 7), S. 172 f.

11 Manuskript (wie Anm. 9), S. 6.

12 Museumskonzept ZeitWerkStadt. Erlebnismuseum für Stadt- und Industriegeschichte, 2019, S. 2.

13 Bernd Ullrich/Marion Rau: Chronik der Paradiesbettenfabrik M. Steiner & Sohn in Frankenberg/Sachsen (später VEB LISEMA Frankenberg), Frankenberg 2017, S. 5.

14 So etwa in Dresden, Chemnitz, Leipzig, Berlin, Hamburg, Stuttgart, Hannover, Düsseldorf, Zürich, Brüssel, Prag. Vgl. Ullrich/Rau (wie Anm. 13), S. 15, 25.

15 Ein Kunstwort, das im Firmennamen die hergestellten Produkte – Liegen, Sessel, Matratzen – vereint.

16 Architekturbüro SKA Scheidt Kasprusch Architekten aus Berlin, <https://www.ska-architekten.de/wettbewerbe#/zeitwerkstadt/> (31.05.2022).

17 Die beiden ehemaligen Museumsstandorte sind seit 2020 geschlossen, die weitere Nutzung ist noch in Klärung.

18 Museumskonzept (wie Anm. 12), S. 3.

und anschließend zum Erlebnismuseum umgebaut werden. Die historischen Fabrikgebäude wurden dafür abgerissen, das Areal mit Wegen, Bepflanzungen und Spielplätzen als Freizeitgelände aufgewertet. Die ehemalige Fertigungshalle erlebte eine Überarbeitung zur Blumenhalle, mit der Perspektive, hier anschließend die beiden bisherigen musealen Ausstellungen der Stadt unter neuen Rahmenbedingungen zur ZeitWerkStadt zusammenzuführen.

Das Gebäude der heutigen ZeitWerkStadt mit seinen zwei Etagen, gläserner Außenhülle, ca. 1800 m² Ausstellungsfläche sowie barrierefreiem Zugang offenbart erst auf den zweiten Blick diese Geschichte. Die Umgestaltung der Fassade durch den Sieger eines Architekturwettbewerbs¹⁶ und die Anpassung des Innenraums schufen ein helles, offenes, modernes und einladendes Ambiente.

Die Dauerausstellung in der ZeitWerkStadt zeigt einen Großteil der Exponate des Fahrzeugmuseums, insbesondere zur Geschichte der Framo- und Barkas-Fahrzeugfertigung in der Region, bei der Frankenberg eine große Rolle spielte. Ebenso wurde aus dem Museum Rittergut eine Auswahl an Sachzeugen der 800jährigen Stadtgeschichte in die ZeitWerkStadt eingebracht.¹⁷ Die mit der Konzeption und Realisierung des Museums beauftragte leisueworkgroup nahm dafür die Auswahl der Objekte und interaktive Gestaltung vor in Umsetzung der städtischen Vorgaben.¹⁸ Die ausgestellten Gegenstände der Frankenerger Stadtgeschichte sowie der regionalen und sächsischen Industriegeschichte lassen sich insbesondere Textilindustrie, Druckereiwesen, Zigarrenhandwerk, der Geschichte des Fahrzeugbaus und der Entwicklung von digitaler Technik in Vor- und Nachwendzeit zuordnen.

Auf der Vermittlungsebene werden die Möglichkeiten moderner Technik genutzt, die besondere digitale Erlebnisangebote und interaktive Elemente realisierbar machen. Beim Betreten des Innenraumes fällt wohl als erstes der TimeCube auf – ein großer roter Würfel, der auch im Museumslogo wiederzufinden ist. In ihm wird, weit und breit einmalig, auf 116 OLED-Bildschirmen in einer Rundum-Projektion das Eintauchen in Sachsens Pioniergeist, die Geschichte der Stadt Frankenberg und die Themen der ZeitWerkStadt möglich, ein „Film zum Hineingehen“ sozusagen. Und auch der Rundgang hält eine Vielzahl technischer Feinheiten bereit. Der Zugang zur Ausstellung wird mit Hilfe eines RF-Chips, des Frankenberg-Talers, möglich, der als Eintrittskarte dient und die Drehkreuze am Anfang und Ende der Ausstellung öffnet. Aber er kann noch viel mehr: Der Chip ermöglicht den Besuchern eine individuelle Führung in alle Themenbereiche durch einen selbst gewählten Protagonisten. Dieser wird am „Marktplatz“ im Obergeschoss aus den sechs fiktiven Personen Stadthistoriker, Barkas-Ingenieurin, Postbote, Marktfrau, Schülerin und Druckerlehrling ausgesucht. Nach der Auswahl erscheint die gewählte Begleitperson bei jedem Auflegen des Chips an einer Medienstation



und erläutert den jeweiligen Themenbereich aus ihrer Perspektive in einer kurzen Filmsequenz. Kinder entdecken spielerisch mit Roboter Friedhelm, dem Museumsmaskottchen, die für sie geschaffene Erzählebene und beantworten an besonderen Friedhelm-Stationen seine Quiz-Fragen. Mit jeder richtigen Antwort helfen sie Friedhelm, den Rost, den er im Laufe der Zeit angesetzt hat, loszuwerden. Die Kinder glänzen mit ihrem Wissen und am Schluss des Rundgangs glänzt dann auch Friedhelm wieder!

Hinzu kommen Mitmach-Bereiche wie ein Hochregal, in dem sächsische Erfindungen den Besuchern den hiesigen Pioniergeist näherbringen, der Barkas-Konfigurator, an dem die Beschäftigung mit der historischen Fahrzeugfertigung möglich ist, sich aber auch ganz neue, futuristische Barkasmodelle zusammenstellen lassen, oder eine Lochkartenstation, die diesen frühen Datenspeicher in die Gegenwart überträgt und dabei Raum für eige-

ZeitWerkStadt, „Marktplatz“ mit dem Auswahlbereich der sechs Protagonisten (Bildmitte hinten) und der Start-Friedhelm-Station (links vorn)

© ZeitWerkStadt

Unter den in der ZeitWerkStadt präsentierten Fahrzeugen finden sich auch mehrere Varianten des Barkas B 1000, rechts hinten ist die Doppelkabine eines der B 1100-Prototypen teilweise sichtbar

© ZeitWerkStadt





Barkas B 1100 im Eingangsbereich
der ZeitWerkStadt
© ZeitWerkStadt

19 Beispielsweise eine geräusch-
geminderte Abgasanlage und
elektrische Scheibenwisch-
anlage.

20 Weitere Aufbauvarianten
waren geplant, in der Serie
sollte dann ein ebenfalls in
der Entwicklung befindlicher
Viertaktmotor aus Eisenach
eingesetzt werden. Auch diese
Entwicklung wurde eingestellt.

21 Das bedeutet Verbesserung
des Zustands und der Aus-
stattung der Depots, Inven-
tarisierung der Objekte, also
die Erfassung aller verfügbaren
Daten und Angaben
(wie Alter, Maße, Material,
Objektbeschreibung, Er-
werbungsart, Herkunft und
Fotoaufnahmen) sowie ide-
alerweise anschließend die
Online-Zugänglichmachung.

Autor

Tobias U. Müller
ZeitWerkStadt – Erlebnis-
museum für Stadt- und
Industriegeschichte
Chemnitzer Straße 64
09669 Frankenberg/Sa.
t.mueller@zeit-werk-stadt.de

ne kreative Ideen lässt. An diesen vermittelnden Stationen ist trotz moderner Medientechnik eine Verbindung mit haptisch-taktilen Elementen umgesetzt worden. Allen Besuchergruppen soll es so bei ihrem Besuch an diesen ausgewählten Bereichen möglich sein, Dinge mit den Händen berühren, sie anfassen, wirklich „begreifen“ zu können. Die Dauerausstellung unterbreitet so ein Bildungsangebot mit interaktivem Charakter und einem Schwerpunkt auf das Erlebnis. Sie soll damit eine starke Außenwahrnehmung erzeugen und als touristischer Anziehungspunkt für Frankenberg/Sa. wirken.

Ganz praktisch tätig werden kann man mit Voranmeldung bei thematischen Workshops im Werkstattbereich der ZeitWerkStadt, darüber hinaus sind für Teppichweberei und Druckwesen vertiefende Erläuterungen der jeweiligen Technik aus ehemaligen Frankenberger Unternehmen durch das Museumspersonal möglich. Und natürlich bietet die ZeitWerkStadt auch eine einladende Museumsgastronomie zur Stärkung und einen Museumsshop mit passenden Artikeln als Andenken an den Museumsbesuch.

Auf zwei ganz besondere Objekte der Ausstellung soll noch näher eingegangen werden: Neben spannenden Ausstellungsstücken wie geköpften Heiligen, Rolltischen, Federbesen, Moletten, blauen Fenstern und einer für die Entwicklung des Druckereiwesens ganz herausragende Druckpresse zeigt die ZeitWerkStadt auch zwei Barkas-Prototypen. Unter dem Namen B 1100 wurden diese seit Ende der 1960er Jahre als Nachfolger des B 1000 entwickelt. Wie bereits erwähnt, erfolgten auch während der „normalen“ Fertigung des B 1000 fortwährend technische Verbesserungen zur Erhöhung des Gebrauchswertes des Fahrzeugs.¹⁹ Diese ermöglichten es allerdings nicht, konkurrenzfähig zu bleiben, insbesondere die Verwendung eines Zweitaktmotors führte zu starken Exportrückgängen. Um das zu ändern wurde entschieden, ein Nachfolgefahrschein für den B 1000 zu entwickeln.

Für dieses war der Einbau eines Vierzylinder-Viertakt-Ottomotors bzw. Dieselmotors mit ca. 75 PS vorgesehen, die Erhöhung von Nutzmasse und Höchstgeschwindigkeit, der Einbau einer Zweikreis-Scheibenbremsanlage sowie weitere Verbesserungen. Drei Prototypen als Pritschenfahrzeuge wurden zwischen 1969 und 1972 fertiggestellt, einer davon mit dem Dreizylinder-Zweitakt-Ottomotor des B 1000, einer mit dem Viertakt-Ottomotor Typ „Moskwitsch 412“.²⁰ Mitte 1972 muss jedoch die Entwicklung des B 1100 auf Weisung des Ministeriums überraschend abgebrochen werden – ohne Erklärung von Gründen gegenüber Barkas. Die drei Fahrzeuge sollten verschrottet, der Original-Zeichnungssatz abgegeben werden – nach einer erbrachten Erprobungsleistung im Rundstreckenbetrieb von 30.000 Kilometer und einer Reihe stationärer Versuche und Erprobungen. Um einen vollständigen Verlust der aufgewendeten Entwicklungsleistungen und Investitionen zu vermeiden, wurde durch einen kleinen Kreis Eingeweihter beschlossen, die Prototypen ohne Räder und Motoren in Scheunen der Umgebung von Frankenberg zu verstecken, nach oben wurde ein falsches Schrottprotokoll weitergegeben. Durch diese Vorgehensweise können in der ZeitWerkStadt heute weltweit einmalig zwei dieser Prototypen präsentiert werden, die den Pionier- bzw. Ingenieursgeist der Barkas-Konstrukteure erweisen.

Sammlung

Nicht unerwähnt bleiben soll die museale Sammlung der Stadt Frankenberg, deren wichtigste Stücke in der ZeitWerkStadt präsentiert werden, die aber mit den historisch gewachsenen Teilsammlungen aus dem Museum Rittergut, dem Fahrzeugmuseum Frankenberg/Sa. und weiteren Objekten privater Sammler einen deutlich größeren Umfang hat. Zu ihr gehören eine Zinnsammlung, Gegenstände aus Messing, Kupfer, Bronze, aber auch Silber oder Glas, Meißner Porzellan, Gemälde, Grafik und Fotos, historisches Spielzeug und verschiedene Alltagsgegenstände bzw. Hausrat aus vier Jahrhunderten, zudem Möbel, Uhren, aber auch einige Waffen. Zu weiteren Sachzeugen der Stadtgeschichte und des Vereinswesens kommen noch medizinische Geräte, eine große Sammlung historischer Textilien wie Fahnen und Spruchbänder, auch kostbare Handarbeiten und Perlenstickereien, Objekte aus dem Handwerk (unter anderem Zigarrenmacherei, Textilhandwerke, Druckerei, Frisör- und Schusterhandwerk), aber auch historische Schul- bzw. Lehrmaterialien. Und nicht unerwähnt bleiben darf natürlich die umfangreiche Zusammenstellung an Fahrzeugteilen, Modellen, Schriftgut und Fotomaterial der jahrzehntelangen Fahrzeugbaugeschichte von den 1920er bis 1990er Jahren. Der behutsame Ausbau, die Bewahrung, Erschließung und Vermittlung der Sammlung sind einige der weiteren Hauptaufgaben des Erlebnismuseums ZeitWerkStadt.²¹



Frankenberger Pioniergeist heute

Justus Rau und Udo Gassner

Der Tag der Sachsen 2022 in Freiberg sollte das Motto „Sachsens Pioniergeist entdecken“ tragen. Dieser Pioniergeist, der die industrielle Revolution vorantrieb, ist bis heute in Frankenberg wirksam. Beispielhaft sollen zwei Unternehmen und ihre Innovationen vorgestellt werden.

InnoTex Merkel & Rau GmbH

Als letzte von einstmalen vielen sächsischen Kattundruckereien – auch hier in Frankenberg gab es mehrere davon – existiert die aus der Uhlemann & Lantzsch GmbH hervorgegangene InnoTex Merkel & Rau GmbH mit über 200-jähriger Geschichte weiterhin fort und druckt jedes Jahr über fünf Millionen laufende Meter Stoffe, vorzugsweise aus Baumwolle. Daraus werden in aller Welt Bekleidungs- und Heimtextilien gefertigt. Dabei steht der Betrieb in ununterbrochener Familientradition, denn der geschäftsführende Gesellschafter Justus Johannes Rau ist ein direkter Nachfahre des Unternehmensgründers Gottlob Gärtner. Gottlob Gärtner war bereits seit 1794 als Zeugweber tätig und begann im Jahre 1815, seine Webwa-

ren durch Bedrucken weiter zu veredeln. Er legte somit den Grundstein für textile Innovation in drei Jahrhunderten. Seine Triebfeder waren die bis dahin unbefriedigenden Druckergebnisse seiner ortansässigen Geschäftspartner, die für ihn druckten. Offenbar ist ihm eine Qualitätssteigerung gelungen, denn das Geschäft mit bedruckter Ware florierte, vor allem auch nachdem der Sohn Wilhelm Gärtner nach einem Chemie-Studium in Freiberg in elsässischen Kattundruckereien tätig war und neues Wissen mitbrachte.

Leider wurde dieser Aufschwung durch den frühen Tod des Sohnes Wilhelm unterbrochen, und Gottlob Gärtner übertrug dann das Geschäft 1828 an seinen Schwiegersohn Carl Friedrich Uhlemann, zusammen mit einem für den Verkauf neu hinzugewonnenen Teilhaber, Carl Gotthelf Lantzsch. Der Firmenname Uhlemann & Lantzsch war geboren und sollte weit über die Grenzen Deutschlands ein Begriff werden.

Als im industriell führenden England neue Druckmaschinen Einzug hielten, wollte man bei Uhlemann & Lantzsch natürlich auf der Höhe der Zeit sein, und Lantzsch reiste nach England, um eine solche Maschine zu erwerben. Jedoch wurde die

In Frankenberg bedruckte Stoffe
Foto: InnoTex Merkel & Rau GmbH



Markenzeichen von
Uhlemann & Lantzsch



Rotationsiebdruck, 1997
Foto: Justus Rau

Ausfuhr verboten, und so besann man sich eines anderen Weges. Aus den Informationen der wandernden Drucker wurde durch den Meister Gabler mit viel Pioniergeist eine Druckmaschine selbst gebaut. Diese hat offenbar sehr gut funktioniert, allerdings mit der Einschränkung eines ungleichmäßigen Antriebes durch einen Pferdegöpel. Damit wurde der aus heutiger Sicht mehr als Kunsthandwerk anzusehende Druck mit Holzmodeln durch neue selbst gebaute Maschinenteknik abgelöst. In der Folge setzte sich der Tiefdruck mit kupfernen Rouleaux-Walzen durch. Nun bedurfte es für den Drucker keiner „Streichungen“ mehr, die die Modeln mit der Druckfarbe einstrichen. Vielmehr tauchte nun eine Übertragungswalze in ein Farbbad ein und übertrug den Farbstoff auf die Tiefdruckwalze, die dann von einer Rakel abgestrichen wurde, so dass nur in den Vertiefungen der Gravur die Farbe zurückblieb. Von dieser wurde sie dann auf den Stoff gedruckt. Endgültig in der industriellen Revolution angekommen war man aber erst, als der Pferdegöpel

Reggiani-Digitaldruckmaschine,
2021
Foto: Justus Rau



durch die erste Dampfmaschine abgelöst wurde. Diese hielt 1852 Einzug, und mit der dritten Generation durch Carl Moritz Rau, Schwiegersohn von Uhlemann und Teilhaber schon seit 1844, gab es einen enormen Schub mit vier Dampfkesseln, acht Dampfmaschinen und drei mehrfarbigen neuen Druckmaschinen.

Aber wenige Jahre später war erneut Pioniergeist gefragt: Als mit dem amerikanischen Bürgerkrieg 1861 keine Baumwolle mehr verfügbar war, verzichtete man auf den Kattundruck und stellte sich auf den Druck wollener Stoffe um, verbunden mit einer völligen Änderung der eingesetzten Farbstoffe und der damit verbundenen Koloristik. So überstand man auch diese schwierige Zeit.

Bis heute durchlebte der Betrieb nicht weniger als drei grundlegende technologische Revolutionen. 1969 wurde unter der damaligen sozialistischen Betriebsleitung der Uhlemann & Lantzsch KG, seit 1962 Kommanditgesellschaft mit zwangsweise aufgenommener staatlicher Beteiligung, die erste Rotationsiebdruckmaschine der Marke Stork aus Holland importiert. Nunmehr wurde neu mit galvanisch hergestellten Nickelsieben gedruckt, bei denen die Farbe aus dem Inneren der Schablone mit einer Rakel durch die Gravur auf den Stoff durchgedrückt wird. Diese Technik dominierte dann den Textildruck bis über die Jahrtausendwende.

Im Zuge weiterer Investitionen zur Ablösung der teilweise überalterten Maschinen kam es dann 1972 auch zur endgültigen Verstaatlichung. Fortan hieß der Betrieb VEB Wirkwarendruck und wurde Teil des VEB Kombinat Trikotagen Karl-Marx-Stadt. Auch darin kann man erneut die Fähigkeit zur Anpassung an neue Gegebenheiten ablesen, denn die ursprünglichen Kattundruckereien waren immer nur auf Gewebe ausgelegt, und nunmehr spezialisierte sich der Betrieb immer mehr auf sensible und dehnungsempfindliche Maschenwaren. Diese Entwicklung fand Ihren Höhepunkt, als schließlich als erster und einziger Betrieb des gesamten Ostblocks auch hochelastische Kettstuhlgewirke für zeitgemäße Bademoden bedruckt worden sind. Diese Kernkompetenz besteht bis heute.

Mit dem Wendejahr 1990 wurde der Betrieb im Zuge einer langwierigen Reprivatisierung wieder zu Uhlemann & Lantzsch, nunmehr als GmbH, und war damit ab 1995 wieder in Familienbesitz. Das Unternehmen wurde fortan von Dr. Johannes Rau in sechster und schließlich mit Justus J. Rau in siebenter Generation geleitet.

Die letzte große technologische Veränderung kam dann mit dem Digitalzeitalter, und so wurde 2004 dafür extra gemeinsam mit Thomas Merkel eine neue Gesellschaft gegründet, eben die InnoTex Merkel & Rau GmbH. Damit konnte der mit hohen Investitionen verbundene Einstieg in den textilen Digitaldruck besser bewerkstelligt werden. Die InnoTex ist gewissermaßen Ausdruck der damit verbundenen Innovation in Textil und setzt den Pioniergeist der Vorväter bis heute fort. Selbstverständlich steht sie neben technologischer auch für designerische Kreativität, und so werden vielfältige



Leichtbauplatten aus
SWAP-Waben
SWAP (Sachsen) GmbH

Druckkollektionen für Mode, Wäsche oder Bettwäsche entworfen.

Letztendlich wurde jedoch die Doppelstruktur mit modernem Digitaldruck bei der Innotex und klassischem Rotationssiebdruck mit Dämpferei, Wäscherei und Ausrüstung unter dem Dach der Uhlemann & Lantzsch GmbH wieder aufgegeben und beides im Rahmen eines Betriebsübergangs am angestammten Standort in der InnoTex Merkel & Rau GmbH zusammengeführt. Hier wird nun bis heute als inzwischen größte Textildruckerei Deutschlands im Meterwarengeschäft unverändert mit beiden Technologien auf einer Vielzahl von Substraten für vielfältige Märkte produziert.

SWAP (Sachsen) GmbH

1992 beschäftigte sich ein findiger Mann in der Schweiz mit einer Frage: Warum gibt es so viele Holzpaletten, die nach einmaligem Gebrauch vernichtet werden? Gibt es keinen Weg, diese aus Recyclingmaterial auf ökologische Art und Weise nachhaltig und umweltschonend herzustellen, ohne Kompromisse bei den mechanischen Eigenschaften machen zu müssen? Dies war doch schon mit dem klassischen Wellpappkarton gelungen. Mitte des 19. Jahrhunderts erfunden und Ende desselben Jahrhunderts industrialisiert, begann die Wellpappschachtel die bis dahin üblichen maßgefertigten hölzernen Steigen und Behälter im Handel, Fracht- und Transportwesen allmählich zu ersetzen. Heute sind Wellpapp-Kartons die meistgenutzte Schutzverpackung.

Vor diesem Hintergrund startete die Entwicklung einer Technologie zum Bau von Leichtbaupaletten aus Papierwaben mit dem Ziel, die Holzpaletten abzulösen. Diese Bemühungen mündeten nach vielen Versuchen in einer einzigartigen Struktur mit stehenden Sinuswellen, die weltweit patentiert wurde. Auf der Suche nach einem geeigneten Standort für die Industrialisierung dieses Produktes wurde der Schweizer Erfinder gemeinsam mit Unternehmerfreunden schließlich in Frankenberg/Sa. fündig. Dies zum einen, weil Frankenberg schon seit vielen Jahren für seinen Erfinder- und Pioniergeist insbesondere im Automotive-Bereich weit über seine regionalen Grenzen hinaus bekannt war, zum anderen, weil man bereits früh erkannte, dass eine Ablösung des bestens eingeführten und weit verbreiteten Euro-Paletten-Tausch-Systems schwierig werden würde. Aber vielleicht spielte es auch einfach nur eine Rolle, dass man ganz pragmatisch seine Schweizer Franken lieber in Frankenberg investieren wollte als an einem anderen Ort.

So begann man 1996 in einem früheren Produktionsstandort der Barkas-Werke in Frankenberg mit der Produktion der Sinuswaben und den daraus veredelten Leichtbauplatten. Der Pragmatismus fand sich auch in der Namensgebung des Unternehmens wieder: SWAP – Stabile Wabenplatten Aus Papier. Nach dem Produktionsstart der Papier-Paletten, die bis heute in Frankenberg gefertigt werden, konnten quer über Europa und darüber hinaus Kunden für diese Innovation begeistert werden.



SWAP-Produktionshalle
am Gewerbering in Frankenberg
SWAP (Sachsen) GmbH

SWAP-Produktionshalle
SWAP (Sachsen) GmbH



Doch dann begann der Geist der alten Barkas-Hallen seinen Einfluss auf das Unternehmen auszuüben. Wären die SWAP-Waben nicht ein geeigneter Werkstoff für die Autoindustrie? Ja, das sind sie. In Zusammenarbeit mit Bayer in Leverkusen und deren neu entwickelten PUR Schaum gelang es der SWAP, ihre Waben als Kernmaterial für Interiorteile in der Automobilindustrie zu qualifizieren: Leicht, stark und umweltfreundlich.

Dementsprechend war es kein Wunder, dass kaum vier Jahre nach Gründung der SWAP (Sachsen) GmbH bereits erste innovative Automobilzulieferanten wie die Honsa Kft. oder auch Greiner Perfoam GmbH das Potential der Frankenberger erkannten und begannen, die Frankenberger Papierwaben in ihren Interiorteilen einzusetzen, was heute den Stand der Technik in modernen Automobilen definiert.

Die Entwicklung der SWAP (Sachsen) GmbH zu einem bedeutenden Zulieferanten der internationalen Automobilindustrie ließ sich selbst vom Hochwasser 2002 nicht stoppen, welches die Produktion vollkommen überflutete und kurzfristig sämtliche Träume im Wasser untergehen ließ. So baute man bis 2003 eine neue, moderne Produktionshalle am jetzigen Standort auf und diversifizierte sich in den folgenden Jahren immer weiter.

Neben dem Bereich der Spezialverpackungen (nicht nur Paletten, sondern auch Rollenlagerplatten oder Komplettverpackungen) stellte sich die SWAP-Leichtbau-Wabenplatte als idealer Werkstoff für sämtliche Anwendungen auf dem weiten Gebiet des VISCOM Marktes heraus: Bestens zu bedrucken, einfach aufzubauen und nach Gebrauch leicht dem Recycling-Kreislauf wieder zuzuführen.

Denn in ganz Europa ist das Firmenmotto der SWAP (Sachsen) GmbH bekannt: Eco future systems. Seit Beginn des Unternehmens kommen Recyclingpapiere nach dem streng kontrollierten FSC-Standard zum

Einsatz. Das Cradle-to-cradle-Prinzip wird bei SWAP seit dem ersten Tag nicht nur propagiert, sondern auch aktiv gelebt und findet jeden Tag aufs Neue Anwendung bei Design und Produktion.

Produktions- und Fertigungsverfahren wurden dabei immer weiterentwickelt: Modernste CNC-Fräs- und Sägemaschinen sowie Roboter für das Materialhandling zogen in die Fertigung ein. Dem Wunsch nach spanloser Formgebung wurde durch die Implementierung der Stanztechnologie oder Profildrücken entsprochen, welche im Zuge des weiteren Ausbaus durch CNC-gesteuerte Cutter ergänzt wurde.

Eine besondere Herausforderung stellte die Kundenforderung einer Klebstoffarmen Wabe dar. Extra dafür entwickelte die SWAP in Zusammenarbeit mit einer darauf spezialisierten Firma eine Ultraschall-Schweißanlage für Papier, mit welcher, einmalig in der EU, eine industrielle Papierwabenproduktion mittels Verschweißens von Papier möglich wurde. Damit blieb die SWAP auch Jahrzehnte nach der Erfindung der Sinuswabe ihrem Leitgedanken treu – stets ein Vorreiter nicht nur in der Produktapplikation, sondern auch in der Veredelungstechnik zu sein.

25 Jahre nach Start der Sinuswaben-Produktion reagiert SWAP erneut auf die weiter gestiegenen Anforderungen insbesondere des VISCOM-Marktes nach immer günstigeren, leichteren und größeren Platten. So beginnt man 2021 wieder einmal als Pionier in Sachsen mit der Produktion der expandierbaren Wabe, um damit inline kaschierte Platten in einer Breite bis zu 1.800 Millimeter in verschiedensten Zellweiten und Grammaturen fertigen und anbieten zu können. Damit ist sichergestellt, dass auch in den nächsten Jahren der sächsische Pioniergeist weiterlebt und – ganz nach dem Motto der Frankenberger Landesgartenschau „natürlich mittendrin“ – seine Heimat in Frankenberg/Sachsen behält.

Autoren

Dr. Udo Gassner
Geschäftsführer der SWAP
(Sachsen) GmbH
Gewerbering 7
09669 Frankenberg/Sa.

Justus Rau
Geschäftsführender
Gesellschafter der InnoTex
Merkel & Rau GmbH
Mühlenstraße 7
09669 Frankenberg/Sa.

Frankenberger Köpfe

Reinhard Jeromin

Dr. h. c. Max Kästner (1874–1959)

Die Anfänge der Frankenberger Geschichtsforschung zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehen auf einige wenige Enthusiasten zurück. Pfarrer Carl Albert Theodor Rost dachte nach dem Ersten Weltkrieg über die Anfänge der kirchlichen Verhältnisse in unserer Stadt nach. Parallel dazu forschte der Jurist Fritz Resch zu Gerichtsbarkeit und Stadtrecht in Frankenberg. Als dritter im Bunde sollte Max Kästner nicht nur heute noch weitestgehend gültige Grundlagen der Frankenberger Geschichte herausarbeiten, sondern deren Erforschung über viele Jahrzehnte bis zu seinem Tod im Jahr 1959 prägen. Wer war dieser Mensch, der sich in außerordentlicher Weise für seine sächsische Heimat und für seine Wahlheimatstadt engagierte? Max Eduard Reinhold Kästner erblickte am 3. Dezember 1874 um 16 Uhr als sechstes Kind des Schneidermeisters Johann Heinrich Robert Kästner und seiner Ehefrau Liddi Antonie, geb. Grössel, das Licht der Welt. Während der Vater Max Kästners im Jahr 1839 in Espenfeld bei Arnstadt geboren worden war, stammte seine im Jahr 1845 geborene Mutter aus Großenhain.¹ Die Familie scheint einige Jahre an einem anderen Ort gelebt zu haben, denn in Großenhain wird sie erst ab dem Jahr 1869 nachweisbar. Nachdem Max Kästner dort an der 1. Bürgerschule die achtklassige Schulzeit verbracht hatte, unterzog er sich in den Jahren von 1889 bis 1895 einer Ausbildung auf dem Lehrerseminar Dresden-Friedrichstadt.² Bei der Taufe seiner jüngsten Schwester Johanna Margarethe, dem 15. Kind der Familie, am 10. Juni 1889, fungierte der frischgebackene „Seminarist“ als Pate.³ In der Zeit zwischen der Schulumprüfung und dem Schuljahresbeginn verwaltete er nacheinander die ständige Lehrerstelle in Zottewitz und die Kirchschulstelle zu Walda bei Großenhain. Seine finanziellen Verhältnisse verhinderten den Besuch einer Studieneinrichtung. Nach dem erfolgreichen Abschluss der Ausbildung fand er anschließend in den Jahren von 1895 bis 1897 an der Bürgerschule Riesa eine Anstellung als Hilfslehrer. Ab dem Jahresbeginn bis Ostern 1898 war er als Vikar in Löbau eingesetzt, bevor er von Ostern 1898 bis Ostern 1901 am Lehrerseminar Dresden-Neustadt wiederum als Hilfslehrer wirkte.⁴ Zu Ostern 1901 wurde Max Kästner an das Königliche Lehrerseminar Frankenberg berufen, wo er zuerst als Vikar und später bis zu dessen schrittweiser Schließung in den 1920er Jahren als Oberlehrer und Studienrat wirkte. Ab dem Jahr 1924/25 war er als Studienrat an der im ehemaligen Lehrerseminar eingerichteten Deutschen Oberschule mit

Realschulteil Frankenberg tätig. Max Kästner konnte also im gleichen Gebäude weiterlehren.⁵ Offensichtlich hatte Max Kästner während seines Aufenthaltes in Riesa seine spätere, am 11. Dezember 1877 in Glauchau geborene Frau Gertrud Helene Höppner kennengelernt. Am 3. März 1902 fand die Trauung auf dem Standesamt in Riesa statt. Neben dem Brautpaar erschienen die Eltern des Bräutigams, wohnhaft in der Großenhainer Turnstraße 4, und die der Braut, Bürgerschullehrer Franz Hermann Höppner und dessen Ehefrau Clara, geb. Eppler, alle wohnhaft in Riesa, Albertstraße 9. Nachdem Max Kästner zuerst Quartier in der Frankenberger Winklerstraße 53 genommen hatte, zog er in die Winklerstraße 4, in der er bis zu seinem Tod im Jahr 1959 zur Miete wohnte.⁶ Während sein Vater bereits im Jahr 1909 verstorben war, lebte seine Mutter noch bis zum Jahr 1928 in Großenhain.⁷

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen bestritt Max Kästner Vortragsreihen zu Themen von Biologie, Geologie und Geschichte. Führungen und Wanderungen führten ihn und seine Schüler durch die nähere und weitere Umgebung der Stadt. Seine Veröffentlichungen hielten hohen wissenschaftlichen Ansprüchen stand.

Kästners wissenschaftlicher Blick ging weit über den engen heimatlichen Bereich hinaus und erfasste letztendlich ganz Sachsen: „Besonderen Anteil hat er an der floristischen und vegetationskundlichen Durchforschung des Erzgebirges. So gehören seine Arbeiten über die erzgebirgischen Moore [...] und Waldsumpfgesellschaften heute mit zu den besten Vegetationsdarstellungen des mitteldeutschen Raumes. In seinem Bestreben, den Gedanken der Pflanzenökologie und der Pflanzensoziologie immer mehr Eingang in die botanische Heimatforschung zu verschaffen, wies er der alten floristischen Forschung neue Wege. Seine Studien über die Bewurzelungsverhältnisse der Pflanzen im Zusammenhang mit der Bodenbildung waren ebenfalls neu und bahnbrechend für die heute viel betriebene Forschungsrichtung der Standortkunde. Indem er mit führenden Forstleuten (Tharandt) in reger Zusammenarbeit stand, hat er insbesondere der forstlichen Standortkunde neue entscheidende Richtlinien gegeben. Damit kommt immer wieder die wirtschaftliche Bedeutung seiner wissenschaftlichen Arbeit zum Ausdruck, die Verbindung mit der Praxis, für welche er sich immer einsetzte. Sein größtes Verdienst ist jedoch darin zu sehen, daß er zusammen mit anderen Heimatforschern die Arbeitsgemeinschaft sächsischer Botaniker gründete, aus welcher hervorragende Arbeiten hervorgegangen sind.“



Max Kästner, um 1950
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.

- 1 Ev.-Luth. Kirchgemeinde Großenhainer Land, Geburtsnachrichten Großenhain 1872–1875, fol. 333, Nr. 498; ebenda, Todesnachrichten Großenhain 1901–1914, fol. 465, Nr. 96; ebenda, Begräbnisbuch Großenhain 1925–1936, fol. 145, Nr. 190.
- 2 Edwin Hözel: Erster Bericht über das Königliche Lehrerseminar zu Frankenberg in Sachsen, die Zeit von Ostern 1901 bis Ostern 1906 umfassend, Frankenberg 1906, S. 28.
- 3 Ev.-Luth. Kirchgemeinde Großenhainer Land, Taufbuch Großenhain 1885–1889, fol. 626, Nr. 257.
- 4 Hözel (wie Anm. 2), S. 28; Reinhart Michel: Elfter Bericht über die Städtischen Schulen zu Riesa auf die Jahre 1894 bis 1899, Riesa 1900, S. 3 f.; Das Fletchersche Lehrerseminar in Dresden, Lehrerverzeichnis Nr. 102; <http://www.h-conrad.de/fletcher/fletch0.htm>.
- 5 Hözel (wie Anm. 2), S. 28; Dieter Böttger: Besondere sächsische Schulgebäude und deren Architekt Conrad Canzler (1853–1928), Chemnitz 2008, S. 30.
- 6 Stadtarchiv Riesa, Eheurkunde Nr. 12/1902; Stadtarchiv Frankenberg/Sa., Sterbeurkunde Nr. 279/1959.

- 7 Ev.-Luth. Kirchgemeinde Großenhainer Land, Todesnachrichten Großenhain 1901-1914, fol. 465, Nr. 96; Begräbnisbuch Großenhain 1925-1936, fol. 145, Nr. 190.
- 8 Herbert Ulbricht: Max Kästner (1874-1959), in: Abhandlungen und Berichte des Naturkundemuseums, Forschungsstelle Görlitz 36 (1960), 2. Heft, S. 6.
- 9 Stadtarchiv Frankenberg/Sa., Sterbeurkunde Nr. 67/1934.
- 10 Ulbricht (wie Anm. 8), S. 5.
- 11 Stadtarchiv Frankenberg/Sa., Sterbeurkunde Nr. 279/1959.

1912 berief ihn die Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis zu Dresden zum korrespondierenden Mitglied, 1930 ernannten ihn die Naturwissenschaftliche Gesellschaft Chemnitz und 1934 die Isis Dresden zu ihrem Ehrenmitglied. Die ihm gebührende höchste wissenschaftliche Ehrung war die Verleihung der Würde eines Doktors h. c. durch die Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften der Technischen Hochschule Dresden am 3. Dezember 1954.⁸

Max Kästner betrieb neben seinen biologischen Untersuchungen aber auch historische Forschungen mit zahlreichen Veröffentlichungen. Ab dem Jahr 1922 gab er bis 1939 die regelmäßig erscheinenden historischen Hefte der „Heimat“ heraus. Im Jahr 1927 erschien aus seiner Feder „Die Frankenberger Anspannergüter“ und im Jahr 1938 das allseits bekannte „Frankenberger Heimatbuch“.

Am 26. April 1934 verstarb seine Frau im Alter von 56 Jahren nach 32-jähriger Ehe.⁹ Kästners soziales Empfinden zeigte sich, als er sich im Jahr 1935 wegen der bestehenden „Junglehrernot“, als zahlreiche junge Lehrer keine Anstellung fanden, vorzeitig in den Ruhestand verabschieden ließ.¹⁰

Nach 1945 bemühte sich der nunmehr 70-jährige, im leerstehenden Herrenhaus aus dem Jahr 1553 das Frankenberger Heimatmuseum einzurichten, welches er bis zum Jahr 1953 betreute. Leider ließen die politischen Verhältnisse in der neu gegründeten DDR Veröffentlichungen ohne den Hintergrund eines „Klassenkampfes“ nicht mehr zu. Gerade in der Geschichtsforschung wurden und werden immer wieder Fehler verzeichnet. Und natürlich sind auch Max Kästner bei seinen Forschungen Fehler und Irrtümer unterlaufen, welche seine Verdienste jedoch in keiner Weise schmälern. Irrtümer in der Forschung sind das Gleitmittel, auf dem sich die Erkenntnis vorwärtsbewegt.

Am 6. Oktober 1959 starb Max Kästner.¹¹ Die Stadt Frankenberg ehrte ihn für seine Verdienste mit der Benennung einer Straße im Jahr 1992 und der Förderschule im Jahr 1994 nach ihm.

Dr. Heinz Schoenemann (1895–1973)

Heinz Schoenemann wurde am 18. September 1895 in Meilenberg bei Wolfratshausen am Starnberger See geboren. Im Jahr der Einschulung 1901 starb sein Vater. Der Junge besuchte zuerst die Schule in Dorfen, dann ab 1906 das Gymnasium in Augsburg und ab 1907 das Ludwigs-Gymnasium München, da die Familie dorthin umzog. Die sehr viel ältere Schwester Therese heiratete 1908 den in Dresden lebenden jamaikanischen Psychiater Dr. Duncan Campbell. Als die Mutter im Januar 1910 starb, zog Heinz Schoenemann nach Dresden zu Schwester und Schwager, der sein Vormund wurde. In Dresden besuchte er den Unterricht an der Kreuzschule, wo er eine gute Ausbildung und fürsorgliche Betreuung durch die Lehrer erhielt. Heinz Schoenemann bildete sich schon früh eine eigene kritische Meinung zu Politik und Gesellschaft. Als im Jahr 1914 der Krieg ausbrach, zeigte

er sich nicht „kriegsbegeistert“. Nach dem Abitur an der Kreuzschule war er bis zu seiner schweren Verwundung im März 1918 an der Front in Frankreich eingesetzt. In dieser Zeit erreichte er den Rang eines Oberleutnants und war Ordonanzoffizier. Die Soldaten nannten ihn respektvoll den „roten Leutnant“, weil er den Vorgesetzten zu widersprechen wagte, wenn diese Soldaten schikanierten. Ab Mai 1919 studierte er in Würzburg Medizin und hörte Vorlesungen zu Anatomie, Physiologie, Physik, Zoologie, wodurch er schon im Sommer 1920 nach nur zwei Semestern das Physikum bestand. Bis zum Beginn des nächsten Semesters hielt er sich wieder in Dresden auf. Schwager Campbell war im Krankenhaus Löbtau Straße als Oberarzt tätig, und sein Mündel arbeitete bei ihm als Famulus. Bereits zum Wintersemester 1920/21 studierte er in Kiel. Neben dem Studium bildete er sich durch die Lektüre der modernen Fachliteratur weiter. Im Sommer 1921 arbeitete er wieder als Famulus, diesmal in Dresden am Pathologischen Institut bei Professor Schmorl. Ab Herbst dieses Jahres bis 1922 studierte er in Leipzig. Danach setzte er das Studium in Würzburg fort, wo er das Staatsexamen ablegte und promovierte.

Die Praktikantenzeit verbrachte er im Krankenhaus in Dresden-Friedrichstadt, wobei er sich auch dort durch Selbststudium weiterbildete. An der Dresdner Technischen Hochschule hörte er Vorlesungen über technisches Röntgen und Röntgenphysik. Im Jahr 1925 lernte er im Krankenhaus Dresden-Johannstadt Stadt die Grundlagen des medizinischen Röntgens kennen. Danach nahm er eine Anstellung in einem Krankenhaus in Plauen im Vogtland an, wo er in der Inneren Abteilung bei Professor Ritter von Stadler sehr viele Erfahrungen



Heinz Schoenemann, 1972
Foto: Familie Schoenemann

gen sammelte. Im August 1928 wurde er zum Leiter der Inneren Abteilung des Krankenhauses Stollberg im Erzgebirge berufen; dazu betreute er die Röntgenambulanz. Daneben leistete er wieder wissenschaftliche Arbeit. Hier lernte er Frau Dr. Margarete Meißner, die im gleichen Haus als Fürsorgeärztin arbeitete, kennen und lieben. Aus der 1929 in Dresden geschlossenen Ehe gingen vier Jungen hervor. 1930 wurde Heinz Schoenemann Chefarzt der Inneren und der Röntgen-Abteilung des neugebauten Krankenhauses Chemnitz-Land in Rabenstein. Er erneuerte die Röntgen-Abteilung, sorgte für die Abstellung der technischen Mängel und bildete Assistenzärzte sowie Assistentinnen und Schwestern selbst aus. Gleichzeitig realisierte er die Einrichtung eines großen Labors für Untersuchungen, z. B. für Diphtherie und Tuberkulose und einer Diabetesberatungsstelle sowie einer Blutspenderzentrale. Er führte moderne diagnostische und therapeutische Methoden ein, die später von benachbarten Kliniken übernommen wurden. Durch seine Fürsorge erhielten die Patienten erstmals eine geeignete Verpflegung durch das Krankenhaus.

Die Wohnung der Familie befand sich im Krankenhaus in einem Anbau unter dem Dach. Da die Familie gewachsen und die Dachwohnung im Krankenhaus zu eng geworden war, ließ sie im Jahr 1938 ein eigenes Haus auf dem Sonnenhügel in Rabenstein bauen.

Mit Kriegsbeginn im Jahr 1939 wurde das Krankenhaus zum Lazarett umfunktioniert und Heinz Schoenemann zur Wehrmacht eingezogen. Allerdings konnte er als Arzt am Lazarett im Krankenhaus Rabenstein weiterarbeiten. Nach mehreren Konflikten mit den Vertretern von NSDAP und Wehrmacht wurde er aus dem Militärdienst entlassen. Bedingt durch die Notlage der Kriegsjahre erhielt er eine Zulassung als niedergelassener Arzt von der Krankenkasse. Infolge des großen Luftangriffs auf Chemnitz am 5./6. März 1945 wurden Ausgebombte und Kranke aus anderen Chemnitzer Krankenhäusern im Rabensteiner Krankenhaus untergebracht. Nach dem Einzug der Amerikaner im April und der Einrichtung der sowjetischen Besatzungszone ab Juli 1945 musste sich Heinz Schoenemann mehrfach für Schwestern und Kranke gegenüber der jeweiligen Besatzungsmacht einsetzen. Auch in der Nachbarschaft wurde er oft zu Hilfe gerufen. Da er groß gewachsen und ehrfurchtgebietend aussah, gelang ihm die Hilfe manchmal. Das „Gutachten“ von 1946 zeigt den Stellenwert seiner Aussagen gegenüber den Behörden. Zudem stellte ihm der Landrat von Chemnitz einen Schutzbrief aus, der ihn und seine Familie vor Übergriffen von Militärangehörigen und anderen Personen schützen sollte. In dieser Zeit unternahm er mehrfache abenteuerliche Fahrten nach Dresden, um von noch bestehenden Firmen Medikamente, Röntgen-Filme und Reagenzien zu holen. Aber es mangelte nicht nur an Medikamenten. Es fehlte bald an überlebenswichtigen Dingen, wie Lebensmitteln, Heizmaterial, Kleidung, Wäsche ...

1947 wurde das Krankenhaus zum Zentral-Krankenhaus der SDAG Wismut umgewandelt und Heinz Schoenemann entlassen. Es kam ihm zugute, daß er eine Zulassung als niedergelassener Arzt erworben hatte. Auf deren Basis richtete er sich im Haus der Familie im Erdgeschoss eine eigene Praxis ein. 1949 wurde das Haus von der sowjetischen Besatzungsmacht beschlagnahmt und der Familie eine ungeeignete Wohnung zugewiesen, in der nun wiederum die Praxis untergebracht war. Bis 1952 arbeitete unser Vater als Internist in der eigenen Praxis und als Röntgenologe in der sowjetischen Poliklinik auf dem Siegmarer Berg und später in der Wismutpoliklinik in Siegmar.

Im Jahr 1952 übernahm er die Innere und die Röntgen-Abteilung des Kreiskrankenhauses Frankenberg. Seine Frau, inzwischen Fachärztin für Innere Medizin, arbeitete als Oberärztin mit. Eine Krankenschwester, die beide noch in ihrer aktiven Zeit erlebt hat, erzählte: „Sie waren beide Christen und sehr beliebt und zeigten eine große Einsatzbereitschaft. Sie erschienen als ausgeglichene, in sich ruhende Menschen, erwarteten aber von ihren Mitarbeitern exaktes Arbeiten. Sie führten einen angenehmen, behutsamen Umgang mit den Patienten ein und leisteten bereits damals eine schonende und verständliche Patientenaufklärung. Dabei prägten beide die herzliche Atmosphäre des Hauses.“

Die Familie zog nach Frankenberg um und bewohnte in der Winklerstrasse 11 eine geräumige Wohnung. Als sie 1957 das von der Wismut 1949 beschlagnahmte Haus zurückerhielt, hatten beide Ärzte nun jeden Tag eine lange An- und Abfahrt. Wenn es der Dienst erforderte, übernachteten die Eheleute in einem Zimmer des Krankenhauses. Heinz Schoenemann organisierte nicht nur die Ausstattung der Röntgenabteilung mit modernen Geräten, sondern legte zu Studienzwecken eine Sammlung von charakteristischen und aussagefähigen Röntgenbildern an.

Im Jahr 1960 schieden beide aus dem Frankenger Krankenhaus aus, wobei Heinz Schoenemann noch einige Jahre als Mediziner tätig war. Im Jahr 1964 erhielt er den Titel „Medizinalrat“, obwohl er keiner Partei oder Massenorganisation angehörte, was zur damaligen Zeit eine Ausnahme darstellte. Die letzten Jahren seines Lebens wurden von Gehstörungen infolge der Verletzung von 1918 überschattet. Er starb am 14. Januar 1973 in seinem Haus in Chemnitz-Rabenstein.

Dr.-Ing. e. h. Walter Hunger (1925–2008)

Der Begründer der Walter Hunger Fahrzeugwerke wurde am 4. April 1925 in Chemnitz geboren. Er war Vollwaise und wuchs im Waisenhaus sowie bei verschiedenen Pflegefamilien auf. Er besuchte die Schule bis zur 8. Klasse.¹² Von 1939 bis 1941 absolvierte er eine Lehre als Hufschmied in Adelsberg bei Chemnitz. Im Jahr 1942 wurde der Siebzehnjährige zur Wehrmacht eingezogen. Walter Hunger versah dort Dienst als Pferdehalter beim

¹² Die Angaben zur Person Walter Hungers wurden entnommen: Festschrift 75 Jahre Dr. Ing. e. H. Walter Hunger, Lohr am Main 2000.



Walter Hunger als junger Mann,
um 1940
Walter Hunger GmbH & CO. KG
Lohr am Main

13 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Chemnitz, 30110 Amtsgericht Frankenberg, Nr. 744.

14 Ebenda.

15 Kreisarchiv Mittelsachsen, Rat des Kreises Hainichen, Nr. 512.

Hunger-Werke in Frankenberg,
vor 1959
Stadtarchiv Frankenberg/Sa.



Regimentskommandeur. Danach wurde er zu einer Reiterstaffel in die Ukraine abkommandiert. Walter Hunger überlebte diese Zeit nur durch äußerst glückliche Umstände. Gegen Ende des Krieges war er in einer Veterinäreinheit in Gunnersdorf bei Frankenberg stationiert, wo er als Soldat in der Dorfschmiede von Moritz Brunner eingesetzt wurde.

Nach dem Krieg wurden Schmiede gebraucht, weshalb Walter Hunger unter der sowjetischen Besatzungsmacht nicht interniert oder nach Sibirien deportiert wurde, sondern in Gunnersdorf weiter arbeiten konnte. Als der Besitzer der Schmiede kurz nach dem Krieg in den Ruhestand ging, pachtete Walter Hunger zuerst dessen Werkstatt und arbeitete dann nach deren Kauf mit Wirkung 99ab dem 1. Januar 1947 als sein eigener Chef mit zunächst einem einzigen Gesellen als Mitarbeiter.¹³ Um die Entladung von Fahrzeugen zu erleichtern, konstruierte er aus Federbeinen von Flugzeugwracks einen Kippmechanismus für Anhänger. Wegen des großen Bedarfs begann er ab 1948 in der Schmiede in Gunnersdorf mit der Fertigung eigener Hydraulikzylinder für die Kippfahrzeuge. Per 1. Januar 1950 meldete der Schmiedemeister beim zuständigen Amtsgericht Oederan die Gründung einer eigenen Firma in Gunnersdorf bei Frankenberg/Sa. an: „Walter Hunger, Anhänger- und Fahrzeugbau“.¹⁴ Noch im gleichen Jahr begann in einer aus Abbruchmaterial und in Eigenleistung errichteten Halle die Fertigung von hydraulischen Kippanlagen und Aufbauten für den LKW vom Typ H3A von VEB Horch Zwickau. Durch diese Produktion und die gestiegene Anzahl der Beschäftigten wurde der Handwerksbetrieb zum Industriebetrieb erklärt.

Von da an vergrößerte sich der Betrieb bezüglich der Produktion und der Anzahl der Mitarbeiter ständig. Beschäftigte Walter Hunger im Jahr 1950 kaum mehr als ein Dutzend Arbeiter, so waren es Anfang 1952 schon 50 und stieg deren Zahl Ende des Jahres 1953 auf 82. 1954 waren es 150 Mitarbeiter, zum Ende des Jahres 1955 256 Mitarbeiter (221 Arbeiter, 35 Angestellte), und 1956 schon mehr als 1.000 Arbeiter und Angestellte, wodurch

Walter Hunger der größte Privatunternehmer der DDR wurde.

Im Jahr 1951 erteilte das Ministerium für Außenhandel der DDR der Firma erste Exportaufträge. Nach Polen wurden Kippfahrzeuge, nach Österreich und Rumänien Spezialfahrzeuge, Schwerlast-Tieflade-Anhänger, geliefert. Im Jahr 1953 waren in der Firma bahnbrechende Neukonstruktionen entstanden: Der erste 8-Tonnen-Anhänger mit Bremsluftkipppwerk, ein 3-Tonnen-LKW H3A mit motorhydraulischer Kippvorrichtung, ein 3-Tonnen-Kippanhänger, der vom LKW aus motorhydraulisch gemeinsam mit diesem gekippt werden konnte. 1954 arbeitete die Firma Hunger zu 80 Prozent für den Export nach China, Griechenland und in die Tschechoslowakei, wobei Walter Hunger alle Neuentwicklungen ohne Unterstützung staatlicher Stellen und nur mit Hilfe seiner Konstrukteure realisierte.¹⁵ Auf der Messe in Leipzig war neben drei Hunger-Kippern vom Typ H3A auch ein 40-Tonnen-Tiefladeanhänger ausgestellt, welcher zu diesem Zeitpunkt eine aufsehenerregende Neuheit darstellte. Es lagen bald so viele Bestellungen vor, dass die Produktion beträchtlich gesteigert werden mußte. Dieser Aufschwung bedeutete für zahlreiche Menschen aus der Stadt und deren Umgebung mit einer bis dahin schwachen Industrialisierung einen attraktiven und sicheren Arbeitsplatz. Die Erzeugnisse des Werkes wurden nach Ägypten, Bulgarien, China, Finnland, Griechenland, Iran, Libanon, Nigeria, Polen, Rumänien, Sowjetunion, in die Schweiz, in die Tschechoslowakei, nach Spanien, Ungarn und in die Türkei geliefert.

Zu Beginn des Jahres 1956 endete der neue Wirtschaftskurs der DDR abrupt. Im März erschienen im Werk „Republikfahnder“ und nahmen eine „Tiefenprüfung“ genannte Durchleuchtung aller Finanzaktionen vor. Es war probate Methode, aus einzelnen geringen Fehlbuchungen eine fiktive jährliche Steuerschuld zu konstruieren, mit der man einen Betrieb ruinieren oder zur staatlichen Beteiligung zwingen konnte. Für die Firma Hunger wurde eine Steuernachzahlung von rund 100.000 Mark errechnet. Deshalb, da auch die Begleichung dieses Betrages eine Unmöglichkeit, möglicherweise sogar den Ruin des Betriebes dargestellt hätte, mußte eine staatliche Beteiligung von 33,33 Prozent zum 1. Januar 1957 akzeptiert werden. Jedoch verlangten die staatlichen Behörden bereits im Mai 1958 von Eigentümer Walter Hunger die Ablieferung seiner Patente. Seine Erfindungen und Konstruktionen sollten nun auch in staatlichen Betrieben angewendet und damit ausgenutzt werden. Ab dem Jahr 1958 drängte der Staat mit immer höheren finanziellen Einlagen in das Unternehmen. Der Anteil der staatlichen Deutschen Investitionsbank stieg bis zum 1. Januar 1959 auf 79,2 Prozent.

Der kontinuierliche und vor allem rasante Anstieg des staatlichen Anteils ab dem Jahr 1958 zeigt, dass die Machthaber die Bedeutung des Un-

ternehmens erkannt hatten. Bei einem Verbleib an der Spitze des Firma wäre der Anteil Walter Hungers in die Bedeutungslosigkeit gesunken, wobei er jedoch der alleinige Haftende, das private Zugpferd vor dem staatlichen Karren, geblieben wäre. Im Betrieb wurde nun gegen den „Ausbeuter“ Walter Hunger wochen- oder gar monatelang gehetzt, Maschinen wurden einfach abgeschaltet, Arbeitskontrolleure eingesetzt, Buch- und Tiefenprüfungen durchgeführt. Walter Hunger wurde gelegentlich sogar verhaftet und am Abend wieder freigelassen. In dieser Situation stand Walter Hunger vor der vielleicht schwierigsten Entscheidung seines Lebens. Eine Ablehnung der Forderung der staatlichen Organe war praktisch nicht möglich; eine Annahme hätte ihn zum „Angestellten im eigenen Unternehmen“ gemacht. Für den 22. September 1958 wurden Walter Hunger und sein Chefkonstrukteur Wolfgang Günther zum Patentamt München in der Bundesrepublik Deutschland vorgeladen. Sie erhielten eine Genehmigung der staatlichen Organe der DDR zur Ausreise und nahmen die Werkspatente mit. In den Morgenstunden des gleichen Tages überquerten sie die Grenze nach Bayern. Ebenfalls an diesem Tag verließen ihre Familienangehörigen und die leitenden Mitarbeiter mit ihren Angehörigen die DDR auf dem Weg vom östlichen in den westlichen Teil Berlins. Am 22. September 1958 übermittelte Walter Hunger per Fernschreiber an die Walter Hunger, Fahrzeugwerke in Frankenberg/Sachs. KG die Mitteilung, dass er von seiner Reise in die Bundesrepublik nicht zurückkehren werde. Bereits am 24. September 1958 verfügte der Staatsanwalt des Kreises Hainichen die Beschlagnahme des gesamten Vermögens Hungers, welches mit Urteil des Bezirksgerichtes Karl-Marx-Stadt eingezogen und mit Wirkung vom 4. Dezember 1959 zum Volkseigentum erklärt wurde.¹⁶ Obwohl alle Konstruktionsunterlagen zumindest in Kopie im Werk in Frankenberg verblieben waren, kam es am 13. Oktober 1959 zur Verurteilung von Walter Hunger zu zehn Jahren Zuchthaus wegen des Vorwurfs der „Sabotage“. Noch im September 1958 begann der Neuanfang in Lohr am Main. Bereits im Jahr 1959 entstand am neuen Standort das erste Fertigungs- und Verwaltungsgebäude. In den folgenden Jahren baute Walter Hunger sein Unternehmen weiter aus und gründete zahlreiche Firmen im In- und Ausland. Die Hunger Unternehmensgruppe war im Jahr 1989 in der Schweiz, Frankreich, England, USA, China und Indien mit einer Niederlassung vertreten, und es bestand ein internationales Vertreternetzwerk. Das Produktportfolio reicht von Hydraulikzylindern und Aggregaten bis zu Dichtungen und Schleifmitteln. Auch der geniale Erfindergeist von Walter Hunger blieb ungebrochen. Er meldete insgesamt rund 200 Patente an. Im April 1990 kehrte Walter Hunger nach über 30 Jahren nach Frankenberg zurück. Walter Hunger war dort nicht vergessen: Seine ehemaligen Frankenberger Mitarbeiter überreichten ihm sei-



Verleihung der Ehrendoktorwürde an Walter Hunger, 1991
Walter Hunger GmbH & Co. KG
Lohr am Main

ne alte Lederschürze, die ein Kollege jahrzehntelang aufbewahrt hatte.

Am 3. Juni 1991 beschloss der Rehabilitierungssenat des Bezirksgerichts Chemnitz, das Urteil aufzuheben. Er stellte fest, dass die „Verurteilung wegen Sabotage nicht hätte erfolgen dürfen. [...] Es war weiterhin auszusprechen, dass der Antragsteller nach Maßgabe des Rehabilitierungsgesetzes zu entschädigen ist.“¹⁷ Walter Hunger war vollständig rehabilitiert worden.

Im Juni 1991 wurde Walter Hunger für seine über 200 Patente und Schutzrechte im In- und Ausland und seine besonderen innovativen Verdienste auf dem Hydrauliksektor auf Vorschlag der Fakultät für Maschineningenieurwesen der Technischen Universität in Chemnitz in einem Festakt die Ehrendoktorwürde verliehen. In seiner Laudatio führte der Rektor Prof. Dr. Erfurt Chemnitzer u. a. aus, dass Hunger „zielstrebig und kontinuierlich die wissenschaftliche-technische Entwicklung unter anderem auf dem Gebiet der Dichtungs- und Führungselemente für Hydraulik- und Pneumatikzylinder vorangetrieben und sie zu einem den Weltenstand bestimmenden Niveau geführt habe.“ Noch im gleichen Jahr kam es zur Neugründung des Standortes in Frankenberg als Hunger GmbH & Co. Werke für Fahrzeugbau und Mobilhydraulik KG. Das Lieferspektrum dieser Firma umfasst die Herstellung und Weiterverarbeitung von Stanz-, Biege- und Tiefziehteilen nach den Wünschen der Kunden, die mechanische Fertigung auf modernsten CNC-Bearbeitungszentren zur Dreh- und Fräsbearbeitung, sowie die Fertigung vollhydraulischer Anhängerkupplungen und Sattelkupplungen.

Ein Beispiel für die Innovation und Perspektive von Hunger Automotive ist die neu entwickelte wartungsfreie Sattelanhängerkupplung ALU für eine Sattellast bis 3,0 Tonnen, die 40 Prozent weniger Gewicht gegenüber herkömmlichen Sattelkupplungen aufweist.

Schlussendlich bleibt die Feststellung über Walter Hunger, die mit den Worten des Doktorvaters Walter Hungers, Prof. Dr. Aribert Schwager, über seinen Schützling nicht besser ausgedrückt werden könnte: „Er gehörte zu den großen Unternehmern unserer Zeit.“

Walter Hunger starb nach kurzer schwerer Krankheit am 4. Dezember 2008 im Kreise seiner Familie in Würzburg.

¹⁶ Wie Anm. 13.

¹⁷ Beschluss des 1. Rehabilitierungssenats des Bezirksgerichts Chemnitz vom 3. Juni 1991, Az. 0714-I-415/90.

Autor
Dr. Reinhard Jeromin

Neuerscheinungen



Sönke Friedreich: Monumente (in) der Region. Denkmäler als Zeugnisse städtischer Erinnerungskultur in Sachsen (1871–1914) (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Bd. 39), Leipziger Universitätsverlag 2020, 310 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Broschur, ISBN 978-3-96023-359-6, 44,00 Euro

Über die Wahrheit und Wertung der Vergangenheit wird in Gesellschaften immer (mal) gestritten – das ist also kein Phänomen nur in modernen Gesellschaften. Doch mit der langsamen Entwicklung europäischer Staaten hin zur Modernität, zur „klassischen Moderne“ der Jahrhundertwende und der 1920er Jahre sowie zur Post- und Spätmoderne unserer Tage ist der Wunsch nach historischer Verortung, geistiger Beheimatung und politischer Orientierung offensichtlich bedeutsam angestiegen. Erinnerungskultur boomt, und wie auch in früheren Epochen schaut man heutzutage auf die Vergangenheit der eigenen sozialen Formation (Nation, „Klasse“, Schicht, Berufsgruppe, Familie, Freundeskreis, Verein...) aus der Perspektive der jeweiligen Gegenwart und in der Hoffnung auf eine Zukunft.

Denkmäler dienen in diesem Zusammenhang der Verortung und Aufwertung dessen, was soziale Kollektive als konstitutiv und identitätsstiftend für sich erachten. Denkmäler versprechen Dauer und Herkunft, doch fallen sie zugleich immer wieder auch aus der Zeit, wenn die Zeiten sich ändern. Nach 1989 und der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten hat die Debatte über „Erinnerungsorte“, Denkmäler, Straßennamen, über das „kulturelle“ oder gar „nationale“ Erbe insgesamt, noch einmal besondere Fahrt aufgenommen, zumal aus dem Zusammenschluss der „alten BRD“ und der „DDR“ zur „Berliner Republik“ neue Fragen (und Interessen) an die Strukturen der Erinnerungs- und Geschichtspolitik im Deutschland vor 1989 erwachsen sind.

An Sönke Friedreichs Publikation können wir sehen, dass die jüngsten Veränderungen der politischen und erinnerungskulturellen Landschaft in Sachsen auch Objekte und den Umgang mit diesen affiziert, die aus älteren Zeiten kommen und – allerdings nicht in jedem Fall – den Wirbel von Systemwechseln, Denkmalsstiftung und Denkmalsstürzen überstanden haben. Friedreichs Interesse gilt der städtischen Denkmalskultur in Sachsen zwischen Reichsgründung und dem Beginn des Ersten Weltkriegs. Zwar liegen die behandelten Denkmäler selbstverständlich nicht nur in der jeweiligen Stadt, sondern immer auch im Königreich Sachsen und dem Deutschen Kaiserreich, doch sind diese Großperspektiven nicht das Hauptinteresse des Autors. Denn er fragt nach dem Konnex von lokaler und regionaler Identität (ein schweres und oft überfrachtetes Wort) und Denkmalskultur.

Also rekonstruiert er im ersten Großkapitel seiner Studie die „Arbeit am Denkmal“ und legt – Stadt- und Regionsgrenzen überschreitend – offen, welche Rolle die Denkmal-Komitees, die Feierformen und Rituale der Denkmalsweihe, die Standortsuche, das mäzenatische Wirken bedeutender Persönlichkeiten der jeweiligen Stadtgesellschaft und die Schöpfer und Auftraggeber der Denkmäler spielen.

Der systematische Längsschnitt durch mehrere Stadt- und Denkmalgeschichten zeigt eindrücklich sowohl die Gemeinsamkeiten wie die Differenzen des je eigenen Falles und verdeutlicht so in der Überschau den Weg vom ersten Gedanken des Gedenkens zur endgültigen Errichtung eines Denkmals. Im Vergleich der Fallgeschichten wird zudem deutlich, welche historischen und politischen Interessen bei der Denkmalsstiftung eine Rolle spielen und wie sich die politisch-sozialen Unterschiede einer Stadtgesellschaft in den Debatten um ein Denkmal widerspiegeln. Dem Autor gelingt es dabei, in einer klaren, theoretisch nicht überfrachteten Sprache die Masse der in Archiven und einschlägigen Medien (Zeitungen, Zeitschriften Festschriften, Ort- und Heimatgeschichte) erhobenen Einzelfakten zu meistern und so zu vermitteln, dass man als Leser interessiert weiterliest, was man nicht von allen wissenschaftlichen Publikationen behaupten kann. Überdies gewinnt der Text dadurch, dass Friedreich ausführlich aus Originaldokumenten zitiert. So wird der Zeitgeist des wilhelminischen Sachsen deutlich und wir werden mittels „O-Ton“ Zeugen von nationalen Empfindungen, regionalem Selbstbewusstsein, von Lokalpatriotismus, von Untertanengeist und „Bürgerstolz vor Fürstenthronen“.

Im zweiten Großkapitel skizziert Friedreich sodann die „Konturen der sächsischen Denkmal Landschaft“, verweist zuerst auf die soziopolitische Dynamik „zwischen dynastischem Kult und sozialem Konflikt“ – im Kaiserreich gab es bekanntlich das „rote Sachsen“ als eines der deutschen Kernländer der Industrialisierung, damit aber auch der Gewerkschaftsbewegung und der Sozialdemokratie. Deutlich wird außerdem die Rolle des „Akademischen Rates“, eines Gremiums von Professoren der Dresdner Kunstakademie, das den staatlichen Kunstfond verwaltete und damit eine Schlüsselstellung zwischen Denkmalspolitik und Kunstförderung innehatte. Wer immer ein Denkmal plante, wandte sich meist an den Rat, denn dort gab es Geld und Expertise – letztere nicht immer im Einklang mit den Interessen des lokalen Denkmalskomitees. An einzelnen Denkmalsprojekten in der Oberlausitz und in Nordsachsen kann Friedreich zeigen, wie das spannungsreiche Verhältnis zwischen Sachsen und Preußen in den Diskussionen um Monumente Gestalt gewann. Zudem zeigt sich, dass sich

zahlreiche sächsische Kommunen in einem unausgesprochenen Wettbewerb befanden – weniger um die Gunst des regierenden Herrscherhauses als vielmehr darin, die Verehrung und Zuneigung für die Wettiner in der eigenen Stadt mittels eines Fürstendenkmals zu bezeugen. Als integraler Bestandteil der sächsischen Kulturlandschaft zeigten sich die Kommunen durch die Errichtung von Künstler-, Dichter- und Wissenschaftler-Denkmalen, mit denen man die „großen Söhne“ der eigenen Stadt (kaum aber bedeutende „Töchter“) feierte – und damit sich selbst aufwertete.

„Bewahrung, Zerstörung, Rekonstruktion“ nennt Friedreich abschließend seinen „Epilog“, der an ausgewählten Beispielen zeigt, dass die „Arbeit am Denkmal“ nach 1914 und bis in unsere Tage weiterging. Dabei wird deutlich, dass manche Monumente zwar in den Zentren einzelner Städte, aber – nach Zeiten- und Systemwechseln – oftmals am Rand der zeitgenössischen Wahrnehmung standen und stehen. Doch es existieren ebenso Beispiele dafür, dass Denkmäler aus dem Schatten vergangener Geschichte und des Vergessens wieder auftauchen können. So begegnet der heutige Passant etwa den Herrschern vergangener Zeiten, den Toten verlorener Kriege oder einzelnen Bildungsbürgern, die man heutzutage selbst in der eigenen Gemeinde kaum mehr kennt.

Denkmäler bleiben also Teil des kulturellen Gedächtnisses, doch es bedarf immer wieder der aktiven Aneignung, des reaktivierten Wissens um die Geschichte, damit Monumente uns noch etwas sagen oder wir diese kritisch befragen können. Abgerissene, beschädigte oder verwahrloste Denkmäler werden zur Leerstelle des kollektiven Gedächtnisses. Ob man das als Gewinn oder Verlust verbucht, hat mit unserem Zeit- und Geschichtsbewusstsein zu tun, aber nichts mit dem jeweiligen Denkmal und des mit ihm Geehrten.

Somit ist Friedreichs hochinformativ Studie auch der Versuch, an uns die Frage zu stellen, was wir denn für ein „sächsisches Kulturerbe“ halten, was wir vergessen haben oder vergessen wollen – und was wir kommenden Generationen weitervererben möchten (oder aus kunsthistorischem, denkmalpflegerischem Interesse bewahren müssen). Wer immer künftig über Denkmäler in der Region nachdenkt, sollte also diese wichtige Publikation nicht ignorieren – was man bei einzelnen Monumenten jedoch getrost tun darf.

Dr. Justus H. Ulbricht

Ulrich Thiel: Die Bergakademie Freiberg und das koloniale Montanwesen. Eine Studie über den Einsatz von Absolventen einer deutschen Hochschule in Kolonien vom Beginn des Lehrbetriebes 1766 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges (Kolonialismus und postkoloniale

Perspektiven, Bd. 2), Solivagus Praeteritum, Kiel 2022, 368 Seiten, Personenverzeichnis, 87 teils farbige Abbildungen und Grafiken, Broschur, ISBN 978-3-947064-16-8, 48,00 Euro

„Freiberger findet man überall“ ist die Rückseite des Bandes überschrieben, und dieser Satz des ehemaligen Bergstudenten Robert Dach mag andeuten, was Ulrich Thiel, langjährigen Direktor des Stadt- und Bergbaumuseums in Freiberg, zu seinem Werk motiviert hat. Dass Absolventen der Freiburger Bergakademie das Montanwesen weltweit geprägt hätten, gehört in der Bergstadt zum Allgemeinut, doch in der Breite beschäftigt hat sich mit den Lebensläufen dieser Männer (Frauen waren in dem Zeitraum, den die Studie betrachtet, nicht vertreten) bisher kaum jemand, wie Thiel in seinem Kapitel zum Forschungsstand darlegt. Diese geringe Beachtung der kolonialen Beschäftigung ihrer Absolventen scheint aber auch der Historiographie anderer deutscher Hochschulen zu eigen zu sein.

Die wichtigsten Quellen für Thiels Studie sind serieller Art: Studenten- und Mitarbeiterkarteien der Bergakademie, verschiedene publizierte Listen zu Studenten und Absolventen aber auch ältere historische Studien zu bedeutenden Einzelpersonen. Narrative Quellen wie Tagebücher oder Briefe sind hingegen selten greifbar (Kapitel 2). Auf dieser Grundlage versucht Thiel eine möglichst vollständige Erfassung des ihn interessierenden Personenkreises. Dass die Frage, welche Regionen zu einer bestimmten Zeit als Kolonien zu gelten haben, durchaus methodische Probleme aufwirft, deutet er an.

Ein kurzer Überblick zur Geschichte der Bergakademie (Kapitel 3) bringt für das Thema vor allem die interessante Erkenntnis, dass nicht nur die Zahl der Studenten im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ihren Höhepunkt vor dem Zweiten Weltkrieg erreichte, sondern ebenso der Anteil ausländischer Studierender, der damals bei gut 60 Prozent lag. Diese kamen vor allem aus Russland, den USA, Großbritannien und Rumänien.

Für 237 Studenten in dem Zeitraum (3,12 Prozent) war laut Autor „ein kolonialer Kontext“ nachweisbar (Kapitel 4). Dazu zählen sowohl Personen, die aus Kolonien kamen, als auch solche, die später dort arbeiteten, wobei naturgemäß auch beide Kriterien in einer Person vereint sein können. Unter der ersten Gruppe dominierten diejenigen aus britischen Kolonien (insbesondere Australien, Kanada) vor denjenigen aus niederländischen (Indonesien; Teile Südafrikas zählten zeitweise zu beiden Kolonialreichen). Nur in einem der Fälle handelte es sich um einen Mann indigener Herkunft (s. u.), die übrigen waren wohl europäischstämmig. Für die Mehrzahl dieser Gruppe liegen keine Daten zur späteren Tätigkeit vor, aber ein großer Teil scheint in ihre Heimat zurückgekehrt zu sein. Eine Tätigkeit im Montanbereich ist nur vereinzelt sicher nachgewiesen. Für die zweite Gruppe konnte Thiel 248 berufl-



che Einsätze in Kolonien ermitteln, wobei einige mehrfach nach Kolonien aufbrachen.

In Kapitel 5 wirft der Autor die Frage auf, wie weit Freiburger Absolventen nach dem Verlust der deutschen Kolonien im Ersten Weltkrieg revisionistischen Positionen anhängen. Seine Quellen geben dazu jedoch wenig her. Im Lehrkörper – Thiel belegt das am Beispiel des Geologieprofessors Friedrich Schumacher – wurden solche Gedanken in der NS-Zeit durchaus propagiert. So bleiben auch generell die Motive der Bergingenieure, in Kolonien tätig zu werden, blass (Kapitel 6). Abenteuerlust, die Möglichkeit anspruchsvoller Aufgaben wahrzunehmen, wie auch ökonomisches Gewinnstreben (und sei es nur der Wunsch nach einem auskömmlichen Leben) konnten eine Rolle spielen. Anstoß zu einer kolonialen Tätigkeit brachten oft persönliche Bekanntschaften, und vereinzelt kann wohl auch von Freiburger Netzwerken in kolonialen Kontexten gesprochen werden. Ein nationalistisch oder gar rassistisch geprägtes Sendungsbewusstsein ist hingegen aus den von Thiel herangezogenen Quellen offenbar nicht ablesbar.

Eher allgemein bleibt dann auch das Kapitel 7, das sich mit der Frage beschäftigt, welche Wirkungen Freiburger Absolventen in den Kolonien entfalteten. Dass sie die Montanwirtschaft beförderten und somit auch zum wirtschaftlichen Erfolg ihrer Unternehmen beitrugen, dies auch durch bedeutsame Erfindungen, ist ebenso wenig überraschend, wie die Tatsache, dass einige der Bergingenieure Pionierarbeit bei der Auffindung und Erkundung von Lagerstätten leisteten. Dass neben kommerziellen auch wissenschaftliche Interessen verfolgt wurden und zahlreiche Publikationen erschienen, ist sicherlich der Erwähnung wert, ebenso die Tatsache, dass die geowissenschaftlichen Sammlungen der Bergakademie durch Schenkungen des hier betrachteten Personenkreises bedeutende Zuwächse erhielten. Darüber hinaus dürften Freiburger Bergingenieure aus ihren Kolonialeinsätzen auch praktisches Wissen und Können der jeweiligen Gastländer mitgebracht haben.

In Kapitel 8 fasst Thiel seine wichtigsten Ergebnisse noch einmal zusammen. Interessant scheinen mir hier insbesondere Überlegungen zu der Frage, inwieweit die Montanwissenschaften zu den kolonialen Wissenschaften zu zählen sind oder waren. Dass wissenschaftliches Interesse ein Motiv für das ganze „koloniale Projekt“ war, bejaht Thiel aus der Sicht seiner Quellen. Die aus der montanwirtschaftlichen Tätigkeit erzielte Wertschöpfung sei überwiegend den Unternehmen und den Kolonialmächten zu Gute gekommen, während indigene Arbeitskräfte vor allem den schlecht bezahlten gering qualifizierten Aufgaben nachgehen mussten und kaum Einfluss auf die Nutzung des Landes hatten, das einmal ihnen gehört hatte. Eine ressourcenschonende Ausbeutung der Bodenschätze scheint weder theoretisch noch praktisch im Fokus der Ingenieure gestanden zu haben. Eine pauschale Verurteilung kolonialer Akteure aus heutiger Sicht lehnt Thiel dennoch ab. Letztendlich könnten nur

differenzierende Studien Einzelpersonen gerecht werden – unabhängig davon, dass das System Bergbau in den Kolonien viel Leid verursacht habe.

In mehreren Anlagen, die fast zwei Drittel des Bandes einnehmen, legt Thiel die von ihm erarbeitete Datengrundlage dar, die somit auch künftigen Forschungen gut aufgearbeitet zur Verfügung steht. So sind Datensätze für 239 einschlägige Personen aufgeführt und verschiedene auswertende Statistiken zu diesen Daten zusammengestellt. Zehn Personen werden in Kurzbiographien etwas ausführlicher vorgestellt, wobei man über den aus dem heutigen Ghana stammenden „Aschantiprinzen“ Kwasi Bokye, der 1847 bis 1849 in Freiberg studierte, später für die niederländische Kolonialverwaltung im heutigen Indonesien tätig war und 1855 und 1856 auf Deutsch und Niederländisch über chinesische Einwanderer und Steinkohlenbergbau in Indonesien publizierte, gern noch mehr wissen würde, während über Alexander von Humboldt, den wohl prominentesten „Freiberger“ in den Kolonien, leicht ausführliche Literatur zu beschaffen ist. Hochinteressant ist auch eine Liste von Veröffentlichungen der hier untersuchten Personen mit Kolonialbezug. Abbildungsverzeichnis, Bibliographie und Quellenverzeichnis schließen den Band ab. Zahlreiche schwarzweiße Fotos vor allem von montantechnischen Anlagen aus den Kolonien aus unterschiedlichen Archiven geben einen anschaulichen Eindruck von der Arbeits- und Lebenssituation vor Ort.

Thiel entzieht sich bewusst der lokalpatriotisch vielleicht naheliegenden Versuchung, die von ihm behandelte Geschichte als eine Geschichte der Beglückung der Welt durch Freiburger Absolventen zu schreiben. Dennoch gelingt es ihm nicht immer deutlich zu machen, was die postkoloniale Perspektive, die der Reihentitel anführt, eigentlich auszeichnet. Hervorzuheben ist dennoch, dass der Text Rassismus und Ausbeutung immer wieder explizit anspricht, ohne dies aber an konkreten Beispielen festzumachen.

Gute Forschung wirft fast immer mehr Fragen auf als sie löst, was auch für dieses Buch gilt. Generell kann man nur hoffen, dass diese Fragen zum Ausgangspunkt für weitere prosopographische Forschungen werden, die dann vor allem erzählende Quellen wie Briefe und Tagebücher, aber auch Unterlagen aus Firmenarchiven und Kolonialbehörden zum Gegenstand haben müssten. Dass die Erschließung solcher Quellen Schwierigkeiten aufwirft, ist dem Rezensenten klar, weswegen diese Bemerkungen auch nicht als Kritik am Autor zu verstehen sind. Gerade bei Fragen zu den Motiven, den politisch-weltanschaulichen Einstellungen, aber auch den Wirkungen der Freiburger in den Kolonien würden sich aber zweifellos interessante Antworten ergeben. Ulrich Thiel bleibt jedenfalls zu danken, dass er sich der mühevollen Arbeit unterworfen hat, die ihm zur Verfügung stehenden Quellen so aufzubereiten, dass nun eine substanzielle Grundlage für Einzelforschungen vorhanden ist.

Dr. Jens Beutmann

Verein für sächsische Landesgeschichte

Aktuelle Informationen

Nachdem die Corona-Schutzverordnungen seit einigen Monaten wieder mehr Möglichkeiten für direkte Begegnungen bieten, konnte auch der Verein für sächsische Landesgeschichte sein Programm wieder in Form von Präsenzveranstaltungen durchführen.

Am 30. April 2022 kamen die Mitglieder des Vereins zu ihrer Jahresversammlung im Festsaal der Gedenkstätte Bautzner Straße in Dresden zusammen. Der Versammlung ging die erstmalige feierliche Verleihung des Hubert-Ermisch-Preises für Geschichte und Kultur Sachsens voraus, den der Verein im Vorjahr gestiftet hatte. Mit dem Preis sollen jährlich herausragende studentische Abschlussarbeiten ausgezeichnet werden. Die Preisträgerin Sophie Döring M. A. stellte das Thema ihrer Masterarbeit zur Dresdner Kinogeschichte während der Zeit des Ersten Weltkriegs in einem Vortrag vor und wurde durch die Vorsitzende Dr. Judith Matzke als 100. Mitglied im Verein begrüßt.

Der offizielle Teil der Mitgliederversammlung wurde bei Anwesenheit von 24 Mitgliedern durch die Feststellung der Tagesordnung eröffnet. Dem Rechenschaftsbericht und dem Finanzbericht folgte die einstimmige Entlastung des Vorstandes bzw. des Schatzmeisters für das Geschäftsjahr 2021 durch die Mitglieder.

Eine Besonderheit war die Wahl von Prof. Dr. Reiner Groß und Prof. Dr. Friedrich Naumann zu Ehrenmitgliedern des Vereins. Dr. Michael Wetzel hob in einer Laudatio das langjährige Engagement für die Landesgeschichte und die herausragenden Verdienste beider Historiker um den Verein hervor. Dem Vorstand war es gerade im Jahr des 30. Vereinsgeburtstags ein besonderes Anliegen, seine beiden Gründerväter in dieser Form zu ehren. Wir gratulieren Prof. Dr. Reiner Groß und Prof. Dr. Friedrich Naumann zu dieser Wahl und danken beiden für ihr stetiges Wirken um den Verein seit der ersten Stunde!

Nach der Vorstellung neuer Mitglieder und einem von Prof. Dr. Joachim Schneider gegebenen Tätigkeitsbericht der AG Jubiläen fand die turnusgemäße Neuwahl des Vorstands statt. Der seit November 2019 amtierende Vorstand hatte im Vorfeld – u. a. in den Sächsischen Heimatblättern – seine Bereitschaft bekräftigt, sich für eine weitere Amtsperiode zur Wahl zu stellen. Darüber hinaus war Dr. Friedrich Pollack für eine Kandidatur als Vorstandsmitglied gewonnen worden. In geheimer Abstimmung wählten die Mitglieder des



Verleihung des Hubert-Ermisch-Preises für Geschichte und Kultur Sachsens (v.l.n.r.: Preisträgerin Sophie Döring M. A., Dr. Judith Matzke)

Vereins Dr. Judith Matzke (Erste Vorsitzende), Prof. Dr. Joachim Schneider (Zweiter Vorsitzender), Herrn Martin Munke M. A. (Schatzmeister), Dr. Frank Metasch (Schriftführer) sowie Herrn Lennart Kranz M. A., Dr. Friedrich Pollack und Dr. Michael Wetzel als Beisitzer in den neuen Vorstand.

Der neugewählte Vorstand trat am 20. Juni 2022 im alten Lesesaal des Hauptstaatsarchivs in Dresden zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen und sprach über Schwerpunkte der künftigen Arbeit. Weiter ausgebaut werden sollen v. a. die Präsenz in ganz Sachsen, die Vielfalt der Veranstaltungsformate, die Zusammenarbeit mit Partnereinrichtungen und die Öffentlichkeitsarbeit. Wie schon in der Vergangenheit wird auch in diesem Jahr eine offene Vorstandssitzung stattfinden, zu der alle interessierten Mitglieder



Die Ehrenmitglieder des Vereins Prof. Dr. Friedrich Naumann und Prof. Dr. Reiner Groß

eingeladen sind. Im Mittelpunkt der voraussichtlich am 19. September 2022 stattfindenden Sitzung wird die Programmplanung für das Vereinsjahr 2023 stehen. Alle Mitglieder werden rechtzeitig informiert.

Pünktlich zur schönen Jahreszeit eroberte unser Verein mit auswärtigen Veranstaltungen die sächsische Geschichtslandschaft. Los ging es am 14. Mai 2022 mit einer Exkursion nach Wildenfels zum Vortrag von PD Dr. Gerd-Helge Vogel (Berlin). Im Rahmen der Präsentation und einer Schlossführung lernten die Teilnehmenden diese nur wenig bekannte Herrschaft in der Zeit der Grafen zu Solms-Wildenfels kennen, die im 18. Jahrhundert eine kulturelle Blüte erlebte. Das 1945 enteignete Schloss wird seit Ende der 1990er-Jahre durch den Freundeskreis Schloss Wildenfels e. V. restauriert und museal betreut.



Podiumsgespräch zum Vereinsjubiläum mit Vereinsvorsitzenden gestern und heute (v.l.n.r.: Dr. Judith Matzke, Dr. Christine Klecker, Dr. Konstantin Hermann)

Am 11. Juni 2022 konnte dann der für November 2021 vorgesehene Workshop „#Geschichtsvereine22. Formate – Vernetzung – Perspektiven“ – nach einer pandemiebedingten Verschiebung – in Kooperation mit dem Evangelischen Bildungs- und Gästehaus Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis glücklicherweise doch noch stattfinden. Großzügige finanzielle Förderung erhielt der Workshop wiederum durch die Deutsche Stiftung für Engagement und Ehrenamt. Nach dem Workshop „#Geschichtsvereine20“ im September 2020 im Stadtmuseum Dresden war es bereits die zweite derartige Veranstaltung des Vereins, die dem Austausch von historisch arbeitenden Vereinen in ganz Sachsen dient. Den Auftakt machte Prof. Dr. Gisela Weiß (Leipzig) mit einem hybrid gehaltenen Vortrag über den ehrenamtlichen Einsatz in und für Museen. Am Vormittag und am Nachmittag hatten die knapp 30 Teilnehmenden dann Gelegenheit, aus jeweils drei bis vier parallel stattfindenden Themen für Gruppenarbeiten zu wählen. Das Angebot reichte von der Akquirierung finanzieller Mittel für ehrenamtliche Vereinstätigkeiten über die mediale Sichtbarkeit von Geschichtsvereinen bis hin zur Aufarbeitung von Quellen- und Sammlungsbeständen in Vereinsbesitz und den Partizipationsmöglichkeiten von Geschichtsinteressierten über Citizen-Science-Projekte. Im abschließenden Gespräch äußerten alle Anwesenden, dass auch künftig Bedarf an diesem Workshop-Format gesehen wird. Regen Zuspruchs erfreute sich schließlich das Sommerfest am 2. Juli 2022 auf Schloss Nickern im Süden von Dresden, das ganz im Zeichen des 30. Vereinsgeburtstags stand. Für

die Mitglieder verschiedener Generationen war es eine willkommene Gelegenheit, um miteinander ins Gespräch zu kommen, zu feiern und die Geselligkeit zu pflegen, die das Vereinsleben auszeichnet und bereichert. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Friedrich Naumann (Chemnitz) erinnerte in seinem Vortrag an die „Gründerzeit“ des Vereins, in der die Arbeit der Heimatgeschichte und Denkmalpflege des Kulturbundes unter Rückbesinnung auf die Wurzeln des Altertumsvereins in den schließlich 1992 gegründeten Verein für sächsische Landesgeschichte mündete. Anschaulich schilderte er die Bedingungen, unter denen die Mütter und Väter des Vereins darangingen, dem großen Interesse an sächsischer Landesgeschichte und an der Fortsetzung von Weiterbildungen für Ortschronisten und andere engagierte Laien eine neue Form zu geben. Die anschließende Podiumsdiskussion mit den ehemaligen Vorsitzenden des Vereins Dr. Christine Klecker (1992–1999) und Dr. Konstantin Hermann (2011–2019) sowie der amtierenden Vorsitzenden Dr. Judith Matzke (seit 2019) bot erneut Gelegenheit, um die Entwicklung des Vereins in den letzten 30 Jahren bis zur Gegenwart zu reflektieren. Dabei wurde deutlich, welche wichtige Rolle die persönliche Motivation, das Interesse, ja die Leidenschaft für die Themen der Landesgeschichte für die Vorsitzenden spielten und spielen. Eine Gemeinsamkeit bei allen war übrigens, dass sie mehr oder weniger überrascht wurden von der Aufgabe, die auf sie zukam, dass sie aber im Dienst der Sache beherzt anpackten. Die Tätigkeit der AG Jubiläen zeigt, dass der Verein inzwischen nicht mehr nur Akteur, son-



Foto: Robert Matzke

Jubiläumstorte zum Vereinsgeburtstag

dern auch selbst Gegenstand der landesgeschichtlichen Forschung geworden ist. Präsentiert wurde abschließend ein Zusammenschnitt von Zeitzeugeninterviews, die in den vergangenen Monaten mit Mitgliedern der ersten Stunde zu ihren Erinnerungen und Wünschen an den Verein geführt wurden. Dabei zeigte sich recht deutlich, dass die Aufgabe des Vereins besonders in der populären Vermittlung landesgeschichtlicher Forschungsergebnisse, der Einordnung und Einbeziehung ortsgeschichtlicher Befunde in einen übergeordneten Rahmen und im Austausch aller Interessierten liegen soll. Unser Ziel ist jedenfalls, dass der Verein auch weiterhin mit relevanten Themen und Formaten Interessierte aus allen Teilen des Freistaates Sachsen anspricht und miteinander ins Gespräch bringt, zu eigener Forschung im Bereich von Ortschronistik und Citizen Science anregt und generationenübergreifend neue Unterstützerinnen und Unterstützer für seine Projekte gewinnt.

Lennart Kranz

Veranstaltungen 2022

13. September 2022, 18:00 Uhr

Führung mit Dörthe Schimke M.A. über den Eliasfriedhof, Ziegelstraße 22, Dresden
Der Eliasfriedhof zählt zu den herausragendsten Dresdner Sehenswürdigkeiten. Gegründet als Pest- und Armenfriedhof etablierte er sich im 18. Jahrhundert als bevorzugter Begräbnisplatz der Residenzstadt. Seit 1877 wird der Friedhof nicht mehr für Beerdigungen genutzt. Die Führung bietet Einblicke in die spannende Geschichte des Friedhofs, seiner Grabmale und nicht zuletzt der dort bestatteten Dresdnerinnen und Dresdner.

7. Oktober 2022, 13:00–18:00 Uhr

Leo Bönhoff (1872–1943) – Sächsischer Landes- und Kirchenhistoriker, Theologe und Gemeindepfarrer zwischen Kaiserzeit und Nationalsozialismus

Der Workshop erinnert aus Anlass seines 150. Geburtstags an den vielseitigen und äußerst produktiven Landeshistoriker und Theologen. Vorträge widmen sich dem kirchen- und landesgeschichtlichen Werk Bönhoffs, dessen Forschungen zur sächsischen Orts-, Herrschafts-, Missions- und Reformationsgeschichte bis heute von Bedeutung sind. Doch war Bönhoff auch ein sehr aktiver Seelsorger. Als Zeuge tiefer historischer Umbrüche, die er als Gemeindepfarrer im Erzgebirge und später dann vor allem in Dresden erlebte, suchte er nach Antworten auf die Probleme seiner Zeit.

Die SLUB wird zum Anlass eine umfassende Online-Bibliografie mitsamt Digitalisaten der Arbeiten Bönhoffs freischalten. Vorträge von Hans-Peter Hasse (Dresden), Konstantin Hermann (Dresden), Armin Kohnle (Leipzig), Bernd Kunzmann (Rade-

beul), Dirk Martin Mütze (Kohren-Sahlis), Joachim Schneider (Dresden), Michael Wetzel (Zwönitz).

Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft für Sächsische Kirchengeschichte sowie der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Tillich-Bau der TU Dresden, Helmholtzstr. 6/8

29. Oktober 2022

Bauer sucht Schloss. Weesenstein in bürgerlicher Hand

Es klingt fast wie im Märchen: Ein Müllersohn kauft einem Prinzen ein ganzes Schloss samt Park und Rittergütern ab. Es sind jedoch harte Zeiten. Der Erste Weltkrieg ist noch nicht zu Ende und die Weltwirtschaftskrise droht. Anschaulich wird bei der Führung die spannende Geschichte des erfolgreichen Textilunternehmers Emil Alwin Bauer aus Aue,

seiner Familie und seiner Firma erzählt – bis heute. Berichtet wird auch von seinen gewagten, aber nie ausgeführten Umbauplänen für das Schloss.

Sonderführung mit Dr. Christine Klecker (Dohna) durch die gleichnamige Ausstellung auf Schloss Weesenstein

15. November 2022, 18:00 Uhr

1831 – Reform des Schulwesens und der Stadtverfassung von Chemnitz

Kaum eine andere sächsische Stadt änderte sich zu Beginn des Industriezeitalters so nachhaltig wie Chemnitz. Dass von der Region zahlreiche wirtschaftliche Impulse ausgingen, ist hinlänglich bekannt. Aber die ökonomische Entwicklung erforderte auch Veränderungen, besonders der städtischen Verfassung und im Bildungswesen. Mit dem „Verein zur Begründung einer Allgemeinen Bürgerschule“ bildete sich 1826 eine Initiative aus Unternehmern und Handwerkern, die das Schulwesen modernisieren und die technische Bildung stärken wollten und dabei auf reformorientierte Staatsbeamte trafen. Schon vor dem Inkrafttreten der Allgemeinen Städteordnung 1832 und dem Schulgesetz von 1835 wurden die Reformen in Chemnitz realisiert. Der Vortrag wird verdeutlichen, dass diese Vorgänge die Reformen in Sachsen insgesamt stärker beeinflussten, als das bislang bekannt war.

Vortrag von Dr. Gabriele Viertel (Niederwiesa) im Hauptstaatsarchiv Dresden

13. Dezember 2022, 18:00 Uhr

Philanthrop oder Despot: Fürst Otto Victor I. von Schönburg-Waldenburg (1785-1859)

Auch mehr als 150 Jahre nach seinem Tode künden in Westsachsen noch Einrichtungen und Baulichkeiten wie Schulen, Krankenhäuser und ein „Naturalienkabinett“ vom Wirken des zweiten Fürsten von Schönburg-Waldenburg. Geboren 1785 als Graf des Alten Reiches und in den napoleonischen Kriegen zum entscheidungsfähigen und -freudigen Manne gereift, prägte er im Vormärz die wirtschaftliche, kulturpolitische und kirchliche Entwicklung seines innerhalb des Königreiches Sachsen weitgehend eigenständigen Herrschaftsbereiches. Sparsam und freigiebig, detailversessen und großzügig, strenggläubig und tolerant, bescheiden und standesbewusst – eine Deutung dieser Widersprüche erscheint möglich, wenn man ihm einen markanten pragmatischen Paternalismus als die Leitlinie seines Handelns zubilligt.

Vortrag von PD Dr. Arnd-Rüdiger Grimmer (Berlin) im Hauptstaatsarchiv Dresden

Kontakt

Verein für sächsische Landesgeschichte e. V.
c/o Sächsisches Staatsarchiv –

Hauptstaatsarchiv Dresden
Archivstraße 14
01097 Dresden

Internet:

www.saechsische-landesgeschichte.de

E-Mail:

kontakt@saechsische-landesgeschichte.de

Twitter: @LaGeschSachsen

Hinweis

18. November 2022, 18:30 Uhr

Der Verein Schwarzes Kleeblatt e. V. Schloss Kuckuckstein lädt in Zusammenarbeit mit dem Freundeskreis Schloss Naundorf e. V. zu einem Gedenkkolloquium zum 250. Geburtstag von Hans Georg von Carlowitz ein. Damit wird an den Vater der ersten sächsischen Verfassung erinnert. Veranstaltungsort ist das Landhaus, Stadtmuseum Dresden, Rampische Straße – und damit jener Ort, an dem die erste Verfassung Sachsens verabschiedet wurde.

Karten (10,00/6,00 Euro) können über www.schloss-kuckuckstein.de bestellt werden. Angeboten werden acht Vorträge überwiegend von Mitgliedern des Vereins für sächsische Landesgeschichte.

IMPRESSUM Sächsische Heimatblätter

ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
Mitteilungsblatt des Vereins für sächsische Landesgeschichte e. V. und des Zentrums für Kultur und Geschichte e. V.

Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat

Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna
shb@zkg-dd.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath

Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Günter Donath, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocquél, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Martin Munke, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Michael Wetzels, Dr. Peter Wiegand

Herstellung: DDV Elbland GmbH Meißen

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 40,00 € inklusive Mwst., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 10,00 € und 15,00 €.

Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.

Titelbild: Blick auf Frankenberg/Sa., Foto: Stadtverwaltung Frankenberg/Sa.

■ Sachsens Pioniergeist entdecken

Erlebnismuseum ZeitWerkStadt

ZEIT
WERK
STADT
FRANKENBERG

DAS MUSEUM ZUM MITMACHEN

Wusstest du, dass viele Erfindungen, die die Welt verändert haben, aus Sachsen kommen? Die Sachsen sind eben echte Pioniere! Handwerk, Autos, Technik und noch vieles mehr.

**Ein Erlebnis für
die ganze
Familie!**



DIGITALE BEGLEITER FÜR JUNG UND ALT

Der kleine Roboter Friedhelm und unsere digitalen Protagonisten aus Frankenberg/Sa. begleiten euch durch die Ausstellung – mit ihren ganz individuellen Anekdoten.



EINZIGARTIGE EXPONATE ENTDECKEN

Zum Beispiel unsere Automobilexponate von Framo und Barkas oder die Druckerpresse, auf der 1845 die erste Tageszeitung der Welt nach heutigem Standard gedruckt wurde.

DER TIMECUBE

Einzigartig in Europa:
Die begehbare
Multimedia-Installation
mit 1,3 Milliarden Pixeln.
Ein Film zum „reingehen“.



www.zeit-werk-stadt.de